This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Marie Christine,

Erzherzogin von Oesterreich.

Von

Adam Wolf.

Erster Band.

1742 – 1788.

Wien.
Carl Gerold's Sohn.
1863.

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES

Marie Christine,

Erzherzogin von Oesterreich.

Von

Adam Wolf.

Erster Band.

1742—1788.

Wien.
Carl Gerold's Sohn.
1863.

DB73
M2W8
v.1.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen behält ſich der Verfaſſer vor.

Vorrede.

Die Grundlage dieſes Buches iſt eine Reihe von Correſpondenzen, Memoiren und Berichten aus dem ſchriftlichen Nachlaſſe des Herzogs Albert von Sachſen-Teſchen.

Zu den Correſpondenzen gehören die Briefe der Prinzeſſin Iſabella von Parma, der erſten Frau Kaiſer Joſeph's II., an die Erzherzogin Chriſtine, Briefe der Kaiſerin Maria Thereſia an Chriſtine und Herzog Albert (1766—1780), Briefe Joſeph's II. an Chriſtine (1766—1790), Briefe K. Leopold's II. an dieſelbe (1786—1792), Briefe von ungariſchen und öſterreichiſchen Herren, ferner die Briefe der Erzherzogin Chriſtine an Herzog Albert 1778, an Staatsmänner und Officiere u. a. Im Ganzen ſind gegen 2500 Briefe.

Ein zweiter Theil des Nachlaſſes ſind die Memoiren des Herzogs Albert von 1780 bis 1798. Der Herzog hat ſeine Aufzeichnungen von ſeinem Eintritte nach

Oesterreich 1760 angefangen und bis zum Tode seiner Frau 1798 fortgesetzt. Es waren fünf Foliobände. Die ersten drei, welche die Zeit seiner Statthalterschaft in Ungarn bis 1780 umfaßten, sind verloren gegangen. Meine Mühe, irgend eine Spur davon aufzufinden, war vergeblich. Vielleicht sind sie von Bonn nach Frankreich geschleppt worden, vielleicht mit dem Schiffe, welches 1792 die Habseligkeiten des Herzogs mit sich führte, in's Meer versunken. Die zwei Bände Memoiren, welche für dieses Buch benützt wurden, umfassen die wichtigste Zeit seines Wirkens und des Lebens seiner Frau: die Regierung in Belgien, die Josephinischen Reformen, die Brabanter Revolution, die Feldzüge gegen Frankreich bis 1798.

Ein dritter Theil sind die Reiseberichte. Unter diesen ist der beste und wichtigste die Beschreibung der Reise in Italien 1776, ein Folioband. Er bildet die Quelle für das dritte Kapitel des Buches. Die officiellen Aktenstücke betreffen die Regierung in Belgien und die Kriege gegen Frankreich. Der Herzog hat sie gesammelt als eine Rechtfertigung seines Handelns und Wirkens. Ich habe sie mit den besten Werken über jene Zeit verglichen und in den wichtigsten Stellen benützt.

Eine werthvolle Ergänzung lieferte mir das fürstlich Lobkowitz'sche Archiv zu Raudnitz in Böhmen mit den

Briefen der Erzherzogin Christine an die Fürstin Eleonore Liechtenstein (1781—1794).

Ich wollte dieses reiche handschriftliche Material der allgemeinen und besonderen wissenschaftlichen Erkenntniß zuführen und benützte dasselbe, um das Leben der Frau zu schildern, an welche die Briefe gerichtet sind, welche selbst durch lange Zeit der Mittelpunkt eines politischen Lebens war. Der urkundliche Stoff ist von so bedeutendem geschichtlichen Interesse, unsere heimischen Quellen für die Geschichte Joseph's II. und Leopold's II. sind so tief verborgen, daß ich nicht Anstand nahm, manches mitzutheilen, wenn es auch die Schicksale der Erzherzogin Christine nicht unmittelbar berührt hat. Briefe, wie Memoiren sind französisch geschrieben und für den Zweck des Buches übersetzt; einzelne wichtige Stellen sind in den Anmerkungen citirt, und um den Leser in den unmittelbaren Verkehr der vornehmsten Persönlichkeiten einzuführen, wurden einige der interessantesten Briefe im Kapitel XII beigefügt, und zwar getreu nach dem Original in aller fehlerhaften französischen Stylisirung.

Das Buch sollte eigentlich heißen: Marie Christine und Herzog Albert. Ihr Leben und ihre Regierung war gemeinschaftlich; mit dem Tode seiner Frau trat der Herzog auch aus allen öffentlichen Beziehungen heraus.

Der Kürze wegen und um mit dem Jahr 1798 abschließen zu können, wählte ich den Titel: Marie Christine.

Möge das Buch allen Freunden der Geschichte Freude machen, vor allem jenen Herren und Frauen, welche sich so lebhaft für das Zustandekommen desselben interessirt haben. Dem hochsinnigen erlauchten Herrn, welcher mir den ganzen schriftlichen Nachlaß in freiester Weise zur Bearbeitung überlassen hat, sage ich meinen wärmsten, aufrichtigsten Dank.

Vicenza, Februar 1862.

Ad. W.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

I. In der Jugend 1742—1766. . . . . 1—44

Das Denkmal in der Auguſtinerkirche 3
Erinnerung an Marie Chriſtine 4
Geburt und Erziehung 5
Erſter Haushalt 9
Wien und die Geſellſchaft 10
Iſabella von Parma 13
Freundſchaft und Verkehr der beiden Frauen . . . . . —
Ueber Friedrich II. 15
Iſabella über den Kaiſer und die Kaiſerin 20
Ihre Schwermuth 22
Ihr Tod 26
Chriſtinen's Trauer 27
Herzog Albert von Sachſen 28
Seine Liebe zu Chriſtine 29
Mütterliche Sorgfalt der Kaiſerin 31
Herzog Albert wird General-Kapitän und Statthalter von Ungarn 34
Aus den Briefen vor der Hochzeit 35
Die Verlobung 37
Heiratsbrief und Heiratsgut 38
Schloßhof wie es war und iſt 41
Die Hochzeit am 8. April 1766 43
Nach Ungarn 44

II. In Glück und Frieden 1766—1775. . 45—82

Das Schloß in Preßburg 47
Hof und Haushalt der Statthalter 48
Die ungariſche Ariſtokratie 51
Ungariſches Staatsleben unter Maria Thereſia 52

*

Seite
Erleichterung des Bauernstandes 55
Herzog Albert als Statthalter 57
Briefe Maria Thereſia's an Albert und Chriſtine 59
Hofordnung für Chriſtine 63
Maria Thereſia über das Verhältniß einer Frau in der Ehe 66
Krankheit und Geneſung der Kaiſerin 73
Verkehr mit Chriſtine 75
Maria Thereſia und Joſeph II. . . . . —
Wittwentrauer der Kaiſerin 78
Kleine Zettel aus ihrem Gebetbuche 79

III. Reiſe in Italien 1776. . . . . . 83—146

Reiſebericht des Herzogs 85
Fahrt nach Venedig 86
In Bologna 88
Nach Florenz 89
Der Großherzog, ſeine Familie und Regierung 91
In Rom 94
Der Papſt und die Kardinäle 97
Römiſche Regierung und Geſellſchaft 99
Nach Portici 101
König Ferdinand, Königin Karoline 103
Hof und Regierung 107
Tanucci 109
Oeffentliche Zuſtände 111
In Pompeji, Neapel und Caſerta 115
Rückkehr über Rom nach Florenz 119
Hofleben in Poggio a Cajano 120
Der Hof von Modena 122
Herzog und Herzogin von Parma 124
Reiſe nach Turin 128
Fürſtliche Perſonen . . . . . —
Staatsſecretär d'Aigueblanche 134
Die Armee 136
Die Turiner Geſellſchaft 137
Reiſe des Herzogs Albert durch Piemont und Savoyen . . 138
Mailand, der Adel 140

Seite
Die österreichische Regierung und Graf Firmian 142
Ueber Verona nach Venedig 143
Bekanntschaften 144
Heimkehr 145

IV. Trennungen 1776—1780. . . . . 147—176

Der baierische Erbfolgestreit 149
Prinz Albert bei der Armee 150
Stimmung der Kaiserin . . . . . —
Abfall der Bundesgenossen Frankreich und Sachsen . . . 151
Der kleine Krieg 152
Kriegsscheu Maria Thresia's 153
Der Friede zu Teschen 155
Christine in Wien und Schönbrunn . . . . . —
Ihre Liebestrauer 156
Aus ihren Briefen 1778 158
Rückkehr des Herzogs 162
Maria Thresia und die Wahl zu Köln 163
Christine und Albert als Statthalter für die Niederlande bestimmt 164
Die letzten Briefe der Kaiserin 166
Die letzten Tage und der Tod 168
Begräbniß 172
Die Thresianische Gruft bei den Kapuzinern 173
Nachruf 175
Christinen's Erbschaft 176

V. Neue Lebenskreise 1781 — Oct. 1786. 177—238

K. Joseph II. und seine staatlichen Principien 179
Verhältniß zu Christine und Albert 182
Reise nach Belgien 184
Stellung der Generalstatthalter 186
Belgische Zustände 188
Rundreise im Lande 191
K. Joseph 1782 in Wien und Laxenburg 193
Der Papst in Wien 194
Aufhebung des Barriere-Vertrags 197

Seite
Kirchliche Reformen in Belgien 198
Christinen's Hofhalt 201
Starhemberg und Belgiojoso 204
Der Scheldestreit 1784 — 85 205
Verhandlungen 208
Widerstand der Holländer 212
Der Friede und seine Folgen 218
Aus den Briefen Joseph's und Christinen's 221
Albert und Christine in Wien 1786 224
Reise nach Frankreich 228
Vom Hofe und der Gesellschaft 229
Reise an der Küste 237
Heimkehr 238

VI. Störungen, Oct. 1786 — Nov. 1788. 239 — 283
Reformen K. Joseph's für Kirche und Schule in Belgien 241
Der Studententumult in Löwen 242
Die neue Verwaltung 243
Absoluter Charakter derselben 246
Stimmungen im Lande 247
Widersetzlichkeit der Stände 249
Stellung der Generalstatthalter . . . . . —
Ihre Erklärung vom 31. Mai 1787 255
Die Folgen 257
Der Kaiser erkennt sie nicht an 258
Die Statthalter in Wien 1787 259
Die belgische Deputation 261
Principieller Gegensatz des Kaisers und der Stände . . . 264
Graf Murray . . . . . —
D'Alton und Trautmannsdorf 265
Erster Conflict mit dem Volke 266
Christine und Albert kehren nach Brüssel zurück 269
Politische Gesinnung der Statthalter 270
Aus den Briefen Christinen's an Joseph 272
Der Kaiser im Türkenkriege 274
Seine Briefe aus dem Feldzuge 1788 276

I.

In der Jugend.

1742 — 1766.

In der Auguſtinerkirche zu Wien ſteht das Grabdenkmal der Erzherzogin Marie Chriſtine. An der Wand nahe bei dem Eingange zur Kapelle erhebt ſich eine Pyramide von mäßiger Höhe. Im oberen Felde iſt eine Relief-Figur der Glückſeligkeit mit einem Bildniſſe. Die Inſchrift verkündet den Namen des Porträts: Maria Christina, Austriaca. Inmitten iſt eine ſchmale offene Pforte. Ueber die Stufen ſchreiten mehrere allegoriſche Geſtalten: eine trauernde Tugend mit einer Aſchen-Urne, zwei Mädchen mit Fackeln und die Wohlthätigkeit, die einen alten blinden Mann am Arme führt; ihr folgt ein kleines betendes Mädchen. Links auf den Stufen liegen die Wappenſchilder von Oeſterreich und Sachſen und ein geflügelter Genius lehnt ſich auf einen ruhenden Löwen.

Das Denkmal wurde von Chriſtinen's Gemahl, dem Herzog Albert von Sachſen-Teſchen, beſtellt und von Canova in den Jahren 1798 bis 1805 gearbeitet. Ungeachtet ſeiner antikiſirenden Richtung iſt es eines der herrlichſten Werke der neueren Bildhauerkunſt und jedenfalls das ſchönſte Monument, das Wien beſitzt. Die Anordnung des Ganzen iſt durchaus harmoniſch,

nichts stört das Auge. Bei aller weichen Sentimentalität und vornehmen Glätte, welche die Werke Canova's kennzeichnen, spricht aus den Gestalten eine wahre lebendige Empfindung und die volle Grazie der weiblichen Schönheit.

Uns mahnt das Denkmal an eine Frau des achtzehnten Jahrhunderts, an eine Tochter der unvergeßlichen Kaiserin Maria Theresia, an eine Frau voll Herz und Geist, Anmuth und Sitte. Man weiß bisher von ihr wenig mehr, als daß sie geboren wurde, gelebt und geliebt hat, wie eine andere Frau, und gestorben und vergessen ist, ein Blatt mehr, das der Sturm vom Baum der Zeit abwirft. Und doch ist ihr Leben vor vielen anderen werth, daß man es erzählt. Die Bewegung und Denkart eines halben Jahrhunderts wirken auf dasselbe. In seinen Erfahrungen und Eindrücken, in seinen geistigen Kämpfen liegt ein Stück der Geschichte Oesterreichs aus einer bedeutungsvollen Zeit. Alle Erinnerungen an Maria Theresia, an Joseph II., an Leopold II., an so viele politische Wandlungen, an die Revolution und ihre Schrecken werden damit lebendig. Die Geschichte dieser Frau führt uns an den Hof Maria Theresia's in ihrer besten Zeit, nach Preßburg, wo Christine lange Jahre gewohnt hat, nach Ofen, wo eine Vorstadt ihren Namen trägt, nach Brüssel, Paris, Bonn und Dresden, in den vertrauten Verkehr so vieler fürstlichen Personen, welche zu Christinen's

Freunden und Verwandten gehörten. Ihre Anſichten und Grundſätze, die Schickſale und der Charakter ihres Mannes und ein häusliches Leben, deſſen innerer Friede nie geſtört wurde, legen ſich uns dar.

Maria Thereſia hat ihre erſten Kinder wahrhaft in Noth und Schmerzen geboren. Im erſten Jahre ihrer Regierung war die Bedrängniß ſo groß, daß ſie ihrer Schwiegermutter, der Herzogin von Lothringen ſchrieb, ſie wiſſe nicht, wo ſie ihre Niederkunft ruhig abwarten könne. Halb Europa hatte ſich in Waffen erhoben, um den öſterreichiſchen Staatsbau zu zertrümmern, die Hälfte der Monarchie war vom Feinde beſetzt. Im Winter 1741—42 erfolgte der Umſchwung, im Frühjahre wurden die Franzoſen und Baiern über die Grenzen gejagt, in Böhmen und Schleſien hoffte man auf Erfolg. Nach den erſten frohen Botſchaften von der Armee war Maria Thereſia in die Burg ihrer Väter zurückgekehrt. Hier brachte ſie am Pfingſtfeſte den 13. Mai 1742 ein Mädchen zur Welt, welches Tags darauf getauft und zu Ehren der Mutter und Großmutter Maria Chriſtine genannt wurde. Der Hofjournaliſt berichtete, wie der Adel in die Burg eilte, um ſeine Glückwünſche darzubringen, wie bei der Taufe die Erzherzogin Maria Anna und der Prinz von Heſſen-Rheinfels die Stelle der Pathen vertraten und wie am

16. Juni die Königin den Vorgang aus dem Kindbette hielt. Maria Thereſia war damals 25 Jahre alt, in der Blüthe ihres Lebens, ihrer Schönheit. Gewiß war der Anblick bezaubernd, als an jenem Tage die junge Mutter ſtrahlend von Geſundheit, Anmuth und Glück an der Seite ihres Gemahls mit Herren und Frauen durch die Gemächer der alten Kaiſerburg ſchritt.

Marie Chriſtine war das vierte Kind Maria Thereſia's. Zwei Mädchen waren frühzeitig geſtorben. Die Erzherzogin Maria Anna war 1738 kurz vor der italieniſchen Reiſe zur Welt gekommen, Joſeph am 13. März 1741 in der ſchweren Zeit, als in Nymphenburg die Theilung Oeſterreichs verhandelt wurde. Nach Marie Chriſtine folgten noch zur Zeit des öſterreichiſchen Erbfolgekrieges die Prinzen Karl und Leopold, die Frauen Eliſabeth und Amalia; von 1750 bis 1756 Ferdinand, Maximilian und die Prinzeſſinnen Johanna, Joſepha, Karoline und Marie Antoinette. Chriſtine wurde der entſchiedene Liebling der Mutter. War es die Erinnerung an die Hoffnung und Freude, mit der Maria Thereſia dieſes Kind getragen, war es Chriſtinen's friſche Lebendigkeit, die grenzenloſe Verehrung für die Mutter, die ihr ſo viel Liebe und Güte erwarb? Wer kennt die geheimnißvollen zarten Fäden, welche Mutter und Kind an einander knüpfen!

Chriſtinen's erſte Jugend fällt in die Jahre 1748 bis 1756, in eine Zeit, wo Oeſterreich im Frieden

alle ſeine Kräfte ſammelte, wo Maria Thereſia der Mittelpunkt eines neuen politiſchen Lebens, eines glänzenden Hofes und eines glücklichen Familienlebens war. Im täglichen Verkehr mit der Mutter, in der Hut des Vaters von Liebe, Glück und Frohſinn umfloſſen wuchs Chriſtine heran wie eine Pflanze auf geſundem Boden, in Licht und Wärme geſtellt. Ihr Unterricht war kümmerlich. Die Wiſſenſchaft war noch in ſo enge Schranken abgeſchloſſen, daß nur wenige und unreife Früchte auf die breite Straße des Lebens fielen. Den Frauen insbeſondere war ein karges Wiſſen zugemeſſen. Man darf nur die populären Bücher jener Zeit in die Hand nehmen. In den Mittheilungen aus der Natur und Völkerkunde wird von fabelhaften Thieren und Halbracen der Menſchen geſprochen. Von der Geſchichte und dem ganzen Leben der Menſchheit wurde ein Abriß der Geſchichte des Alterthums, der Verzeichniſſe der jüdiſchen und egyptiſchen Könige geboten. Das meiſte Gewicht wurde auf Sprachkenntniſſe und auf den religiöſen Unterricht gelegt. Dieſen leitete bei der Erzherzogin P. Franz, der auch Joſeph II. unterrichtet hat, nach ihm P. Lechner; beide waren Jeſuiten, die in Oeſterreich noch in allem Unterricht das große Wort führten. Ganz ausgezeichnet waren Chriſtinen's Fortſchritte in den Sprachen. Sie ſprach fertig italieniſch, franzöſiſch, ſchrieb recht gut engliſch aber ſchlecht deutſch. Ihre Briefe ſind franzöſiſch geſchrieben, wie faſt von

allen fürſtlichen Frauen des achtzehnten Jahrhunderts. Man weiß, daß an allen deutſchen Höfen franzöſiſche Sprache und Sitte maßgebend war. In Wien wurde wenigſtens im Familienkreiſe deutſch geſprochen. Für die Muſik ſcheint Chriſtine keine ſolche Vorliebe gefaßt zu haben, wie Joſeph; ſie brachte es nur zu einigen Liedchen und Menuets auf dem Claviere. Dafür beſaß ſie ein ausgeſprochenes Talent für's Zeichnen und Malen. Mit ihrem Lehrer Graſſi führte ſie ganz hübſche Zeichnungen aus. Noch als Frau in Ungarn und Belgien übte ſie das Talent und zeichnete Landſchaften und Figuren. Die Gallerie, die ihr Mann gegründet hat, bewahrt einige vortreffliche Handzeichnungen von ihr: Blätter zu Don Quixote, Copien nach Oſtade, Teniers und van Dyck.

Ihre Erziehung war einer ausgezeichneten Frau des Wiener Hofes anvertraut, der Baronin Vasquez, gebornen Gräfin Kokořowa. Die eigentliche Leitung der Erziehung ging aber von der Kaiſerin ſelbſt aus. Sie duldete hierin keine Einmiſchung, keinen fremden Willen. Jeden Tag zur Mittagſtunde mußten die „Kinderfrauen" zu ihr kommen und Bericht erſtatten. Sie nahm Notiz von jedem Buch, das ihre Töchter in die Hand bekamen, von jedem Briefe, den ſie ſchrieben. Sie überwachte den Unterricht, ſetzte Gebete auf, welche die Kinder Morgens und Abends in ihrer Kammer ſprachen. Wie ihre Tageszeit genau geordnet war, wie ſie bei allen

Audienzen, bei jeder Fahrt pünktlich die Stunden einhielt, so forderte sie es von ihrer Umgebung. Man kann sagen, die Kinder brachten den Tag von sechs Uhr Früh bis sechs Uhr Abends mit Beten und Lernen zu. So ganz und gar ein altdeutsches Familienleben voll Zucht und Gehorsam, Maß und Sitte stellt sich hier dar. Es war die ernste strenge Schule, in welcher die Kraft des Willens und die Ordnung des Geistes gedeihen konnten. Rauschende Feste für die Jugend gab es nicht. Es war eine Auszeichnung, wenn die beiden älteren Töchter und Joseph mit den Aeltern speisen, wenn sie ihre Tante, die Prinzessin Charlotte von Lothringen, besuchen durften. Erst mit vierzehn Jahren wurden sie etwas freier gehalten. Sie durften den französischen Komödien bei Trautson, den kleinen Soiréen bei Batthiany und Taroucca beiwohnen und in den Singspielen mitwirken, welche Metastasio für den Hof dichtete. Die Kaiserin nahm sie auf kleine Fahrten nach Schloßhof, Preßburg und Goldegg mit.

Mit achtzehn Jahren 1760 bekam Christine ihren eigenen Hofstaat. Als Obersthofmeister wurde ihr Graf Losy, als Obersthofmeisterin ihre Erzieherin und Freundin Baronin Vasquez beigegeben. Zwei Hofdamen, damals „Kammerfräulein" genannt, die Gräfinnen Goës und Rosa Wallis kamen zu ihr, eine Kammerfrau Schloißnigg, zwei Kammerdiener, Heizer und Thürhüter sollten ihr Hauswesen versehen. Sogar Beichtväter waren in

ihrem Dienſt; unter ihnen jener P. Franz Lechner, der in den Briefen Maria Thereſia's oft genannt wird und bis zum Tod bei ſeiner Herrin blieb.

Chriſtine verlebte den Winter in Wien, den Sommer in Schönbrunn und Laxenburg zunächſt nur in dem abgeſchloſſenen Hofkreiſe in Geſellſchaft der adeligen Herren und Frauen, die im Hofdienſt ſtanden und zu Hofe kommen durften. Von dem Adel auf dem Lande, von dem reizvollen Leben in Schloß und Wald, vom Leben auf der Straße und dem Verkehr der Städte erfuhren dieſe fürſtlichen Frauen wenig. Das Volk blieb ihnen zeitlebens eine dunkle, unentwirrbare Maſſe. Sie lernten nur Handwerker, die in ihrem Dienſt arbeiteten, oder verſchämte und unverſchämte Bettler kennen. Die innere Entwickelung, die Lebensanſchauung wurde dadurch mannigfach bedingt. Die Erkenntniß, welche Chriſtine aus ihrer engen Sphäre mitbrachte, hat ihr ſpäter manchen Genuß verwehrt und den freien Blick in das politiſche Treiben verhindert. Auch ihrer Mutter hat bei aller Klugheit, bei allem Mitgefühl dieſer Blick in die Geſtaltung des Volkes gefehlt. Nur Joſeph machte eine Ausnahme. Sein geiſtiges Weſen hatte ſich kaum entfaltet, als er das offene freie Leben in ſich einſtrömen ließ und ſein Herz für alles wahrhaft Menſchliche öffnete.

Der Hof, der Staat, die Geſellſchaft, alles war ſo grundverſchieden von den Lebensformen unſerer Tage.

Das Bürgerthum in Wien oder Prag war geistig todt. Es fehlte ihm an politischer Freiheit, an Verkehr, Bildung, an Rührigkeit und Thätigkeit. Erst unter Joseph wachsen und strecken sich neue Kräfte. Wer sich ein Bild von Wien im achtzehnten Jahrhundert vergegenwärtigt, wird die aristokratischen und geistlichen Elemente, welche in der Regierung und der Gesellschaft vorwiegend waren, überall erkennen. Es waren mehr Paläste, Klöster, Fideicommiß-Häuser als Kaufhallen und Bürgerwohnungen. Auf dem hohen Markte wurden Fische verkauft, auf dem Graben wurde gesotten und gebraten, an den Straßenecken lagen die Bettler, die Bürgerhäuser mit ihren hohen Giebeln und vergitterten Fenstern waren öde und leer. Wo sich heutzutage in den Vorstädten Fabriken, Werkstätten, die Gebäude milder Stiftungen erheben, waren die Landhäuser des Adels, französische Gärten mit geschnittenen Hecken und schwachen Fontainen: so der Paar'sche Garten in der Alservorstadt, der des Fürsten Kaunitz in Mariahilf, des Grafen Königsegg in Gumpendorf, der Starhemberg'sche auf der Wieden, der Liechtenstein'sche in der Roßau. Wenige bestehen noch und werden gepflegt. Die Paläste in der Stadt sind Bureaux oder Zinshäuser geworden. Eine Stadt wechselt ihre Formen wie die Gesellschaft, die in ihren Mauern wohnt. Damals lebten viele böhmische und ungarische Adelsfamilien in Wien. Ihre alten Freiheiten hatten die Herren längst zu den Füßen

der Habsburger niedergelegt. Sie ſtanden nun im Hofdienſt oder waren durch Sitte und Neigung an den Hof geknüpft, ſo die Trautſon, Dietrichſtein, Auersperg, Schwarzenberg, Liechtenſtein, Khevenhüller, Starhemberg, Batthiany u. a. Wir haben die Männer des Hofes und der Verwaltung Maria Thereſia's an anderen Orten geſchildert. Ihre Frauen hatten die franzöſiſche Bildung des achtzehnten Jahrhundertes. Sie waren nicht ſo flach und leer, wie Lady Montague die Wiener Damen zur Zeit Karl's VI. beſchreibt, etwas ſittſamer und ruhiger als die franzöſiſchen Damen, weniger geiſtreich aber ehrbare Hausfrauen und Mütter. Erſt in der Zeit nach dem ſiebenjährigen Kriege wurde die Wiener Geſellſchaft durch einige hochgebildete, geiſtreiche Frauen belebt, ſo durch die Fürſtin Eleonore Liechtenſtein, die Gräfin Roſa Kaunitz, die Gräfin Sternberg. Sie und mehrere andere wie die Fürſtinnen Batthiany, Eßterhazy, die Gräfin Hatzfeld, Trautmannsdorf, O'Donnel gehörten zu Chriſtinen's vertrauten Freundinnen.

Auf dieſem Boden, in dieſem Lichte war ſie zur jungen blühenden Frau herangewachſen. Sie beſaß ein einfaches wohlwollendes Gemüth, war voll Phantaſie und Verſtand, dabei feſt, entſchieden, ſelbſtändig, an feine wenn auch nicht freie Lebensformen gewöhnt. Die Gunſt des Schickſales gewährte ihrer Jugend noch die zwei ſchönſten Gaben: die Freundſchaft einer edlen, gleichgeſinnten Frau und die Verehrung eines Mannes,

dem sie ihr ganzes Leben in Liebe und Vertrauen widmen konnte.

Im October 1760 kam die Prinzessin Isabella, die erste Frau Joseph's II., nach Wien. Sie war die Tochter des Herzogs Philipp von Parma, der auf einer Jagd bei Alessandria ein klägliches Ende gefunden hat. Ihre Kinderjahre hatte sie im Schlosse Colorno in fast klösterlicher Einsamkeit zugebracht. Seit dem Frühjahre 1760 war sie mit dem Thronerben Oesterreichs verlobt und von dieser Zeit waren sie und Christine in lebhaften Briefwechsel gekommen. Beide standen in gleichem Alter, Isabella war nur wenige Monate älter als Christine [1]); beide waren jung, schön, geistvoll, ihre Seelen neigten sich noch mehr zu einander, als sie sich sahen und kennen lernten. Die Briefe, die sie sich während ihres Zusammenlebens in Wien schrieben, sind ein treuer Spiegel ihres inneren Lebens. Eine mädchenhafte Schwärmerei, die Naivetät der Jugend, der volle Zauber eines jungen, reinen Gemüthes drücken sich darin aus. Sie wurden verliebt in einander wie zwei Mädchen von sechzehn Jahren. Jeden Tag fanden sie sich zusammen; wenigstens schrieben sie sich einen guten Morgen, eine gute Nacht, oft nur auf einem kleinen Streifen Papier, daß die Oberstthofmeisterin der Prinzessin Isabella, eine Gräfin Erdödy, oft darüber

[1]) Isabella geb. 13. Dec. 1741, Christine 13. Mai 1742.

lachte. Da finden ſich Ausdrücke wie: „ich habe Dich raſend lieb, mein Schatz — mein allergnädigſtes Fräulein, — Deine Unbarmherzigkeit iſt ſo groß, daß man Dich nicht lieben ſollte u. a.“ Iſabella ſprach und ſchrieb deutſch, ſie hatte eine Vorliebe für die Nation, deren Fürſtin ſie werden ſollte. Schon aus Colorno hatte ſie geſchrieben: „wie freue ich mich, die Deutſchen zu ſehen, deren jetzt mehrere nach Parma kommen; ich liebe dieſe Nation aus Pflicht und wahrer Neigung.“ Alles, was das Glück und Intereſſe der Familie betraf, nahm ſie mit lebendigem Gefühle auf. Die Krankheit des Erzherzogs Karl und der jungen Prinzeſſin Johanna berührte ſie tief. Die beiden jungen Frauen trieben Muſik, Studien und Lectüre gemeinſam. Iſabella ſpielte die Violine, ihr Gemahl oder Chriſtine begleiteten ſie auf dem Claviere. Die kleinen Hausconcerte in den Jahren 1760 und 1761 vereinigten oft den heimiſchen Kreis in Freude und Fröhlichkeit. Nur wenigen Damen, wie der Vasquez, Daun oder Khevenhüller, war es verſtattet, dieſen muſikaliſchen Abenden beizuwohnen. Iſabella und Chriſtine theilten ſich Verſe, Aufſätze, Auszüge aus Büchern mit; in einſamen Stunden zeichneten ſie ihre Gedanken auf über Leben, Gewohnheiten und Sitten der Nationen. Iſabella legte einſt in einem Aufſatze: „Reflexionen für drei Tage Zurückgezogenheit“ die ernſteſten Betrachtungen über Leben, Glück und Hoffnung nieder. In einem anderen Auf-

ſatze „über die Reize der falſchen Freundſchaft“ ſchrieb ſie mit Geiſt und Humor über die Männer. Sie machte kleine franzöſiſche Gedichte, excerpirte aus Boſſuet, ſchrieb Abhandlungen ſogar über den Handel, in welchen ſie ſich über die Bedingungen der Macht und Wohlfahrt eines Staates klar zu machen ſucht. Sie denkt an John Law, an den Schwindelgeiſt, den dieſer Mann entzündete, ſie notirt Punkte für einen Handelstractat und ſchreibt Blätter voll über die Vortheile, welche für Oeſterreich daraus entſpringen können.

In ihren Papieren fand ſich ein Memoire „Betrachtungen über Preußen“ [1]). Die Schrift enthält ganz treffende Urtheile über Friedrich II., über ſeine Pläne und Regierung, über Land und Volk von Preußen. Sie ſcheint 1760 oder 1761 von einem Staatsmann verfaßt zu ſein und im Hofkreiſe curſirt zu haben. „Das Grundgeſetz des preußiſchen Staates, heißt es darin, iſt der Deſpotismus und zwar der abſoluteſte, gegründet auf ein rein militäriſches Gouvernement; der Wille des Herrn verfügt allein über das Schickſal der Unterthanen. Der Fürſt trennt ſein Intereſſe von jenem des Volkes; er eignet ſich alles an und zeigt Europa, daß es noch im gebildeten achtzehnten Jahrhunderte Tyrannen geben kann. Man findet nirgends die Juſtiz ſo verdorben wie in preußiſchen Landen; die Rechtsſprüche

[1]) Observations sur les prussiens.

der Kammern ſind dem Willen des Herrn unterworfen, er begnadigt und verurtheilt, er iſt allein das Geſetz, das alles beherrſcht, bildet und formt. Die Regierung iſt ſtreng geordnet; es gibt wenig Beamte, ſie ſind gering dotirt. Das Militär beherrſcht alles, ſeit drei Generationen iſt in Preußen alles Soldat. Die Steuern haben den Adel herabgedrückt, die Theilung der Güter hat ihn ſo geſchwächt, daß ſeine Söhne ſich dem Dienſte widmen. Der König von Preußen iſt mit großen Talenten geboren; die Umſtände haben ihn zum Soldaten gemacht. Er iſt feſt in ſeinen Entſchlüſſen bis zum Eigenſinn und genau im Vollführen. Von Niemand nimmt er einen Rath an, weder im Krieg noch in der Politik; ſeine Generale ſind wie Automaten, die er bewegt, ſeine erſten Miniſter wie Schreiber; keiner kennt die wahre Geſinnung ſeines Herrn. Er verfolgt ſeine Operationen mit Heftigkeit; durch die Raſchheit ſeiner Bewegung überraſcht er den Feind. Er iſt der erſte General ſeines Jahrhundertes, beſonders in der Kraft des Angriffes. Er geht immer vorwärts. Er iſt nicht geliebt, vielmehr gehaßt, von den Officieren gefürchtet. Die Furcht, der König weiß alles, ſieht auf alles, bewirkt mehr als der Ehrgeiz oder die Liebe zum Vaterlande. Er profitirt von den Vortheilen ſeiner Feinde, kennt genau die Generale, die gegen ihn kämpfen. Die Offenſive, die Kenntniß des Terrains iſt ſeine Stärke. Wer gegen ſeine Befehle handelt, wer ſeine

Dispositionen nicht genau vollzieht, ist verloren. Ebenso unnachsichtig streng ist er im Civil. Er strebt nach Popularität, besonders bei dem gemeinen Mann. Wenn er jemand gewinnen will, kann niemand liebenswürdiger sein als er; er besitzt alle Eigenschaften, welche die Natur verleiht, um einen großen Mann zu bilden, aber er hat ein kaltes, barbarisches, unnachsichtiges Herz. Alle Gefängnisse im Lande sind voll. Er regiert mit einer eisernen Ruthe, behandelt seine Familie wie seinen Staat. Er ist eifersüchtig auf seinen Ruhm; wenn ein General berühmt wird, liebt er ihn nicht mehr. Ziethen, Prinz Heinrich, Seidlitz haben das erfahren. Die große Meinung, die er von sich hegt, flößt ihm eine außerordentliche Menschenverachtung ein. Er zieht niemand zu Rath; wer den geringsten Widerstand leistet, fällt in Ungnade, wer Geist hat, wird entfernt; er will nur Maschinen, die seine Befehle pünktlich vollziehen. Alle Religionen macht er lächerlich, er durchbricht alle Schranken, welche die Vorsehung oder große Gesetzgeber fixirt haben, um die Menschen in einem geselligen Leben zusammenzuhalten. Er kennt nicht menschliche, nicht göttliche Gesetze, die Convenienz bildet allein die Regel seiner Handlungen; nichts hält ihn zurück; er hält sich zu allem berechtigt, wenn es sich um seine Interessen handelt. Die Folgen davon sind überall erkennbar. Schon bemerkt man eine Verschlimmerung der Sitten in seinen Staaten, überall herrscht Mißtrauen; alles

Hohe, Heilige wird herabgezogen. Man verkauft die Frauen, unterhält öffentlich Mädchen. Der Adel ist herabgewürdigt, der reiche Roturier gilt soviel wie der erste Edelmann. Man findet viel Kenntnisse, viel Wissenschaft von anderen Staaten, eine allgemeine Neigung zur Schriftstellerei. Der Officier ist am meisten zu bedauern; er tritt mit siebzehn Jahren in's Regiment, geht da nur mit Soldaten um, lebt in einer kleinen Stadt, raucht Tabak, trinkt Bier und besucht Mädchen. Desungeachtet gibt es viele ausgezeichnete Officiere, die sich durch eigenes Genie gebildet haben. — Friedrich Wilhelm I. hat seinem Sohne eine Armee von 80.000 Mann, die schönste, best disciplinirte Armee von Europa, dazu einen Schatz von fünfzig Millionen Thalern und ein verdreifachtes Einkommen hinterlassen. Der Vergleich geht vielleicht zu weit, wenn man sagt, Friedrich Wilhelm und Friedrich II. sind wie Philipp und Alexander, aber ihre Pläne sind dieselben. Der Sohn führt das Werk aus, zu dem der Vater den Grund gelegt. Er stellte die Monarchien Europas in Vergleich. Die Schwäche Oesterreichs lud ihn zunächst zu einem Angriff ein; er nahm den geeigneten Moment nach dem Tod Karl's VI. wahr, eroberte Schlesien und wurde nun im Reich verherrlicht, besonders als Hort und Stütze gegen Oesterreich. Die anderen Mächte sahen in ihm den gefährlichsten Feind. Friedrich's Einkünfte sind nicht so groß wie die in

anderen Staaten, aber seine Sparsamkeit im Haushalt, die geringen Kosten der Regierung und die Ordnung im Ganzen heben das Einkommen. Die Prinzen sind einfach erzogen und werden knapp gehalten. Kaum sechs Thaler werden für die Tafel gerechnet. Die Königin hat 8000 Thaler für sich und den Hofstaat. Gnaden und Geschenke werden nur mäßig verliehen. Mit geordneten Finanzen, mit einer Armee von 150.000 Mann, mit gefüllten Magazinen, durchdrungen von dem Ruhm, der erste Feldherr seiner Zeit zu sein, begann Friedrich den Krieg von 1756. Sein vornehmster Zweck war Preußen den Hauptmächten Europas gleichgestellt zu sehen und in Deutschland den Rang einzunehmen, welchen das Haus Oesterreich behauptete. Wie der Karthager Hannibal erhält er den Krieg durch den Krieg, spielte ihn nach Sachsen und zieht von dort jährlich zwölf Millionen Thaler. Anhalt, Meklenburg werden nicht besser behandelt, von England erhält er vier Millionen, so daß er nicht nöthig hat seinen Schatz anzugreifen. Niemals wird man ihn in Schlesien inmitten seiner Festungen bezwingen, allein an der Elbe kann man ihn angreifen; der Verlust von Magdeburg wäre der empfindlichste und gefährlichste Streich für ihn."

Man kann annehmen, daß diese Urtheile, und sie waren bei aller Bewunderung, welche Friedrich II. genoß, nicht selten, die Meinung des österreichischen Hofes in sich schloßen. Maria Theresia war keine

Freundin des großen Königs und hatte wahrhaftig keine Urſache dazu; erſt ſpät vermochte ſie die Abneigung gegen den „böſen Mann“, der ihre Jugend verbittert hatte, zu überwinden. Und wie ſie dachte, dachten die Glieder ihres Hauſes und das ganze öſterreichiſche Volk.

Iſabella und Chriſtine kehrten in ihrem ſchriftlichen Verkehr von dem weiten Flug ihrer Gedanken auch in den heimiſchen Kreis ein. Es iſt ganz merkwürdig, wie dieſe zwei jungen Frauen, die ganz harmlos ihren Beſchäftigungen nachgingen, die Perſönlichkeiten des Hofes ſondirten und beurtheilten. Sogar über Maria Thereſia und den Kaiſer ſtellen ſie Betrachtungen an, wägen ihre Tugenden ab und legen die feinen Fäden des Charakters auseinander. „Der Kaiſer, ſchrieb Iſabella an Chriſtine, hat große Eigenſchaften, Tugenden und Fehler. Sein Herz iſt gut, man kann auf ihn zählen; aber man muß berückſichtigen, daß er Leuten ſein Vertrauen ſchenkt, die es nicht verdienen; ſo der Fürſtin Auersperg, die viel über ihn vermag. Ich widme ihm alle Ehrfurcht, alle Zärtlichkeit, wie es meine Pflicht iſt; aber weil ich der Kaiſerin gefalle, iſt er eiferſüchtig; das hat ihn mir entfremdet. — Die Kaiſerin hat ein edles, liebevolles, empfängliches Herz, ſie iſt, wenn ich ſo ſagen darf, zu gut; ſie liebt ihre Freunde und opfert ſich für ſie. Sie hat viel in ihrem Leben gelitten, die Welt in ihren Vorzügen und Schwächen kennen gelernt; das hat ihr

die Ueberzeugung gegeben, daß es wenig aufrichtige Menſchen, ſelten wahre Freunde gibt. Wenn man etwas will, muß man ſich gleich an ſie wenden, damit ſie auf der Stelle entſcheidet, ſonſt frägt ſie andere um Rath. Die Kaiſerin iſt eine gute Freundin, deswegen hat ſie auch vortreffliche Freunde. Mit ihrer erhabenen Seele liebt ſie alle von Herzen, aber es iſt ſchwer Freundin, Souverainin und Mutter zu ſein. Der Reſpect ſetzt immer gewiſſe Grenzen. Für alles, was ihr gefällt, iſt ſie im Anfange enthuſiasmirt und zeigt ein Vertrauen, das vielleicht lange anhält, vielleicht bald ſchwindet. Sie liebt Dich ſehr, aber Du weißt, daß die Liebe zu ihren Kindern momentan in Mißtrauen und Kälte überſpringt. Im erſten Schmerz über meinen Tod, der inzwiſchen kein ſo ſchrecklicher Verluſt ſein wird, kann ſie in Dir wieder aufleben; alle Liebe, die ſie für mich hatte, wird ſie auf Dich übertragen, denn ſie weiß, daß Du meine Freundin biſt, daß ich Dich liebe. Alles wird dann von Dir abhängen. Dein feines Gefühl wird ihr wohl thun. Sie wird Dich allen anderen als Muſter hinſtellen, beſonders dem Erzherzog Joſeph, den ſie zu wenig ergriffen finden wird. Du kennſt die Kaiſerin, wie ſie es liebt, über alles, was ihr theuer iſt, was ſie intereſſirt und beſonders über ihre Kinder zu ſprechen; nicht blos mit Leuten, deren Stellung ein ſolches Vertrauen verdient, ſondern mit dem erſten, der ſich vorſtellt. Wenn dieſe es verſtehen den Moment

zu benützen, können sie ihr oft etwas in den Kopf setzen. Die Kaiserin ist sehr lebhaft. Ihre ersten Schritte sind oft verletzend, aber man kann sie milder machen und milde wird sie, wenn sie vom Kaiser oder ihren Kindern spricht. Die zu große Lebhaftigkeit ist ihr vornehmster Fehler" [1]).

Als die Prinzessin Isabella 1760 unter Triumphbögen und Blumenhallen mit dem prunkvollen Hofstaate im Gefolge in Wien einzog, wurde sie von allen Frauen als die glücklichste Gattin, als die künftige Fürstin Oesterreichs gepriesen. Ihr Gemüth, ihre Schönheit machten ihr alle Herzen unterthan; sie wurde bewundert, verehrt — und dennoch war diese junge Frau niemals glücklich. Eine unerklärliche Schwermuth war über ihr ganzes Wesen ausgegossen. Fast geisterhaft war ihre Erscheinung, wenn sie an der Seite ihres Gemahls in feierlichem Ernst in den Saal trat. In der Wiener Gesellschaft war man geschäftig, die Gründe einer solchen düsteren Stimmung zu suchen. Man nahm an, sie habe früher für einen anderen Mann eine Leidenschaft im Herzen getragen und sei ungern aus Italien weggegangen. Es ist wahr, daß sie nur mit Schmerz und Betrübniß von ihrem einfachen, harmlosen Jugendleben

[1]) Eigenhändige Briefe und Aufsätze der Erzherzogin Isabella. Herzog Albert schrieb auf das Packet: „einige von den Briefen an meine verstorbene Frau; die anderen sind bei dem Schiffbruche untergegangen."

in Colorno schied, aber nicht die leiseste Spur einer früheren Neigung findet sich in den Briefen an Marie Christine, der sie doch alle Falten ihres Herzens öffnete. Im Gegentheile, sie liebte Joseph mit allem Feuer ihrer Seele; sie lebte nur in ihm, geizte nach jedem Blick von ihm. Sie war trostlos, wenn er einen Tag entfernt war, und glücklich, als sie mit ihm 1762 einige Wochen einsam in Eckartsau zubrachte. Wenn er unwohl war, wich sie nicht von seinem Bette. Voll Freude schrieb sie an Christine, daß es ihm besser gehe; „so stark, als ich Dich liebe, fügte sie bei, so habe ich doch gestern empfunden, daß der Erzherzog vorgeht." Aber sie zweifelte an der Liebe ihres Mannes; er erschien ihr zu kalt, zu nüchtern; für ihre glühende Seele war sein Wesen zu ruhig angelegt; sie hielt sein Herz nur für Freundschaft empfänglich. Wie war sie bemüht ihn zu gewinnen, zu erhalten! Sie stellte Betrachtungen an über sein innerstes Wesen, zerlegte sein Fühlen und Wollen und suchte Licht und Schatten seines Charakters zu erkennen. „In allen Dingen, schrieb sie an Christine, muß man ihm die Wahrheit sagen, ihm mit Milde und Sanftmuth begegnen; man darf ihn nicht zu viel liebkosen, sonst hält er es für Schmeichelei und Falschheit."

Die Schwermuth, welche das junge Leben dieser Fürstin verbitterte, schien ganz andere Gründe zu haben. Als die Frau eines Landedelmannes wäre sie glücklich

geworden, an den ſtolzen Schritt einer Fürſtin, an das unruhige, wechſelvolle Leben eines Hofes konnte ſie ſich nicht gewöhnen. Sie beklagt in einer Schrift das Schickſal, die Tochter eines Fürſten, die Sclavin der Etikette, ſo vieler Vorurtheile zu ſein, gegen Charaktere und Intriguen kämpfen, die beſte Zeit nur langweiligen Ceremonien opfern zu müſſen. „Eine Fürſtin kann nicht wie die ärmſte Frau in der Hütte ihre Erholung in der Familie finden; in der großen Welt, in der ſie leben muß, hat ſie weder Bekannte noch Freunde; dafür verläßt ſie ihre Familie, ihre Heimath, und warum? um einem Manne anzugehören, deſſen Charakter ſie nicht kennt, in einer Familie einzutreten, die ſie mit Eiferſucht aufnimmt, und um ein Opfer der unglücklichen Politik eines Miniſters zu ſein, der ſich von der Verbindung eine ewige und doch ſo unſichere Alliance verſpricht“ [1]). Inmitten der glänzenden Feſte empfand dieſe junge Frau die Laſt einer thatenloſen Exiſtenz, eine unausfüllbare Leere des Herzens. Sie vermochte dieſe Mißſtimmung niemand als ihrer Schwägerin Chriſtine einzugeſtehen, weil niemand ſie begriffen haben würde. Sie zog es vor ſich abzuwenden, die Augen zu ſchließen und ihre Hoffnung auf das andere Leben zu richten. Eine Ahnung, daß ſie bald ſterben müſſe, kam über ſie, kein Zuſpruch konnte ſie davon abbringen,

[1]) Iſabella an Chriſtine.

ja, sie sprach es aus, daß das Kind, welches sie 1762 zur Welt brachte, bald nachfolgen werde. „Wann wird dies Leben mit seinem Elende, seinem Kummer, seiner Noth aufhören? Wann wird die Seele befreit sein von den Banden, die sie an die Maschine des Körpers fesseln, wann wird sie sich aufschwingen zu den himmlischen Wohnungen?“ so schrieb sie in einem Aufsatze 1763 [1]). Die Nähe des Todes scheint ihr das höchste Gut, der einzige Schmerz, der sie drückt, ist die zu verlassen welche sie liebt. Von Kindheit an eine düstere Betrachtung des Lebens gewöhnt, ersehnt sie den Tod als das einzige Glück und erfleht ihn im Gebet Morgens und Abends.

Im September 1763 wurde sie krank. Damals schrieb sie an Christine: „Ich bin zufrieden mit Schwester Johanna und fange an zu glauben, daß sie nicht sterben werde, obwohl ihr dabei wohl wäre und mir auch an ihrer Stelle. Der Tod ist wohlthätig. Nie in meinem Leben habe ich mehr daran gedacht als zu dieser Stunde. Ich stellte mir alle seine Schrecken vor, aber alles erweckt in mir den Wunsch bald zu sterben. Gott sieht in mein Herz, er weiß, daß ich ihm gerne dienen wollte, daß ich mehr in Unbesonnenheit als mit Willen gesündigt habe; er kennt den Wunsch

[1]) Exercices de l'esprit ou reflexions pour trois jours de retraite.

ein Leben zu verlaſſen, in welchem ich ihn jeden Tag beleidigte; ich bringe das Opfer von ganzem Herzen, trotz allen Widerſtandes der Natur. Ich hoffe auf ſeine unendliche Barmherzigkeit. Das einzige Leid iſt, daß ich Dich verlaſſe, ich kann es kaum verwinden; mein Troſt iſt nur, daß Du auf gutem Wege biſt, daß Du Gott immer treu ſein wirſt. Er wird Dir ſeine Gnade verleihen und Dich nach viel Mühſal zum ewigen Glücke führen. Was habe ich in der Welt zu thun? Ich bin zu nichts nützlich, ſtifte nur Uebles; je länger ich lebe, deſto mehr Hinderniſſe für mein Heil; wenn es erlaubt wäre ſich ſelbſt zu tödten, ich wäre verſucht es zu thun, aber vielleicht erweiſt mir Gott die Gnade mich bald hinwegzunehmen."

Wenige Monate nachher, am 22. November 1763, brachte ſie eine zweite Tochter zur Welt und ſtarb fünf Tage ſpäter am 27. November. Erzherzog Joſeph war untröſtlich in ſeinem Schmerze. Niemals konnte er die Erinnerung an dieſe zauberhafte junge Frau vergeſſen. Es wird erzählt, daß Chriſtine ihm die Briefe der Verſtorbenen gezeigt habe, um ihn von ſeiner Trauer zu heilen. Wenn er dieſe Briefe geleſen hat, mußte er zu Tode betrübt ſein über den Verluſt einer Frau, die ſo viel Liebe in ſich getragen. Eine Zeit lebte Joſeph ganz zurückgezogen; erſt im Januar 1764 erſchien er wieder im Hofkreiſe. Man weiß, daß er nie wieder heiraten wollte, und nur dem beſtimmten Willen

ſeiner Eltern nachgab, als er ſich mit Joſepha von Baiern vermählte; man weiß auch, wie unglücklich dieſe Ehe war.

Niemand hat Iſabellens Tod mehr betrauert als Marie Chriſtine. Wochenlang war ſie in den tiefſten Schmerz verſenkt. Das Kind, das Iſabella zurückgelaſſen, die kleine Thereſe, hütete ſie wie ihr eigenes Kind. Als es in ſpäteren Jahren erkrankte, brachte ſie in Erinnerung an ſeine liebe Mutter Abende und Nächte bei ihm zu [1]). Als ſie 1776 auf der italieniſchen Reiſe durch Colorno kam, vermochte ſie nur in tiefer Wehmuth die Zimmer zu betreten, welche Iſabella in ihrer Jugend bewohnt hatte. Alle Briefe und Papiere, die an Iſabella mahnten, wurden von Chriſtine als theure Reliquien werth gehalten; ſie nahm alles nach Ungarn, Belgien und wieder nach Wien mit. In einem Gebetbuche, in dem ſie noch in ihren letzten Stunden geleſen hat, bewahrte ſie noch ein Miniaturbild der Erzherzogin Iſabella und ihrer kleinen Tochter; ſie hatte die Worte dazu geſchrieben: „Ich habe die beſte und wahrhaftigſte Freundin verloren; dieſe Frau war mit allen Tugenden begabt, ſie lebte und ſtarb als ein Engel.“ Wie Iſabella bewahrte ſie zeitlebens eine Zartheit in aller Anſchauung, die frauenhafte Milde und den friſchen Glauben an die Menſchheit. Aus ihren

[1]) Das Kind ſtarb den 23. Januar 1770.

eigenen Briefen weht ein Hauch der Innigkeit, der ganz und gar an das Gemüth jener edlen, unglücklichen Frau erinnert.

Das jugendliche Vertrauen, mit welchem sie sich Isabella hingegeben, die unendliche Freundschaft, die sie erfahren, haben ihrem Leben auch in einer anderen Richtung Reiz verliehen: sie haben ihr Herz für die Liebe eines Mannes vorbereitet, dem sie für das Leben angehören sollte.

Im Winter 1760 [1]) kamen die sächsischen Prinzen Albert und Clemens nach Wien. Sie waren Söhne Friedrich August's III. von Sachsen-Polen und der Maria Josepha, einer Tochter Kaiser Joseph's I., daher dem Hause Oesterreich nahe verwandt. Ihre Mutter war damals schon todt, der Vater starb 1763, mehrere Brüder und Schwestern waren zu Hause; eine Schwester war die Kurfürstin in Baiern, eine andere die Dauphine in Frankreich. Prinz Albert war geboren den 11. Juli 1738, sein Bruder 1739. Sie traten in die österreichische Armee, machten den Feldzug gegen Preußen mit, kamen im Dezember 1760 wieder nach Wien, bewohnten damals das Rosenberg'sche Haus und nahmen an allen Faschingsfreuden des Hofes, Bällen und Schlittenfahrten Antheil. Prinz Clemens wurde krank, mußte den Kriegsdienst aufgeben, wurde Geistlicher, schon 1763 Bischof

[1]) Den 9. Januar.

von Freiſingen und Regensburg, ein Jahr ſpäter Coadjutor von Augsburg und 1768 Erzbiſchof von Trier. Prinz Albert wollte durch die Gnade der Kaiſerin Großmeiſter des deutſchen Ordens werden. Die Kaiſerin ging darauf nicht ein. Sie hatte dieſe Würde ihrem Schwager, dem Herzog Carl von Lothringen, zugedacht, aber ſie verſprach dem jungen Fürſten ihre Freundſchaft und mütterliche Sorgfalt in allen Dienſten zu erweiſen[1]). Er ſollte erfahren, wie heilig ſie das Verſprechen hielt, denn ſie gab ihm das Liebſte ihres Lebens, ihre Tochter Chriſtine und bereitete ihm eine Stellung, wie er ſie als junger Herr, als apanagirter Prinz ohne Land und Leute niemals geträumt hatte.

Prinz Albert war ein junger Herr von zwei und zwanzig Jahren, vortrefflich erzogen und ganz tüchtig gebildet. Er ſprach franzöſiſch und italieniſch, zeichnete und muſicirte vortrefflich, hatte die Claſſiker geleſen, verſtand Bilder und Antiken. Zeitlebens behielt er einen regen Sinn für künſtleriſche und wiſſenſchaftliche Beſtrebungen; noch im Alter ſchöpfte er Genuß und Freude daraus. Bei all der Pracht, die ihn in ſeiner Jugend am Hofe zu Dresden umgeben, war er natürlich geblieben, in der verfallenen Zucht hatte er ſittliche Grundſätze und ein tiefes Gefühl für Wahrheit und Recht

[1]) Aus dem Hofleben Maria Thereſia's. 2. Aufl. Briefe Maria Thereſia's an Herzog Albert. 343.

bewahrt. Maria Thereſia hatte ihm ſchon am 13. Mai 1760 ein Küraſſier-Regiment verliehen. Er diente als Feldmarſchall-Lieutenant in den Feldzügen 1760, 61 und 62. Nach dem Hubertsburger Frieden kehrte er nach Wien zurück und bezog das Palais des Herzogs Carl von Lothringen, ehemals das Haus des Grafen Taroucca, das Maria Thereſia angekauft hatte. Er wurde als ein Glied des kaiſerlichen Hauſes betrachtet, erſchien täglich bei Hofe, war bei allen Feſten und beſonders in dem kleinen Kreiſe der Kaiſerin ſelbſt gerne geſehen. Der junge beſcheidene Herr hatte ſchon damals einen beſonderen Eindruck auf Chriſtine gemacht und Maria Thereſia ſcheint von Anfang an eine Verbindung gedacht zu haben. „Sei vorſichtig und ruhig gegen alle Leute, ich habe nur dein Glück vor Augen," ſchrieb ſie ihrer Tochter. Sie nahm dieſe junge Liebe in ihre beſondere Obhut; ſie wußte aus ihrem Leben, was es heiße einen Mann nach eigenem Herzen zu haben; die traurige Ehe Joſeph's mit ſeiner zweiten Frau beſtimmte ſie noch mehr, bei der Vermählung ihrer Lieblingstochter an keine politiſchen Verhältniſſe zu denken. Vorerſt ſollte alles vor der Welt ein Geheimniß bleiben, aber ſie war bemüht beiden eine angenehme Stellung zu verſchaffen. Inzwiſchen geſtattete ſie ihnen einen freundlichen Verkehr. Chriſtine und Albert durften ſich in ihren Zimmern begegnen, Partner im Spiele ſein, einander Blumen ſchicken und kleine Billete ſchreiben. So ſpielte

denn 1764 am Wiener Hofe ein kleiner Roman ab, von dem die nächststehenden Hofleute nichts merkten. Prinz Albert war oft verlegen in diesem Gedränge und Gewoge des Hofes; die Majestät der Mutter imponirte ihm, der starre Ernst Joseph's schreckte ihn ab, die nachlässige Gutmüthigkeit des Vaters berührte ihn unangenehm; aber Christine richtete ihn, wenn er betrübt und unsicher in seinen Hoffnungen wurde, wieder auf. „Er möge Geduld haben, schrieb sie ihm, ihr alles vertrauen; sie achte, liebe ihn und sei glücklich ihm bestimmt zu sein; er solle öffentlich ein freundliches Gesicht zeigen, daß man nicht glaube sie seien böse oder sie wolle eine Nonne werden wie ihre Schwester." Sie bittet ihn Vater und Mutter öfter zu besuchen, und nennt ihm die Leute, gegen die er besonders freundlich sein soll.

Im Sommer 1764 begleitete Herzog Albert den Hof nach Ungarn. Die Kaiserin hatte die Reise unternommen, um in Preßburg den Landtag zu eröffnen und durch ihre persönliche Einwirkung eine rasche Annahme der Regierungsvorlagen zu erwirken. Ein besonderer Grund der Fahrt war, den Herzog und ihre Tochter in das Land einzuführen, wo sie ihnen eine Stellung zu gründen hoffte. Für den Moment schienen die Aussichten dafür nicht günstig. Bei allen Huldigungen, welche man der Souverainin erwies, mußte sie erfahren, daß der Landtag die wichtigsten Forderungen der Re-

gierung fallen ließ. Die Kaiserin war davon so unangenehm berührt, daß sie den Landtag nicht persönlich schloß, sondern schon Ende September nach Schönbrunn zurückkehrte. Prinz Albert hatte die Erzherzoge Joseph und Leopold auf einer Reise in die Bergstädte begleitet, traf mit den Majestäten in Waitzen zusammen und kehrte mit ihnen nach einem kurzen Aufenthalte in Pesth zurück. Im Herbst und Winter 1764 auf 1765 wurden die Vorbereitungen für die Hochzeit des Erzherzogs Leopold und die Reise nach Innsbruck getroffen. Die Verbindung Marie Christinen's mit Prinz Albert war abermals auf unbestimmte Zeit hinausgeschoben. Es versetzte sie in keine geringe Unruhe. Maria Theresia schrieb damals gütige Worte an ihre Tochter: „Sie möge sich beruhigen; sie hoffe noch alles durchzusetzen, aber sie müsse Zeit haben bis zur Innsbrucker Reise; Christine möge ihr vertrauen und die Zärtlichkeit des Vaters durch Aufmerksamkeiten zu gewinnen trachten; sie dürfe Niemand vertrauen, denn alle Welt beobachte sie und das Gelingen hänge vom Geheimniß ab; sie selbst sehe die Schwierigkeiten ein, allein eine Gêne von acht Monaten könne zum Ziel führen." Sie beschwört ihre Tochter sich zu sammeln und ihre Wünsche Gott anheimzustellen.

Im Sommer 1765 unternahm der Hof die Reise nach Innsbruck. Christine reiste mit ihrer Mutter, der Prinz mit den Erzherzogen Joseph und Leopold. Am

15. Juli kamen sie in Innsbruck an; am 8. August segnete Prinz Clemens, der eigens von Augsburg gekommen war, die Brautleute Leopold und Marie Louise ein; am 18. wurde Kaiser Franz, als er Abends aus dem Theater ging, vom Schlag gerührt und blieb auf der Stelle todt. Die ganze Familie war aufs Tiefste erschüttert. Alle Reisepläne wurden verändert; Maria Theresia kehrte mit ihrer Tochter und Joseph nach Wien zurück. Der Winter verging in tiefer Trauer. Die Kaiserin war so gedrückt, daß sie in Thränen und Wehklagen ausbrach, wenn sie nur einen alten Diener des Kaisers wieder erblickte. Am Theresientag sperrte sie sich ein und ließ durch acht Tage Niemand vor. Mehr als je gab sie sich religiösen Uebungen hin, ja einen Moment dachte sie daran, die Regierung niederzulegen und sich in ein Kloster zurückzuziehen. Leben und Welt hatten den Reiz für sie verloren; der Schmerz ließ sie oft ihrer Umgebung starr und hart erscheinen. Aber die Güte und Freundlichkeit ihres Wesens brach doch wieder hervor und wie immer war sie auch jetzt bemüht, Glück und Freude um sich zu verbreiten. Im Februar 1766 erwählte sie ihre älteste Tochter Maria Anna zur Aebtissin des adeligen Damenstiftes in Prag.

Am meisten beschäftigte sich die Kaiserin mit Christinen's Heirat. Im October 1765 war der Palatin von Ungarn Ludwig Batthiany gestorben. Die widerstrebenden Elemente, welche sich bei dem letzten Land-

tage kundgegeben hatten, ließen in Maria Thereſia mannichfache Gedanken für Reformen ſelbſt in der oberſten Leitung der Regierung in Ungarn rege werden. Jedenfalls ſollte Prinz Albert an die Spitze des Landes treten. Die Kaiſerin war nur noch nicht entſchieden, welchen Titel, welche Prärogative ſie ihm verleihen, welches Maß der Gewalt ſie ihm einräumen wollte. Herzog Albert war nach der Innsbrucker Reiſe für einige Tage nach Dresden gegangen, um ſeine Verwandten zu beſuchen. Alle wünſchten ihm Glück zu dem Beſitze einer ſolchen Frau ſo wie zu den Auszeichnungen, die bevorſtänden. Herzog Xaver, damals der älteſte der Familie, Regent und Vormund des minderjährigen Kurfürſten, hielt für Albert bei der Kaiſerin ſchriftlich um die Hand der Erzherzogin an. Maria Thereſia antwortete in einem köſtlichen Briefe, daß ſie Prinz Albert wegen ſeiner vortrefflichen Eigenſchaften wie ihren leiblichen Sohn lieb gewonnen habe und gerne und freudig ihre Einwilligung ertheile. Mit Stolz hob ſie hervor, daß keine „zeitliche Abſicht", ſondern die innigſte Neigung das junge Paar verbinden werde; ſie hoffe deswegen ein dauerndes Glück.

Im November kam Prinz Albert nach Oeſterreich zurück. Den Winter verlebte er in Preßburg, um mit den ungariſchen Herren zu verkehren und Land und Volk kennen zu lernen. Zu Weihnachten kam er nach Wien. Die Kaiſerin kündigte ihm am zweiten Feiertage

den 26. December 1765 an, daß er zum Feldmarschall, Generalkapitän und Statthalter von Ungarn ernannt sei.

Die Verlobung wurde wegen der Trauer noch bis ins Frühjahr verschoben, aber Maria Theresia erlaubte beiden den freiesten schriftlichen Verkehr [1]) und sie verfehlten nicht davon Gebrauch zu machen. Christine schrieb an den Herzog jeden Tag, kurze oder lange Briefe; aus jedem leuchtet ihre Liebe, ihr Vertrauen, ihre Hoffnung und ihr Glück hervor. Kein Blatt ist, das nicht irgend einen geistig bewegten Satz in sich enthielte. Mit der innigsten Zärtlichkeit spricht sie von ihrer guten Mutter, die ihr Glück gründen will. Sie ist die liebende Braut, die ihr ganzes Leben dem Manne zuwendet; sie verlangt nichts von ihm, als sein Herz, sein Vertrauen, seine Freundschaft; sie läßt sich Nachricht geben von den Vergnügungen, die ihm Preßburg bietet, von den Damen, mit denen er verkehrt, ja sie wird einen Moment auf eine junge Gräfin Palffy eifersüchtig; sie ist betrübt, wenn die Donau austritt und die Briefe länger ausbleiben. Eines Tages las sie eine Predigt von Bourdalone über die Ehe und war davon sehr ernst gestimmt. „Man könnte dadurch gegen jede Heirat eingenommen werden, schreibt sie, aber nichts kann mir die gute Meinung von Ihnen,

[1]) Par la permission de la meilleure des mères je suis autorisée de recevoir plus souvent de vos lettres, d'en retrancher toutes les Altesses et cérémonies. Christine an Albert.

die Hoffnung des Glückes rauben, das ich an Ihrer Seite erwarte." Bei jedem Worte seiner Liebe zittert sie. Der Ausdruck „liebe Freundin" in einem Briefe macht sie betroffen, aber sie faßt sich und erinnert sich seiner Neigung, die mehr ist als Freundschaft. „Die thörichte Liebe, fügt sie hinzu [1]), wird vergehen, die Freundschaft soll die Grundlage unserer Verbindung bleiben; ja ich glaube, daß die Ehe nur glücklich sein kann, wenn die Freundschaft die Grundlage bildet; wenn ich Ihre zärtlichste und beste Freundin werden kann, sehe ich das als meine beste Eigenschaft an; nichts soll zwischen uns verborgen bleiben, alle Gefühle, Sorgen und Kummer wollen wir theilen." Eine gleiche Gesinnung hofft sie von ihm, sie will ihn als Herrn erkennen und ihm allen Gehorsam widmen. Alle Neuigkeiten von Wien, Florenz, aus der großen und kleinen Welt, in der sie sich bewegte, theilt sie mit. Der Winter von 1765 auf 1766 war traurig. Sie sah nur wenig Damen bei sich, die junge Batthiany, die Fürstin Eßterhazy, die Uhlefeld, Trautmannsdorf, Sinzendorf, aber alle Gesellschaft langweilte sie. Joseph war kälter und abstoßender als je, gegen alle Welt wie gegen seine Frau. Die letztere wurde bemitleidet. Wer die Umstände kannte, konnte sich über das unglückselige Verhältniß nicht wundern, aber die Frauen des Hofes sahen darin

[1]) 18. Februar 1766. Briefe Christinen's an Albert.

nur die beleidigte Würde ihres Geschlechts. Christine schrieb einmal: „ich glaube, wenn ich seine Frau wäre und so behandelt würde, ich wäre entflohen und hätte mich an einen Baum in Schönbrunn aufgehenkt.“ Am meisten litt dadurch die schüchterne anspruchslose Frau selbst, welche ein Jahr nachher im Mai 1767 starb. Maria Theresia war in jener Zeit von dem Leid über den Tod ihres Gemahls noch so ergriffen, daß sie für alle anderen hart und abstoßend erschien. Selbst Christine mußte ihre Härte fühlen und floh dann in Thränen in ihr Zimmer zurück; aber sie empfand doch, wie die Mutterliebe wieder lebendig durchbrach. Die Kaiserin richtete alles für das junge Paar ein. In der Wiener Burg bezog sie den zweiten Stock, und bestimmte ihre frühere Wohnung für Albert und Christine, wenn sie ihren Aufenthalt in Wien nehmen sollten. In Laxenburg wurde ein kleines Haus für sie eingerichtet. Die Kaiserin fuhr selbst mehrmals nach Preßburg, um die Einrichtung des Schlosses in Augenschein zu nehmen. Wagen und Pferde, die Aussteuer, Schmuck, die kleinsten Kostbarkeiten wurden von ihr besichtigt. An den Herzog, der in Preßburg verweilte, schrieb sie die freundlichsten Briefe.

Anfangs März 1766 kam Prinz Albert nach Wien; wenige Tage nachher, am 15. März, traf auch sein Bruder Clemens ein. Beide bewohnten wie früher das Taroucca'sche Haus. Am 2. April wurde die Ver-

lobung gefeiert. Der ganze Hof hatte sich Mittags 12 Uhr in der Rathsstube versammelt. Ein Kämmerer holte den Prinzen Albert in seiner Wohnung ab; der Hofmarschall, Oberstkämmerer und Oberstthofmeister empfingen ihn an der Stiege und führten ihn in die Gemächer der Kaiserin. Dort warb er officiell bei Maria Theresia und Kaiser Joseph um die Hand seiner Dame und nachdem er das Jawort erhalten, überreichte er der Braut sein Porträt, das ihr die Oberstthofmeisterin an die Brust heftete. Albert ging dann mit seinen zwei sächsischen Edelleuten Vizthum und Bezold in die Gemächer der Kaiserin Josepha, um sie von dem Act zu benachrichtigen und ihre Glückwünsche einzuholen. Er und seine Braut erschienen allein in farbigen Kleidern, sie in einem bauschigen Hofkleide, das mit Brüsseler Spitzen wie übersäet war. Die übrigen Personen trugen noch Trauerkleider. Zu Mittag war große Tafel und Abends Gesellschaft. Tags darauf empfingen die Brautleute die Glückwünsche des Adels, die Erzherzogin unterschrieb dann nach dem österreichischen Hausgesetze die Verzichtleistung auf die Erbfolge und am 5. April wurden die Ehepacten ausgefertigt, wobei Colloredo und Kaunitz als Zeugen fungirten.

Der Heiratsbrief wurde damals geheim gehalten, weil die Kaiserin ihre Tochter in der Ausstattung so außerordentlich begünstigt hatte [1]). Der Herzog selbst

[1]) Khevenhüller's Memoiren. 1766.

bekam kostbare Geschenke: ein mit Brillanten besetztes goldenes Vließ, den Stephansorden, eine Agraffe, Hut, Ring, Degen und Gürtel reich mit Diamanten besetzt. Die Erzherzogin erhielt außer den 100.000 Gulden, welche als Heiratsgut für jede Prinzessin bestimmt waren, außer der reichen Ausstattung in Kleidern, Schmuck und Kredenzsilber noch ein Heiratsgut von vier Millionen Gulden. Maria Theresia ließ in den Contract setzen: „Weil Prinz Albert als jüngerer Sohn Friedrich August's III. von Sachsen nicht mit souverainen Landen und einem Unterhalt von der kurfürstlichen Rentkammer versehen ist, so wolle sie in Erinnerung an die gute Verwaltung Kaiser Franz I. und aus zärtlicher Liebe und mütterlicher Vorsorge ihnen noch eine besondere Versorgung geben [1]). Die vier Millionen wurden in Gütern und Geld angewiesen. Das Herzogthum Teschen, welches aus der Verlassenschaft Franz I. an Kaiser Joseph übergegangen und der Krone Böhmen lehenbar war, wurde mit allen Einkünften und Gefällen aber mit dem Vorbehalte der landesherrlichen Hoheit an Christine und ihre Descendenz übertragen. Sie und ihr Gemahl sollten davon Titel und Wappen führen. Christine erhielt ferner die Herrschaften Altenburg und Mannersdorf, und um die vier Millionen zu ergänzen,

[1]) Original-Contract vom 6. April 1766, von Maria Theresia, Kaunitz und Binder unterschrieben.

eine Barsumme von 666.821 Gulden in Bankobligationen [1]). Für Mannerstorf und das Geld wurden ihr jedoch einige Monate später die Herrschaften Bellye und Raczkeve in Ungarn überlassen. Herzog Albert war schon zum Statthalter (Locumtenens) und Generalkapitän von Ungarn ernannt. Nach dem Ableben des Herzogs Karl von Lothringen sollten beide für ihre Lebenszeit das Gouvernement in den Niederlanden sammt dem damit verbundenen Einkommen erhalten. Teschen, Altenburg und alles Eigenthum solle in ihrer Descendenz nach der Erbfolgeordnung des Hauses Oesterreich forterben, und wenn keine Kinder vorhanden wären, an die kaiserliche Familie zurückfallen. Man sieht wie sehr die Kaiserin ihre Vorliebe für Christine bethätigte. Niemals hat eine Fürstin des Hauses Oesterreich ein solches Heiratsgut bekommen. Herzog Albert hatte besonders Ursache sich Glück zu wünschen. Der junge sächsische Prinz, der nach dem Testamente seines Vaters jährlich 50.000 Thaler erben sollte [2]), die er aber nie bezogen hat, war in Oesterreich einer der ersten Diener des Staates und einer der reichsten Grundbesitzer Europas geworden.

---

[1]) Teschen wurde 733.179 Gulden geschätzt; für diese Summe hatte Franz I. das Herzogthum gekauft. Altenburg hatte er von der Bank um 2,200.000 Gulden eingelöst, Mannerstorf wurde zu 400.000 Gulden gerechnet. Die Güter und die 666.821 Gulden repräsentirten die vier Millionen.

[2]) Prinz Xaver an Maria Thersia 28. November 1765.

Die Hochzeit wurde im Schloſſe Hof oder kurzweg Schloßhof gefeiert. Schloß und Gut liegen vier Meilen von Wien an der Grenze von Niederöſterreich in dem Winkel zwiſchen der March und Donau [1]). Das Haus gehörte einſt den Herren von Giengen, ſpäter Prinz Eugen, der es zu einem prachtvollen großen Schloſſe umbaute. Maria Thereſia kaufte es 1754 von den Erben Eugen's. Das Gebäude ſteht auf einer Anhöhe, iſt viereckig, hat zwei Stockwerke, zwei Seitenflügel, Vorhöfe und ſo viel Fenſter als Tage im Jahr. Ueber dem Haupteingang ſteht ein Thurm, um das Erdgeſchoß laufen ſteinerne Bogengänge, rechts iſt die Kapelle. Ihre Wände ſind mit Gypsmarmor bekleidet, das Altarblatt iſt eine Copie der Kreuzabnahme von Rubens. Wer einen Gang durch das Haus macht, iſt überraſcht von der Größe und Zahl der Räume. Ein prachtvoller Saal führt durch beide Stockwerke, an der Decke iſt Stuccaturarbeit, Rococcomöbeln ſtehen herum. Bei jedem Schritte wird man an das 18. Jahrhundert erinnert. Ein Schreibzimmer iſt mit oſtindiſchem Zitz ausgeſchlagen, der im Lager von Zentha erbeutet wurde, Stühle und Tiſche ſind im Rococco und ganz vorzüglich gearbeitet. Auf einem Kaſten ſteht eine Stockuhr, welche Eugen gehörte. Der große Speiſeſaal mit ſeinen

[1]) Eine Viertelſtunde von der Station Marchegg. Ich habe das Schloß, das ſonſt vergeſſen iſt, zweimal beſucht, im Herbſt 1859 und zu Oſtern 1860.

in Holz verkleideten Wänden diente Maria Thereſia als Empfangsſaal. In dem einen Zimmer ſind acht große Bilder zur Erinnerung an die Schlachten von 1738, 1739, 1742 gemalt, an welchen Franz I. und Karl von Lothringen Theil genommen haben. Man findet da die Bilder der geſammten Familie Maria Thereſia's: Joſeph mit ſeinen Schweſtern Marianne und Chriſtine am Claviere, Ludwig XVI. mit Marie Antoinette und dem Kurfürſten Maximilian, den Großherzog Leopold mit ſeiner Familie, die Herzogin von Parma, die Königin von Neapel, Portraite Maria Thereſia's und Franz I., des Herzogs Albert und ſeiner Frau. Ein Gemach iſt aſchgrau ausgeſchlagen, wie jenes in Wien, das Maria Thereſia als Witwe bewohnte. Von dem Balkon genießt man eine herrliche Ausſicht über Feld und Wald bis zu den ungariſchen Bergen und den grünen Wellen der Donau. Der Garten, der ſich in drei Terraſſen bis zur March hinabſenkt, war einſt in franzöſiſchem Stil gehalten; noch findet man geſchnittene Hecken und mythologiſche Gruppen in den Niſchen. Wie mahnt das alles an eine verklungene, verſchollene Zeit! Prinz Eugen und nach ihm der Prinz von Hildburghauſen gaben hier glänzende Feſte, Franz I. iſt oft von hier mit einer fröhlichen Jagdgeſellſchaft ausgezogen und Maria Thereſia hat in Freude und Trauer in dieſen Räumen verweilt. Damals kamen die Couriere geſprengt, die Wachen zogen mit klingen-

dem Spiele auf, die Hofherren und Damen gingen in seidenen Kleidern durch den Garten, die Bäume warfen tiefe Schatten über den Weg, die Musik klang durch die Nacht und die Freude rauschte durch alle Räume. Noch Leopold II. und Franz I. kamen hieher. Die ungarischen Magnaten holten gewöhnlich hier ihren König zur Krönung in Preßburg ab. Heutzutage ist die Wirthschaft verfallen, das Haus verödet, der Garten schlecht gepflegt, die Wasserwerke sind zerstört, die Statuen Ruinen. Hier steht ein Amor mit gebrochenem Arme unter einem dürren Apfelbaum, dort eine bemooste Amphitrite in einem versumpften Bassin. Ein prachtvolles Eisengitter am unteren Thor zeugt noch von der alten Herrlichkeit; das savoyische Kreuz erinnert an den edlen Helden, der hier Burgunderwein und edle Obstarten pflanzte.

Dieses Schloß hatte Maria Theresia zur Hochzeitfeier ihrer Tochter bestimmt. Sie wollte das Fest wie in ländlicher Einsamkeit begehen. Am 7. April fuhr sie mit der Erzherzogin Maria Anna früh voraus; Nachmittag kam Kaiser Joseph mit seiner Frau und der Braut, am 8. April Herzog Albert mit seinem Bruder Clemens. Einige Herren und Damen folgten nach: Karl Dietrichstein, Karl Palffy, die Gräfinnen Losy, Berchtold, Linden, Vasquez, Salmour, Goës, Wallis, Sztaray. Am 9. kamen Fürst und Fürstin Batthiany, Fürst Kaunitz, der Judex Curiä, Leopold Palffy, der

ungariſche Kanzler Graf Eßterhazy, Graſſalkovich und die Gräfin Bethlen. Eine kleine auserleſene Geſellſchaft war hier verſammelt. Die Herren trugen die Hofuniform in Trauer grau und ſchwarz, die Damen Taffet mit ſchwarzen Bändern, die Braut hatte an ihrem Ehrentag ein weißes mit Silberblumen geſticktes Mouſſelinkleid mit vielen Edelſteinen. Abends 6 Uhr am 8. April ſegnete Biſchof Clemens die Brautleute ein[1]). In den nächſten Tagen folgten die prächtigen, zugleich geſchmackloſen und langweiligen Feſte, die ſo oft geſchildert worden ſind: Carouſſel, Bauernhochzeit, Tanz und Muſik. Eines Tages fuhr man in das kleine Schloß Niederweiden. Maria Thereſia ging dann nach Preßburg, um den Empfang des neuen Statthalters in Ungarn vorzubereiten. Chriſtine und Albert zogen am 13. April in ihre neue Heimath ein. Eine Schaar ungariſcher Magnaten begleitete ſie von der Grenze bis in das Schloß. Kaiſer Joſeph kam ebenfalls für einen Tag und führte dann Maria Thereſia nach Wien zurück.

[1]) Maria Thereſia ließ zur Erinnerung eine Marmortafel in die Wand der Schloßkapelle einfügen. Sie iſt noch dort zu ſehen und trägt die Inſchrift: Maria Christina, Archidux Austriæ Albertus Dux Saxoniæ Regius Princeps Poloniæ Serenissimi Sponsi in hoc sacello uniti ecclesiæ ritu peragente Clemente, Duce Saxoniæ Regio Principe Poloniæ, Episcopo Frisingensi die VIII April MDCCLXVI.

II.

In Glück und Frieden.

1766 — 1775.

Herzog Albert und seine Gemahlin hielten nun im königlichen Schloß zu Preßburg einen prächtigen Hof.

Wer heutzutage den Schloßberg besucht und die verfallenen Mauern und Thürme des alten Königssitzes betrachtet, ahnt nicht einmal, welch eine Pracht ein Jahrhundert früher hier in Haus und Hof zu finden war, welche frische Freude in den Gemächern gewohnt hat und wie dieses Preßburg der Mittelpunkt eines politischen Lebens, die Stadt der ungarischen Aristokratie war. Welche reizende Aussicht genießt man von der Höhe! gegen Norden ziehen die Eichen- und Buchenwälder der kleinen Karpathen, man sieht die Thürme von Städten und Dörfern; gegen Aufgang dehnt sich eine weite mit Wein und Getreide reich bewachsene Ebene; am Fuße des Berges rollt die stolze Donau ihre Wellen, Büsche und Straßen ziehen bis zu ihren Ufern, im Hintergruud schließen sich die Berge und die Ruinen des Schlosses Haimburg leuchten von der Grenzmarke des deutschen Landes nieder. Auf diesem Berge war viel früher, als die Stadt zur Bedeutung kam, ein befestigtes Schloß, im Mittelalter und in neuer Zeit oftmals die starke Burg des Königthums gegen

den trotzigen Adel, eine wahrhaft königliche Pfalz, in der die Fürsten so vieler Geschlechter ausruhten. Hierher war die Königin Maria geflüchtet, als ihr junger Gemahl im Sumpfe bei Mohacs erstickt war; hier hielt König Ferdinand seinen ersten Reichstag; hier streiften die Türkenschaaren von den deutschen Küraſſieren gejagt vorbei. Das alte Schloß war nach dem Umbau unter Ferdinand II. ein mächtiger Bau mit wenig Fenstern, hohen Thürmen und finstern Kerkern. Maria Thereſia ließ die Burg zu einem modernen Palaſt voll Marmor und Gold umschaffen. Breite Stiegen und lichte Gänge führten hinan und soviel Gemächer waren eingerichtet, daß fünfhundert Personen Platz finden konnten. Da gab es große und kleine Audienz-Zimmer mit Spiegelwänden und Goldleiſten, die Wohnstuben waren mit prachtvollen Tapeten, die Bibliothek mit schönem Holzgetäfel geziert, in dem Gemälde-Zimmer hingen die Porträts aller Officiere vom Regimente des Herzogs, die Kapelle war neu hergestellt, die Auffahrt verbessert, Terraſſen und zwei neue Gärten angelegt, die alte Burg war in ein feenhaftes Schloß umgewandelt. Der Bau hatte jahrelang gedauert und 1,300.000 Gulden gekostet.

Maria Thereſia hatte ihrem Schwiegersohne schon am 1. April einen Hofstaat organiſirt, wie wir ihn heutzutage nur bei Souverainen finden. Nur um von dem Haushalte einer vornehmen Persönlichkeit des vorigen Jahrhundertes ein kleines Bild zu geben, mögen hier

einige Angaben folgen: Chef des Hofstaates war der Oberſthofmeiſter, damals Graf Bethlen, Schwiegerſohn des Fürſten Khevenhüller. Oberſthofmeiſterin der Erzherzogin war 1766 die Gräfin Vasquez; ſie trat einige Jahre ſpäter zum kaiſerlichen Hofe über und wurde nach dem Tode Maria Thereſia's penſionirt. Von 1771 bis 1781 diente eine Gräfin Starhemberg als Oberſthofmeiſterin. Als Hofdamen waren nacheinander im Dienſt: die Gräfinnen Wallis, Sztaray, Czernin, Ugarte und im letzten Jahre zu Preßburg die Gräfin Eßterhazy. Einige heirateten, andere traten in ihre Familien zurück. Zur Kammer, ſo hieß bei dem öſterreichiſchen Hof nach altem Brauch die Dienerſchaft eines Herrn oder einer Frau, gehörte die Kammerfrau Schloißnigg, welche 1775 zum kaiſerlichen Hof kam und deren Sohn baroniſirt wurde, dann ein kleines Heer von Kammerdienern, Kammermädchen, Jungfern der Hofdamen u. ſ. w. Mit dem Herzog Albert war ſein Kämmerer Baron Miltitz nach Oeſterreich gekommen; er wurde 1766 Oberſtwachtmeiſter, ſpäter General, verwaltete dem Herzog die große Herrſchaft Altenburg und blieb bis zu ſeinem Tod im Dienſt. Dem Herzog war in ſeiner militäriſchen Stellung noch ein General-Adjutant beigegeben, ein Baron Seckendorf; er kam ſpäter als Oberſt zum Regiment. 1766 wurde ſogar ein Edelknabe eingeführt, ein Graf Lamberg, 1774 Kammerherr. Zum Oberſthofmeiſteramte gehörte ein Troß von

Beamten und Dienern: der Sekretär, der Kammerfourier, der Garçonfourier, Kammerdiener, Thürhüter, Leiblakayen, Kammerheizer, Garderobe-Diener, Zimmerputzer, Holz- und Kohlenträger, drei bis vier Läufer. Als Beichtvater war P. Lechner mit einem schönen Gehalte angestellt; er nahm noch einen P. Staffler als Substituten zu sich. Leibmedicus waren Dr. Krapf, und als dieser zu Hof kam, Markmiller, dann der berühmte Quarien; neben ihnen fungirten noch ein Hofmedicus für die Leute und ein Leibchirurg. — Die Verwaltung der Güter und des Vermögens leitete der Hofrath Faulhaber; unter ihm standen Sekretäre, Schreiber und Officialen. Auf den Gütern selbst führte ein Oberregent mit mehreren Intendanten die Wirthschaft. Es gab einen eigenen Edelknaben-Director für vierzehn Edelknaben, eine Kammermusik mit einem Kammermusikus, Hornisten, Klarinettisten, Fagottisten, Trompetern und Paukenschlägern. Eigene Abtheilungen bildeten Küche und Stall. Für jene gab es Musterköche, Küchengehilfen, Küchenjungen, Zuckerbäcker, Kellermeister, Tafeldecker; für diese einen Stallmeister, Stalldirector, Bereiter, vierzig Reitknechte, Wagenmeister, Zugkutscher, Birutschkutscher, Mitteljungen, Zweirößler, Postillons und Vorreiter [1]).

Man muß gestehen, es war ein fürstlicher Hof-

[1]) nach Ms. im Erzherz. Albertinischen Hausarchiv.

halt. Gewiß gab es mehr Müßiggänger als Arbeiter, aber das ganze war nach Sitte und Geſchmack geordnet und dieſe waren nicht an allen deutſchen Höfen zu finden. Der Herzog und ſeine Gemahlin haben von ihrem Einkommen, das jährlich mehr als eine Million betrug, Gebrauch in großem Stil gemacht: es wurden viel Almoſen vertheilt, große Bauten ausgeführt, Bücher und Gemälde gekauft. Chriſtine und Albert folgten hierin ihrem eigenen Sinn wie dem Geſchmack und der Richtung der Zeit. In Preßburg wurden damals glänzende Feſte gegeben, und beſſere Tage hat dieſe Stadt niemals geſehen; ſie war der Mittelpunkt der ungariſchen Regierung, der Politik, der Geſellſchaft, der Sitte und Mode in Ungarn. Die ungariſche Statthalterei, der oberſte Gerichtshof hatten ihre Bureaux in dieſer Stadt, die Chefs der Stellen wohnten hier: der Judex Curiä Graf Fekete, der Tavernikus Graf Adam Batthiany, der Primas Batthiany, der Ban von Croatien Graf Nadasdy u. a. Die ungariſchen Magnaten hatten ſich ſeit dem letzten Bürgerkriege mehr dem Thron und dem altöſterreichiſchen Adel genähert, Familienverbindungen waren geſchloſſen; die Herren gefielen ſich mehr in dem franzöſiſchen Culturleben als in dem wilden und zahmen Leben, das ſie auf ihren Pußten geführt; ſie ſprachen franzöſiſch, latein, gaben ihren Kindern deutſche Namen, ließen ihre Schlöſſer von deutſchen und italieniſchen Baumeiſtern aufbauen

und dienten bei Hof oder in der Armee. An dem Hof zu Preßburg bewegten ſich öſterreichiſche und ungariſche Elemente in der beſten Harmonie neben einander. Der politiſche Gegenſatz war damals zwiſchen Deutſch- und Ungariſch-Oeſterreich größer als der nationale. Deutſch-Oeſterreich wurde abſolut regiert, Ungarn conſtitutionell im alt-feudalen Sinne; während dort Regierung und Volk von gleichartigen Kulturelementen ergriffen waren, beharrte Ungarn in ſeinen beſonderen Verfaſſungs- und Verwaltungsformen. Man kennt dieſe altungariſche Verfaſſung mit allen Auswüchſen eines mittelalterlichen Staatsweſens, welches dem Fürſten keine Kraft und dem Volke keinen Schutz verliehen hat. Während in Deutſch-Oeſterreich über den alten Municipal- und Provinzial-Gewalten ein geordnetes, bewegliches Staatsweſen aufgebaut wurde, beſtanden hier noch die wilden Kreisverſammlungen, Komitats-Congregationen genannt, die Exemtion des Adels von allen Staatslaſten, die Steuerfreiheit, welche 1741 neuerdings garantirt war, die vollſte Rechtsloſigkeit des Bauernſtandes und eine induſtrielle Abſperrung des Landes, wie ſie nur in der am meiſten verrotteten Zeit des Mittelalters vorkommen konnte; ja in den Bürgerkriegen, zur Zeit des ſchlaffen Regiments Karl's VI. war es geſchehen, daß die Juſtizhoheit und viele andere Rechte der Krone faſt ganz entzogen wurden.

Maria Thereſia liebte die Ungarn, Land und Volk

gefielen ihr. Sie hat die treuen Dienſte nie vergeſſen, welche ihr die Nation 1741 geleiſtet, aber in politiſchen Dingen ließ ſie ihre Gefühle nicht überſtrömen. In Regierungsſachen war ſie ein Mann voll Einſicht und Thatkraft; mit Eiferſucht hütete ſie die Fülle ihrer ſouverainen Rechte und übte ſie ohne Rückſicht auf Perſönlichkeiten, ohne Rückſicht auf den Widerſpruch, den die Ungarn von jeher und jeder Regierung entgegengeſtellt haben. Ihrem königlichen Rechte hat ſie mit Ausnahme der Zugeſtändniſſe von 1741 nichts mehr vergeben; ſie war vielmehr bemüht, Reformen anzubahnen, welche Zeit, Bedürfniß und Nothwendigkeit gleichmäßig erheiſchten. Dahin zielten die Anträge, welche die Regierung auf den Landtagen 1751 und 1764 für eine Erhöhung der Steuer, für die Ausdehnung des Militärſyſtems und für eine Rechtsordnung zwiſchen Bauern und Grundherren geſtellt hat. Maria Thereſia hatte dabei auf die Verſicherungen des Palatins und mehrerer Magnaten vertraut, aber die Vorſchläge fanden eine lebhafte Oppoſition. Die Stände ließen die wichtigſten Punkte fallen und verſuchten, ſich durch ein größeres Steuerquantum von allen Reformen loszulöſen. Maria Thereſia war damals ſehr enttäuſcht: „Dieſer Landtag, ſchrieb ſie in einem Briefe [1]), hat mich gut die Leute

[1]) an Graf Johann Chotek, 18. Jänner 1765. Aus dem Hofleben Maria Thereſia's. 250.

kennen machen, wann nur dieſen Profit davon hätte, iſt er groß genug.“ Sie hielt keinen Landtag mehr, obwohl ihn die Stände alle drei Jahre verlangt hatten. Sie machte nun wie die großen und nationalen Könige Ungarns Gebrauch von ihrem ſouverainen Rechte und führte, ohne die Formen der Verfaſſung zu berühren, die wichtigſten Reformen durch. Sie ernannte nach 1765 keinen Palatin mehr, ſondern ſetzte den Herzog Albert zum Locumtenens oder Statthalter ein. Es waren dieß ganz verſchiedene Aemter: der Palatin leiſtete den Eid auch der Nation, der Statthalter nur dem König; der Palatin wurde aus drei von den Ständen vorgeſchlagenen Männern erwählt, die Ernennung des Statthalters ging nur vom Könige aus. Der Palatin wurde als Organ angeſehen, die Verlangen der Nation zum Throne zu bringen; die erſte Pflicht des Statthalters war, die königlichen Befehle zu vollziehen; der Palatin präſidirte der Magnatentafel, der Statthalter einem Amte, der Statthalterei. Seit Leopold I., der damals Ampringer zu dem ſorgenſchweren Amte beſtimmt hatte, war kein Statthalter im Lande geweſen. Niemand widerſprach; der ungariſche Adel erkannte Albert und Chriſtine in ihrer neuen Stellung vollkommen an und bezeigte ihnen perſönlich ſeine Verehrung.

Maria Thereſia hatte ihren Schwiegerſohn ſelbſt in das neue Amt eingeführt. Bei allem politiſchen Verdruſſe lag ihr dieſes Ungarn doch immer ſehr am

Herzen [1]). Welche Liebenswürdigkeit und Klugheit zeigte sie in dem persönlichen Verkehr mit den Magnaten. Sie wirkte auf die Individuen und dadurch auf das Ganze. Es ist merkwürdig, wie diese Frau von allen Details der Verwaltung Kenntniß nahm. In jedem Jahre erledigte sie viele hundert Akten, sie kümmerte sich um jede Rechtssache, um Brücken und Wege, um Holzungen und Bergwerke; sie ging auf die kleinsten Verhältnisse ein, kannte die Stimmung eines jeden Comitats, schätzte jeden Beamten, Richter, Domherrn und Bischof nach Charakter und Thätigkeit; sie wies jedem ein rechtes Maß zu und schränkte ihn ein, wenn er über seine Befugnisse hinausging. In allen Erlässen drückt sich ihr feiner Sinn für Gerechtigkeit aus: „Ich will lieber schwach erscheinen, als ungerecht, wovor mich Gott bewahre," schrieb sie an den Herzog Albert [2]). Widerstrebende Elemente gab es genug; in den Komitats-Congregationen geschah vieles, das sie mißbilligte, sie war schon zufrieden, wenn diese wilden Versammlungen ohne Tumult und Todtschlag vor sich gingen.

Am meisten beschäftigte sie in jenen Jahren die Einführung des Urbars. In früheren Zeiten war der

---

[1]) J'ai toujours aimée la nation hongroise, parce qu'elle est la base pour notre commun bonheur. Maria Theresia an Prinz Albert. November 1765.

[2]) Aus dem Hofleben Maria Theresia's. 331.

Bauer in Ungarn vollständig leibeigen, kein Gesetz normirte das Recht des Grundherrn. Die Versuche eine Reform herbeizuführen, hatten sich von Landtag zu Landtag hingeschleppt, bis Maria Theresia nach 1765 diese Angelegenheit als Souverainin aufnahm und durchführte. Des armen Volkes hatte sie sich immer angenommen. Der Palatin Batthiany hatte einst Infanterie und Cavallerie verlangt, um die schwierig gewordenen Bauern eines Komitates mit den Waffen zurecht zu bringen, aber Maria Theresia ließ keine Gewaltthat ausüben, sondern schickte einen königlichen Kommissär, der die Bauern beruhigen mußte. Von 1766 an erwuchs allmälig die neue Ordnung, durch welche der Bauer zum Genuß persönlicher und dinglicher Rechte kam und Erbpächter des Grundes wurde, den er baute. Die Frohntage und Abgaben sollten fest bestimmt sein. Die Befreiung des Bauernstandes wurde dadurch angebahnt, aber in der Wirklichkeit blieb auch der erste Schritt unvollendet; das Gesetz vermochte das verrottete Wurzelwerk der Verwaltung nicht zu durchbrechen und scheiterte an dem Eigenwillen und der Eigensucht der Herren. „Ich bitte Dich, schrieb Maria Theresia an den Statthalter, diese fortwährenden Rekurse gegen alle königlichen Befehle, besonders in der Urbarialangelegenheit zu verhindern; die Principien sind fixirt und gegen diese ist nichts mehr zu hören; ich weiß, daß die Schuld an der Kanzlei liegt,

aber sie ist nur eine Folge der Vorstellungen des Rathes“ [1]).

Bei aller Eigenwilligkeit gab Maria Theresia den Ungarn in vielen wichtigen Dingen nach. Sie ließ zu, daß Fiume und das Temeser Banat, das seit der Eroberung durch Prinz Eugen von Wien aus regiert wurde, wieder unter die ungarische Verwaltung kamen. Sie schrieb damals an den Herzog: „Das ist ein großer Tag für Ungarn; die Frage wegen des Banats ist entschieden; ich bin erfreut, daß diese Verbesserungen unter Deinem Gouvernement eingetreten und daß das Reich sich glücklicher schätzt als früher; ich bin gut ungarisch, mein Herz ist voll von Erkenntlichkeit für diese Nation“ [2]).

Die Stellung des Statthalters war eine sehr angenehme. Er genoß so viel Ehre und Einfluß, daß seinem Ehrgeize vollkommen Genüge geschah. Maria Theresia war mit seiner Verwaltung zufrieden; sie freute sich über seine Vorschläge, genehmigte sie; er war so klug, in allen Dingen seine Herrin und Souverainin zu fragen und ihren Befehlen unbedingt Folge zu leisten. Er stand im besten Einvernehmen mit den ungarischen Ministern, mit den geistlichen und weltlichen Großen. Er bereiste das Land und hielt dabei seine

[1]) a. a. O. 355.

[2]) Je suis bonne hongroise, mon coeur est plein de reconnoissance pour cette nation. 1778 a. a. O. 353.

Augen offen für alle Zuſtände von Land und Leuten. Die Miſchung der Bevölkerung, die nationalen Verſchiedenheiten, der Naturſtand, in dem das Volk noch in Dörfern und auf den Pußten lebte, die Anfänge einer neuen Kultur, alles intereſſirte ihn. 1769 begleitete er Kaiſer Joſeph auf der Reiſe ins Banat und nach Slavonien. Am 17. April reiſten ſie von Wien fort, am 20. Mai kamen ſie zurück. Sie machten den größten Theil der Reiſe zu Pferd, übernachteten in einſamen Gehöften oder ritten bei Sternenlicht über die einſamen Ebenen; bei dem Uebergange über die Donau wären die beiden Herren bald zu Grunde gegangen. Sie kamen bis Mehadia; den Rückweg nahmen ſie durch Slavonien und die angrenzenden ungariſchen Komitate nach Ofen. 1770 wiederholte Kaiſer Joſeph die Reiſe; auch dießmal begleitete ihn der Herzog. Sie gingen über Bruck, Oedenburg nach Fünfkirchen, dann über die Haiden und Pußten zwiſchen der Theiß und Donau nach Szolnok, Tokai, Peſt. Am 18. Mai kamen ſie nach Preßburg zurück, wo ſie Chriſtine mit Sehnſucht erwartet hatte. Der Herzog ſchrieb über beide Reiſen eigene Berichte, die er der Kaiſerin vorlegte[1]). 1771 ſollte er in den Krieg ziehen. Oeſterreich hatte damals mit der Pforte einen geheimen Vertrag geſchloſſen. Im Fall die Ruſſen über die Donau gehen und gegen

[1]) Ms. Nachlaß des Herzogs.

Adrianopel operiren würden, ſollte ein öſterreichiſches Corps an die untere Donau rücken. Der Kaiſer gedachte dasſelbe perſönlich zu befehligen und Herzog Albert ſollte eine Abtheilung unter ihm kommandiren, aber der Waffenſtillſtand von Giurgevo 1772 machte allen Kriegsplänen ein Ende.

Maria Thereſia vermißte Chriſtine und Albert ſehr. Es war eine Lücke im heimiſchen Kreis. Sie empfand dieſelbe im täglichen Begegnen, im freundlichen Austauſch der Gedanken. Ihre Briefe an Chriſtine, und dieſe kamen jede Woche ein-, zweimal, auch öfter, drücken eine Liebe und Sehnſucht aus, wie ſie eben nur eine Mutter für ihr Kind empfinden kann.

Wenige Tage, nachdem das junge Paar in Preßburg eingezogen war, ſchrieb die Kaiſerin an Albert [1]): „Mein lieber Sohn, nicht ſo viele Komplimente. Dieſe „madame“ am Anfang Deiner Briefe choquirt mich ſehr. Sage ein andermal „meine theuere Mutter“ und fahre ſo fort wie ich, unterſchreibe nur Deinen theuren Namen Albert ohne Ceremonie. Wenn Du nur zufrieden biſt mit meiner Tochter, das iſt alles, was ich wünſche; ſie iſt es vollkommen und wird trachten, Deine Zärtlichkeit zu erhalten. Das iſt jetzt mein einziger Troſt. Obwohl es mich viel koſtet, von meiner Tochter getrennt zu ſein, welche ſeit acht Monaten mein Troſt, meine Geſellſchaft,

[1]) 18. April 1766. Aus dem Hofleben Maria Thereſia's. 347.

meine Freundin war, ſo bin ich doch belohnt, wenn ich daran denke, daß ſie Dein Glück ausmacht."

An Chriſtine am ſelben Tage [1]): „Ich ſehe Dich immer vor meinen Augen, mein Schnupfen iſt beſſer, ich befinde mich wohl aber nicht ruhig; mein Herz hat einen Schlag erlitten, den es immer nachempfinden wird, beſonders an einem Tag wie heute, an welchem ich vor acht Monaten meinen geliebteſten Gemahl, einen Sohn, der meine Liebe verdiente, und eine Tochter verloren habe, die nach dem Verluſt des Vaters mein einziger Troſt, meine Freundin war. Ich war kindiſch genug dieſen Nachmittag, als ich um drei Uhr Deine Schweſtern durch mein Zimmer gehen hörte; ich glaubte einen Moment, daß meine liebe Mimi erſcheinen wird, aber ſie war beſchäftigt zu Hauſe die Honneurs zu machen und ſich der Gegenwart ihres zärtlichen Gemahls zu erfreuen. Das iſt die Frucht meiner Sorgen ſeit zwei Jahren und ich kann Gott nicht genug danken, daß er es zu einem ſo guten Ende geführt hat. Von ſeiner Gnade hoffe ich die Fortdauer dieſes Glückes."

Nach einem Beſuche Chriſtinen's in Laxenburg im Mai 1766: „Guten Morgen, meine liebe Tochter! Ich hoffe, daß Du glücklich angekommen biſt. Mit Ungeduld erwartete ich die Nachricht, denn ich bilde mir ein, daß Du erſt nach ſechs Stunden angekommen biſt, daß die

[1]) 18. April 1766. Original franzöſiſch.

Postillone den Weg verfehlen, umwerfen oder sonst ein Unfall geschehen sei. Sieh', wie ich, Deine Mutter, bis in die Nacht damit beschäftigt bin, wie ich diesen Gedanken nachhänge, ohne sie zu bekämpfen, — nur um die Leere nicht noch mehr zu empfinden, die ich hier gefunden. Ich kann Dir den Eindruck nicht beschreiben, den mir das liebe Laxenburg gemacht hat; jeder Schritt im Garten war für mich wie auf Dornen; ich hatte noch nicht den Muth, in das Gartenhaus hinabzugehen. Die Kaiserin [1]) ist mit allen Mädchen einen Moment nach mir gekommen; ich ging rasch mit ihr in den Garten, um alle zu sehen; ich kam mit ihr durch eine Allee, wo ich einst jemand umarmt hatte, der unser ganzes Glück war, das aber nicht lange gedauert hat. Ich mußte weinen. St. Julien und Poil waren die ersten, die mich empfingen. St. Julien, Clary und alle Damen waren in Thränen. Ich war noch am stärksten und munterte die andern auf. Mit Braganza und meiner Bonne machte ich die Tour zur Fontaine, setzte mich mit meinen vier Damen nieder und kehrte nach einer Viertelstunde ins Haus zurück. Dann ging ich in die Kapelle, um mein Gebet zu sprechen für das, was mir das Liebste auf der Welt war, dann für den Herrn und die Herrin des Hauses. Ich befand mich wohl, habe genug geschlafen, ging in's Schloß frühstücken, um abzubrechen und meine

[1]) Maria Josepha, Gemahlin Joseph's II.

Pflicht zu erfüllen. Glaube mir, daß mitten in meinem gerechten Schmerz Du und ein wenig Leopold die einzigen ſind, welche mich aufrichten, wenn ich daran denke, was ich ſeit neun Monaten verloren. Wenn ich Dich bei Deinem lieben Gemahl und ſo glücklich ſehe, lebe ich wieder auf und empfinde das Glück, das ich verloren. Es war ſo groß und ich war deſſen ſo wenig würdig, daß ich Gott nie genug dafür danken kann. — Der Kaiſer iſt an der Thür, um mich zu führen; ich habe nur noch einen Moment Dich zu grüßen, den Prinzen, die Basquez, Herrn und Herrin des Hauſes, die Thereſe Kokořowa; ich bin entzückt von der Aufmerkſamkeit der Bethlen. — 8 Uhr."

Chriſtine fand in ihrer Mutter zugleich eine Freundin, welche ihr in allen Lebensverhältniſſen mit ihren reichen Erfahrungen, dem entſchloſſenen Takte und dem Wohlwollen ihrer Seele zur Seite ſtand. Sie gab ihrer Tochter Weiſungen für ihre Stellung als Statthalterin, als der erſten Frau des Landes, ja als Chriſtine in der Scheu und Zartheit einer jungen Frau ſie um Rath bittet, wie ſie ihrem Manne begegnen ſolle, wie ſie ſeine Liebe erhalten könne, ſchreibt ihr die Mutter Beobachtungen und Lebensregeln, ſo feinfühlig, ſo voll Treue und Aufrichtigkeit, ſo voll Wiſſenſchaft des menſchlichen Gemüthes, daß ſie von dem Charakter und Geiſt dieſer Fürſtin mehr Zeugniß geben, als alle öffentlichen Acte.

„Du kannſt und mußt jeden hören," heißt es in einem Briefe [1]), „aber Du ſollſt nicht entſcheiden. Deine Antworten ſollen ſo ſein, wie Dich Dein Mann informirt; alle ſollen ſich an ihn wenden, und Du wirſt darauf ſehen, daß die Geſchäfte ihren ordentlichen Weg gehen. Du kennſt meine Intentionen. Ich will nichts anderes als das Wohl des Staates. Ihr werdet mich unterſtützen, wenn Ihr mich informirt. Ihr ſollt wenigſtens hören und tröſten, wenn Ihr nicht helfen könnt. An Sonntagen iſt öffentlich Gottesdienſt bei Hofe, Predigt, große Meſſe, um vier Uhr Veſper bei den Kapuzinern und Roſenkranz. Nur an Feſttagen wie jenen der h. Jungfrau, der Apoſtel oder an Landesfeſten wirſt Du Morgens öffentlich zur Kirche gehen, keine Predigt hören und immer die Kirche wechſeln, um allen Geiſtlichen ein Vergnügen zu bereiten. Darnach wirſt Du Beſuche empfangen. Am Morgen können die Damen, welche Zutritt haben, kommen. Abends Sonntags oder an einem andern Tage der Woche iſt Appartement. Zum Speiſen kommen Cavaliere und Leute geringeren Standes, wie dieß in Innsbruck der Fall war. Du wirſt ſie beobachten, ihnen liebreich begegnen und einige Worte ſagen. Wenn Du willſt, kannſt Du eigens einige Tage wählen. Betrage Dich klug gegen den niederen Adel; der iſt hier von dem in anderen Ländern

[1]) 18. April 1766.

ganz verſchieden; es gibt unter ihnen wie unter den Magnaten viele, welche ſehr ergeben ſind. Du kannſt im Anfang die Runde machen, die geheimen Räthe, Kämmerer und ihre Frauen, die Militärperſonen, welche zum Stab gehören, zu Tiſch einladen; auch der Gardecapitän kann dieſe Ehre haben, wie es hier der Fall iſt; jeden Monat wirſt Du einen Invaliden nehmen. Ferner alle Biſchöfe, Prälaten und Domherren, wenn ſie von Stand ſind oder einen Charakter haben, ebenſo Fremde, welche bekannt und vorgeſtellt ſind. In Oſen mußt Du eine zweite Tafel geben für die Edelleute, welche Kempelen halten wird. Du kannſt auch außer Haus ſpeiſen, aber nicht in der Stadt, ſondern in den Gärten oder auf den Gütern, welche nicht ſehr entlegen ſind. Nach einem Jahre vom erſten September an kannſt Du Bälle geben und Theater beſuchen. Die Fahrten in der Birutſche liebe ich nicht; aber da dieſer Punkt ſo wichtig für das Lebensglück der Menſchen geworden iſt, will ich nichts dagegen ſagen. Ich empfehle Dir nur alle mögliche Vorſicht. Kutſchire nicht ſelbſt weder in der Stadt noch in den Vorſtädten, beſonders nicht hier, ſondern laſſe den Kutſcher fahren; dieſer ſoll immer hinter der Birutſche ſein, wie das bei uns Brauch iſt, um bei einer Verlegenheit gleich eine Hilfe zu haben. Wenn der Weg ſchlecht iſt oder durch's Waſſer führt, ſoll man ihn immer fahren laſſen, denn ſich deswegen einer Gefahr auszuſetzen, iſt demüthigend.

Du kannſt allein mit Deinem Gemahl ausfahren, aber eine Dame ſoll folgen. In der Kirche oder im Garten kannſt Du mit ihm allein bleiben, aber immer ſoll ein Kammerdiener nachfolgen. Wenn Du allein biſt, darfſt Du nur mit einer Dame oder der Kammerfrau ausgehen. — Einen Tag in der Woche kannſt Du Audienzen geben; Reiſende, die man ſehen muß, kannſt Du zu jeder Stunde empfangen. Du kannſt einen Hoftag oder Cercle halten, wo auch Herren vom niedern Adel erſcheinen können, aber ſie dürfen nicht ſpielen; an den Tagen, wo der Adel in den Gemächern ſpielt, nur im Vorzimmer. Einigemal ſoll Muſik und Ball ſein. Du mußt alle kennen lernen, Dich bekannt machen, die Bittſchriften empfangen, ſie aber alle an Kempelen ſchicken, der Dir, wie dem Prinzen beigegeben iſt. Du kannſt ihn zu Rathe ziehen; er iſt ein ehrlicher Mann und wahrhaft zugethan. Die Almoſen verlangen, ſoll er an P. Lechner weiſen, die anderen an die betreffenden Behörden und auch an mich. Alles Ceremoniell, alle Audienzen ſollen von Bethlen ausgehen, jene für die Frauen von der Vasquez. Uebe Dich im Latein und Ungariſchen, um den Leuten einige Worte ſagen zu können. Was die Landleute betrifft, kannſt Du Dich bei dem Judex Curiä unterrichten. Ich werde Dir mehr über die anderen Perſönlichkeiten ſagen“ [1]).

[1]) Ms. eigenhändig von Maria Thereſia.

„Meine liebe Tochter! Du willſt, daß ich Dir über Deine künftige Lage einen Rath gebe. Es gibt viele Bücher, welche dieſen Gegenſtand behandeln; ich will nicht wiederholen, was ſie ſagen. Du weißt, daß wir Frauen unſern Männern unterworfen, daß wir ihnen Gehorſam ſchuldig ſind, daß unſer einziges Streben ſein ſoll, dem Gemahl zu dienen, ihm nützlich zu ſein, ihn zum Vater und beſten Freund zu machen. Wenn auch unglücklicherweiſe Beiſpiele das Gegentheil zeigen, ſo kann ich Dich doch nicht von Deiner Pflicht entbinden. Du nimmſt Deinen Mann aus Neigung. Das war der einzige Grund, warum ich Dich etablirt habe. Du kennſt Deinen Mann, Du haſt alle Urſache zur Hoffnung ſo glücklich zu werden, wie man es nur auf dieſer Welt ſein kann.

Trachte Dir den göttlichen Segen durch ein chriſtliches Leben zu verdienen. Gib den Anderen ein Beiſpiel durch Deine Wohlthaten, Deine Andacht, durch ein geordnetes Benehmen, eine beſcheidene Zurückhaltung, die Du überall beobachten ſollſt. Es iſt an Dir den Ton anzugeben, und ich bin überzeugt, daß Du ihn angeben wirſt, Du biſt ganz geeignet dazu.

Du beſitzeſt Anmuth und Ergebenheit, aber hüte Dich dieſe Tugenden und ſchönen Eigenſchaften zu übertreiben. Ich ſollte Dich beſonders aufmerkſam machen, daß Du in der zärtlichen Liebe für Deinen Mann nicht in ein Uebermaß geräthſt, das ihm zur Laſt fallen könnte;

nichts iſt ſo delikat als dieſe Klippe; die zärtlichſten und tugendhafteſten Frauen und jene, die aus Neigung heirathen, ſcheitern daran. Du mußt auch die unſchuldigſten Liebkoſungen ſparen; Du mußt trachten, daß man ſie ſucht und verlangt. In unſerem Jahrhundert will man vor allem keine Gêne; durch die ſchlechten Beiſpiele iſt es dahin gekommen, daß man ohne Anſtoß ſo erſcheinen kann. Je mehr Du Deinem Manne Freiheit läſſeſt, indem Du am wenigſten Gêne und zarte Aufmerkſamkeit verlangſt, deſto liebenswürdiger wirſt Du ſein; er wird Dich ſuchen und ſich Dir hingeben.

Dein vorzüglichſtes Studium ſoll ſein, daß er bei Dir immer gleiche Laune, dieſelbe Gefälligkeit, dieſelbe Zuvorkommenheit finde. Trachte ihn zu unterhalten, zu beſchäftigen, daß er ſich nirgends beſſer befinde. Um Dir ſein Vertrauen zu erwerben, mußt Du ſorgen es durch Dein Benehmen, Deine Discretion zu verdienen. Daß niemals ein Verdacht in Deinem Herzen Eingang finde: je mehr Du Deinem Gemahle Freiheit läſſeſt, je mehr Du darin Deine Gefühle und Dein Vertrauen offenbarſt, deſto anhänglicher wird er Dir ſein. Alles Glück der Ehe beſteht in Vertrauen und beſtändiger Gefälligkeit. Die thörichte Liebe vergeht bald; aber man muß ſich achten, ſich gegenſeitig nützlich ſein. Der Eine muß der wahre Freund des Anderen ſein, um die Unfälle dieſes Lebens ertragen und ſeine Wohlfahrt begründen zu können. Das iſt der weſentlichſte Punkt,

in welchem Stande man immer ſei. In dieſer Rückſicht fürchte ich nur ein Zuviel, das auf euer gemeinſchaftliches Glück Einfluß nehmen könnte. Ich habe Dich eiferſüchtig bei Deinen Freundinnen geſehen; hüte Dich davor bei Deinem Manne; das würde ihn entfernen. Nicht einmal ſcherzen ſollſt Du über dieſen Punkt; vom Scherzen kommt man zu Vorwürfen, der Aerger kommt dazu, die Achtung und der Reiz des Lebens entflieht und die Abneigung tritt ein. Je mehr Du Deinem Manne Vertrauen bezeigſt, ohne ihn im Geringſten zu geniren, deſto anhänglicher wird er Dir bleiben.

Welches Glück, immer bei ſich eine liebenswürdige Gemahlin zu finden, die immer beſchäftigt iſt, ihrem Manne alles Glück zu bereiten, ihn zu unterhalten, zu tröſten, ihm nützlich zu ſein, die ihn nie genirt, ihn immer kommen läßt, ſich mit ſeinen zarten Aufmerkſamkeiten begnügt und glücklich iſt, um ihn zu ſein. Wer das nicht im Anfang befolgt, fühlt die Wirkung in der Folge.

Alle Ehen würden glücklich ſein, wenn man ſich ſo benehmen würde; aber alles hängt von der Frau ab, ſie ſoll die rechte Mitte innehalten, die Achtung und das Vertrauen ihres Mannes gewinnen; ſie ſoll dasſelbe nie mißbrauchen, weder damit prunken, noch befehlen wollen. In dieſer Hinſicht iſt Deine Lage ebenſo delikat, wie es die meinige war. Laſſe ihn niemals Deine Ueberlegenheit (superiorité) fühlen. Man ſcheut

keine Mühe, wenn man wahrhaft und vernünftig liebt; darüber bin ich ruhig.

Keine Koketterie, keine Eitelkeit ist Dir erlaubt. Höre darüber Niemand. Zeige ihnen, daß Du über diese Albernheiten erhaben bist. Bei einer verheiratheten Frau ist alles von Wichtigkeit, nichts leicht. Sei immer bescheiden gekleidet. Einer verheiratheten Frau ist das nicht gestattet, was einem Mädchen angeht. Die Anderen würden Dich gleich überbieten wollen.

Habe keine Vertraute. Das soll Dein Mann allein sein. Ich will nicht einmal eine Ausnahme für mich in Anspruch nehmen, um Dich nicht an vertrauliche Mittheilungen zu gewöhnen. Du hast Geist und Talente genug, wenn Du sie für Dein Glück gebrauchen willst, umsomehr als der Charakter und das Betragen Deines Gemahls Dich für die Zukunft mehr beruhigen kann, als alles andere, wenn Du nicht selbst dieses glückliche Verhältniß störst.

Man muß trachten, immer um seinen Gemahl beschäftigt zu sein, dann geräth man in keine Fehler. Man findet mehr Geschmack an Vergnügungen, wenn man sie mit Maß genießt; Du hast genug Beispiele gesehen.

Die Ordnung in der Zeit und im Haushalte ist die Seele eines ruhigen, glücklichen Lebens. Ich weiß, daß man jetzt an keine Freude mehr glaubt, wo nur irgend ein Gêne dabei ist. Ich würde damit übereinstimmen,

wenn ich es nicht ſelbſt erfahren hätte und nicht jeden Tag erkennen würde, wie dieſelben Leute, die am meiſten auf jene Maxime halten, ſich ſehr langweilen und am wenigſten glücklich ſind; ſie haben an nichts mehr Freude, laſſen ihren Launen und Sinnen freien Lauf und werden am Ende von ihnen tiranniſirt.

Ich ſpreche von einer Ordnung, die vereinbar iſt mit dem Willen Deines Gemahls. Nichts ſoll Euch hindern, darüber in's Einvernehmen zu kommen. Du ſollſt alles opfern, wenn es ſich darum handelt, ihm zu gefallen oder ſeinen Willen zu thun. Du haſt Dir dann nichts vorzuwerfen. Du haſt nur zu gehorchen, nachdem Du Deine Einwürfe und Vorſtellungen in Sanftmuth und Güte vorgebracht haſt. Das kannſt Du einmal thun, wenn er aber das Gegentheil entſcheidet, bleibt Dir nur übrig zu gehorchen und ſogar in der Art, daß man ſieht, Du verrichteſt Deine eigene Angelegenheit, ohne auf eine Modification einzugehen. Nichts iſt leichter, wenn man wahrhaft liebt und ſeine Pflicht kennt. Das iſt auf dieſer Welt das einzige Mittel, glücklich und ruhig zu werden.

Wenn Dein Gemahl Dich immer beſchäftigt findet ſein Wohl durch Deine Gefälligkeiten zu begründen, wenn Du dahin ſtrebſt, daß er ſich bei Dir glücklicher, ruhiger, vertrauensvoller (sur) befinde als anderswo, dann kannſt Du rechnen, ihn zu feſſeln und ſo Euer

Glück zu gründen; aber man muß nichts erzwingen wollen oder darüber ein Geſtändniß machen; er muß ſich ſelbſt davon überzeugen.

Sehr häßliche und ſehr alte Frauen haben oft die heftigſten Leidenſchaften entzündet durch ihre Gefälligkeit, durch ihre Gewandtheit die Leute zu unterhalten oder anzuziehen, während die ſchönſten Frauen vernachläſſigt werden, weil ihnen dieſe Eigenſchaften fehlen. Je weniger Tändelei, deſto beſſer. Das iſt ein Uebel, das heutzutage ſehr in der Mode iſt; aber man muß eine große Ueberlegenheit des Geiſtes und viel Redlichkeit haben, um ohne Unannehmlichkeiten tändeln zu können. Kommt der Ton der Familiarität anderswoher, bringt er Bitterkeit in die Geſellſchaft und vertreibt allen Anſtand, alle Höflichkeit. Leide niemals an Deinem Hofe zweideutige Reden (des discours équivoques) oder die Sucht zu verleumden. Kläre die Dinge auf der Stelle auf, Du wirſt damit das ſchlechte Gezücht aus Deiner Nähe verbannen. Bei jeder Gelegenheit zeige Deinen Eifer der Tugend Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen; entferne aus Deiner Geſellſchaft alle jene, die es daran mangeln laſſen.

Beobachte in allem an Deinem Hofe eine Regelmäßigkeit. Verpflichte die Chefs, die Leute in Ordnung zu halten. Laſſe ihnen nichts in dieſem Punkte angehen, laſſe ſie aber immer durch ihren Chef corrigiren,

ohne Dich ſelbſt damit zu beläſtigen. Das iſt allein das Mittel, gut bedient zu ſein und geſchickte Leute zu haben.

Ich ſage Dir nichts über Dein eigenes Betragen. Vernachläſſige nie die Pflichten der Religion; im Eheſtand hat man das Gebet und die Hilfe Gottes am nothwendigſten. Deine religiöſe Lecture ſoll regelmäßig ſtattfinden; ich empfehle es Dir, beſonders darin pünktlich zu ſein. Regle Deine Andacht wie Deine Almoſen nach der Anſicht des Beichtvaters.

Alles was die Frauen betrifft ſoll durch die Vasquez gehen. Du haſt ſoviel Verpflichtungen gegen ſie, daß Du ihr niemals genug erkenntlich ſein kannſt. Was die Männer anbetrifft, gehört zum Oberſthofmeiſter. Bei beſonderen Angelegenheiten kannſt Du Palffy als den Erſten des Landes oder Kempelen zu Rathe ziehen. Dadurch kannſt Du alles in Ordnung halten.

Der gütige Gott hat Dir ſo viel Talente, ſo viel Annehmlichkeiten verliehen; er hat Dich ſichtlich aus Deiner zahlreichen Familie auserwählt, das Glück und die Freude Deiner Aeltern, Deiner Schwägerin, die eine Heilige und Hellſeherin (clair-voyante) iſt, zu erhöhen; er hat Dir einen tugendhaften, liebenswürdigen Gemahl, den Mann Deiner eigenen Wahl gegeben. Ich hoffe, daß der liebe Gott ſein Werk vollenden und Dich glücklich machen wird, wenn Du ihn nicht verläſſeſt und meine Rathſchläge befolgſt; dieſe werden Dir

wie meine zärtliche Liebe niemals fehlen. Ich gebe Dir meinen Segen und umarme Dich zärtlich. Für immer

Deine treue Mutter

Marie Thereſe [1]).

Man wird wenig Beiſpiele finden, daß ein Fürſt oder eine Fürſtin, deren Sinn auf die großen Angelegenheiten eines Reiches gerichtet iſt, das Herz ſo offen behält für alle Regungen des inneren Lebens. Manche gekrönte Häupter haben literariſch gewirkt, ihre Politik verzeichnet, Betrachtungen über Welt und Leben angeſtellt. Von Maria Thereſia haben wir Briefe und Aufſätze zunächſt für ihre Kinder, aber wir ſchauen darin in den innerſten Grund ihrer Perſönlichkeit. Eine Herzenswärme und ſittliche Kraft ſtrahlt heraus, die uns wohlthut und erhebt. Das erklärt auch den Zauber, der von dieſer Frau ausging, und der rings um ſie alle Furcht, allen Haß und Neid auslöſchte und ihr alles unterthänig machte.

Im Mai 1767 wurde die Kaiſerin Joſepha, die Frau Joſeph's, von den Blattern ergriffen. Maria Thereſia, die in Schönbrunn wohnte, kam nach Wien und beſuchte die arme Frau in ihren Leiden. Den Morgen nachher fühlte ſie ein heftiges Fieber und erkrankte ſelbſt an den Blattern. Joſepha ſtarb am 28. Mai, Maria Thereſia war durch mehrere Tage

[1]) Ms. Original franzöſiſch von Maria Thereſia unterſchrieben.

in Gefahr. Erſt am 5. Juni konnte man ſich der Hoffnung einer Geneſung hingeben. Nur langſam erholte ſie ſich. Am ſelben Tag den 5. Juni ſchrieb ſie an Chriſtine: „Ich verlange von Dir als einen Beweis Deiner vollkommenen Liebe und Deines Gehorſams, Dich nicht zu beunruhigen, wenn Du erfährſt, daß ich die Kinderblattern hatte. Danke vielmehr Gott, daß er meine Tage verlängert hat, für welche, wie ich weiß, meine Familie und meine Unterthanen ſich von Herzen intereſſiren. Du wirſt, liebe Tochter, zu meiner gänzlichen Geneſung beitragen, wenn Du die Ruhe bewahrſt, nachdem Du meine Lage erfahren. Ich ſchreibe ſelbſt, obwohl die Aerzte es mir widerrathen haben, ich ſoll meinen Augen durch eine frühzeitige Anſtrengung nicht wehe thun. Das wird wahrhaftig ein Balſam für mein Herz ſein, wenn ich weiß, daß Du außer aller Unruhe biſt und Dich wohl befindeſt."

Prinz Albert war bei der erſten Nachricht nach Wien geeilt, um die Kaiſerin zu ſehen. Er mußte es büßen und dieſelbe Krankheit, wenn auch in einer ſchwächeren Erſcheinung, durchmachen. Chriſtinen hatte man Anfangs die Krankheit der Mutter verhehlt. Sie war eben aus dem Wochenbette aufgeſtanden und an Körper und Seele leidend. Das Mädchen, das ſie am 16. Mai zur Welt gebracht hatte, war am erſten Tage geſtorben. Erſt am 11. Juni ſah Chriſtine ihre Mutter wieder. Ihre Freude war grenzenlos. Ganz Wien feierte die

Geneſung; man überbot ſich, die Theilnahme an den Tag zu legen für die Frau und Fürſtin, die von ihrem Volke geliebt war, wie kein anderer Souverain in Europa.

Bald nach ihrer Geneſung im Sommer 1767 kam Maria Thereſia nach Preßburg. Sie wiederholte dieſe Beſuche von Jahr zu Jahr, im Sommer und Winter, durch Schnee und Eis. Sie verbat ſich dann alles Entgegenkommen, alles Ceremoniell. In ſpäteren Jahren verlangte ſie einen Stuhl, um im Schloß über die Stiege getragen zu werden. Sie theilte Chriſtinen die Briefe aus Italien mit, von Leopold in Toscana, der Königin Karoline in Neapel. Sie ſprach mit ihr über ihre häuslichen Angelegenheiten, über ihre Sekretäre Pichler und Neny, über alles was ſie freute und drückte. Im Gemüth ihrer Lieblingstochter ruhte ſie von allem politiſchen Verdruße, von aller Mühſeligkeit des öffentlichen Lebens aus. Hier fand ſie ein Verſtändniß für allen Kummer, die treueſte Liebe und Hingebung, ein rückhaltsloſes Vertrauen.

Maria Thereſia war in den Jahren 1770 und 71 in mannigfache Zerwürfniſſe mit Kaiſer Joſeph gekommen. Innere und äußere Gründe haben dazu beigetragen. Joſeph war von ſeiner Mutter zum Mitregenten ernannt worden und er wollte nicht blos den Titel führen, ſondern auch die Macht eines ſolchen üben. Man weiß, wie verſchieden von ſeiner Mutter er dem Leben und ſeinen Bedürfniſſen in's Auge ſah, wie er das König-

thum in ganz anderer Beziehung zu den Intereſſen der Zeit und des Volkes auffaßte. Hatte er bisher nur die Schranken des alten, ſteifen Hofceremoniells durchbrochen, ſo gedachte er fortan ſeinen Ideen im Staate einen Ausdruck zu geben und die Maſſe mittelalterlichen Schuttes, der noch auf Oeſterreich lag, hinwegzuräumen. Es war ſo ganz die alte und neue Zeit, die ſich in dieſen beiden Perſönlichkeiten darſtellte. Maria Thereſia vertrat ungeachtet aller Reformen, ungeachtet ſie den Grundſtein zu einer einheitlichen Verwaltung gelegt hatte, doch das alte Regierungsſyſtem Oeſterreichs in ſeinen provinziellen und feudaliſtiſchen Anſchauungen. In der Erkenntniß der Mittel und Kräfte der Regierung wie in der unmittelbaren Verwaltung zeigte ſich eine Verſchiedenheit. Maria Thereſia vertheilte Gnaden in wahrhaft verſchwenderiſcher Weiſe, Joſeph wollte nur dem Verdienſt ſeine Ehren zuſprechen; Maria Thereſia hielt auf alte Familien, auf herkömmliche Anſprüche, Joſeph ſchätzte den Werth des Mannes nach ſeiner Arbeit; Maria Thereſia rüttelte nicht gerne an alten Zuſtänden, Joſeph wollte die Staatskräfte friſcher, beweglicher ſehen. Er war der Kriegsherr und mußte erfahren, daß am 1. Jänner 1771 4 Feldzeugmeiſter, 18 Feldmarſchall-Lieutenants, 49 Generalmajore und eine Menge höherer Officiersſtellen in einem Zuge beſetzt wurden. Nach dem Tode des Miniſters Haugwitz hatte Graf Hatzfeld die ganze politiſche und finanzielle

Verwaltung von Deutschösterreich in seiner Hand vereinigt; er war Chef von fünf Stellen. Kaiser Joseph setzte es 1771 durch, daß Hatzfeld Präsident des Staatsrathes wurde und das Ministerium mit neuen Kräften besetzt wurde [1]). Graf Blümegen wurde Oberstkanzler, Graf Leopold Kolowrat Kammer- und Bankpräsident, Graf Pergen Vice-Präsident, Binder, Kressel und Leer kamen in den Staatsrath. Joseph wollte auch den ungarischen Hofrath Festetics in den Staatsrath einführen, was aber der ungarische Kanzler Graf Eßterhazy als der Verfassung zuwider hintertrieb. Ein ganz verändertes Streben wurde in allen Zweigen der Verwaltung sichtbar. Die Neuerungen schienen von so unerhörter Kühnheit, daß die Hofleute der guten alten Zeit bedenklich den Kopf schüttelten und die Kaiserin selbst zurückschrack. Einen Moment dachte sie daran, die Regierung niederzulegen und sich in ein Kloster zurückzuziehen. Wie es in ihrer Art lag, sprach sie ihre Betrübniß den alten treuen Hofleuten gegenüber aus. Khevenhüller damals Oberstthofmeister, schrieb bei einer solchen Gelegenheit in sein Tagebuch [2]): „Die Rede kam wie gewöhnlich auf die hiesigen Verhältnisse und ich verfehlte nicht, die Kaiserin aus ihrem Kleinmuth, ihrer Unentschlossenheit aufzurichten. Ich stellte ihr vor,

[1]) Handbillet Joseph's vom 30. November 1771. Ms.
[2]) 21. Februar 1771.

daß, nachdem sie Gott in ihrer Krankheit auf so wunderbare Weise erhalten habe, werde er durch seine Hilfe ihr auch die Last der Regierung erleichtern. Man suche geflissentlich, ihr die Regierung zu verleiden, um sie von den Geschäften, in denen sie schon zu viel nachgegeben, noch mehr zu entfernen und ihr den Scepter ganz zu entwinden. Jene Partei strebe nur darnach, unter dem jungen, zwar sehr einsichtsvollen, aber noch nicht genug erfahrenen Herrn allein das Ruder zu führen und sich vor der Welt größer zu machen. Sie sei als eine gottselige Frau aus Liebe für ihre Länder und ihre Religion verbunden, den freigeistigen Maximen und dem Indifferentismus, der täglich mehr überhand nehme, nicht alles Preis zu geben. Sie möge sich in christlicher Kraft aufraffen. So sagte ich vieles andere, was ein Diener aus patriotischem Gemüth vorbringen kann."

So ernst war es Maria Theresia mit dem Niederlegen der Regierung nicht. Es kam zu einigen ernsten Unterredungen, Josef war ein gehorsamer Sohn, ging auf Reisen und suchte seine Menschenkenntniß wie seine Erfahrungen zu bereichern. Maria Theresia nahm nach der ersten flüchtigen Anwandlung die Zügel der Gewalt wieder auf und hielt sie fester als je. Wo es sich um die Interessen ihres Hauses, ihres Reiches handelte, trat sie mit Stolz, Sicherheit und Hoheit wie in der besten Kraft ihres Lebens auf. Aber der frühere Lebensmuth, die innere Fröhlichkeit wollte nicht wiederkehren.

Sie fühlte von Jahr zu Jahr mehr die Einſamkeit des Alters, die Schwere des Lebens. Die Kriegsjahre bis 1763, das raſche Sterben ihres Gemahles, die Momente, in denen ſie ſelbſt dem Tode nahe war, ließen in ihr eine Schwermuth zurück, welche nicht wieder verflüchtigte. Dazu kam, daß in jenen Jahren eine Reihe von Männern abſtarb, die ihr treu gedient hatten, ſo 1770 Graf Ulefeld, Staatskanzler dann Oberſthofmeiſter; Graf Karl Kobenzl, Miniſter in Belgien; 1771 der alte Emanuel Liechtenſtein, der Feldzeugmeiſter Graf Stahremberg, Graf Tarouca, der ihre beſondere Gunſt genoſſen und in den erſten Jahren viel Einfluß genommen hatte, Graf Rudolph Chotek, einer der beſten Männer ihrer Regierung, der alte Wöber noch aus der Zeit Karl's VI. bekannt u. a.

Maria Thereſia fand um ſich eine junge Welt mit neuen Kräften, neuen Beſtrebungen; ſie erkannte, daß eine Atmoſphäre mit anderen Elementen ſich über die Welt lagere. Alles das machte ſie alt, gedrückt, traurig. Mehr als je ſuchte und fand ſie Troſt im Gebet, in einſamer Betrachtung. In dem Gebetbuche, welches Chriſtine von ihr erbte, lagen Zetteln mit Gebeten und Notizen beſchrieben, welche dieſe Stimmungen offenbaren. Einige mögen hier mitgetheilt werden:

„kayſer franciscus mein gemahl hat gelebt 56 jahr, 8 monat, 10 tage, iſt den 18 augusti 1765 geſtorben halb 10 Uhr Abends. alſo gelebt monate 680, wochen

2958, täge 20778, ſtunden 496992. mein glücklicher eheſtand war 29 jahr, 6 monat, 6 täge, um die nämliche ſtund, als ihm die hand gegeben, auch an einem ſonntag, iſt er mir plötzlich entriſſen worden. macht alſo jahr 29, monat 335, wochen 1540, täge 10781, ſtunden 258744.

meine regierungsjahre 28 jahr, 2 monate, 12 täge alſo monat 354, wochen 1471, tage 10300, ſtunden 247200. 60 vile pater noster ave requiem gloria patri zu beten oder ſo vil almoſen geben.

die meinige 59 jahr, monate 708, wochen 3058. täge 21548, ſtunden 517080.

Der wittweſtand iſt eine buß, eine zubereitung zum todt. ſoll 4 hauptpuncten in ſich enthalten: 1mo öfftere genießung deren h. ſakramente, 2do gewiſſe maß der münd und innerliche gebetter, 3to leſung öftere geiſtlicher bücher, 4to übung werck der barmherzigkeit abtöttung und buß.

leſungen alt und neuen teſtament, h. väter, kirchengeſchichten, leben der heiligen. vor eine wittbe gehören beſonders die psalm, die preis salomonis, aus dem weiſen mann die verachtung der welt, aus dem buch Hiob die gedult. die 4 evangelia die ſendſchreiben und geſchichten deren apostel tieff ſich in das hertz drucken, entlich auch die 5 bücher mosis und die propheten. kein tag vorbey gehen laſſen etwas davon zu leſen.

die andern gattungen deren leſungen: die h. Väter und ſchriftſteller cypriani, athanasi, hilarii; zu erhaltung der andacht. franziscus de salis, alvarez, pinamonti, spinola.

gänzliche übergebung einer wittbe in willen gottes.

der Verluſt ihres gemahls ſoll Gott ihrer Seele bräutigam ſein. machen ihr die Kinder unluſt, ſoll Gott der ſchiedsmann ſein. hat ſie Unluſt vor Verwanten, iſt Gott ihr innerſter Freund. wird ſie vor gericht beruffen, gott ihr richter. in Verachtung gott und gutes gewiſſen ihre ehre. in armuth ihr Vatter. in Krankheit ihr arzt. in gewiſſensängſten Gott ihr tröſter, ja ihr alles in allem.

---

in religions, geiſtlich, justizſachen, Kinderzucht, ſtandsobligationen weis ich mich nichts beſonders ſchuldig. ich klag mich aber an aller unwiſſenden frembden vergeſſenen ſünden und all meiner gebrechen, erkenne mich vor Gott ſchuldig aller in mein leben begangenen krieg aus hoffart, neid, zorn, trägheit, weichlichkeit, läſſigkeit in h. beicht und communion, wider den nächſten in reden, in wenig charitat.

---

die ordinari täge:

halb 6 Uhr aufſtehen, ankleyden, meßhören, geiſtliche leſung 2 ſtund bis halb 8 Uhr.

von halb 8 Uhr mit denen cabinetsſecretären expediren bis 9 Uhr.

von 9 bis 12 Uhr ministre audienzen.

12 Uhr kinderfrauen, andere ſehen.

1 Uhr taffel bis 3 Uhr unterhaltung oder ruhen.

3 Uhr leſung todten officium.

4 bis 6 Uhr expediren, ſchreiben oder audienzen.

6 Uhr roſenkrantz. von da bis 9 Uhr ſchreiben, converſiren, ſpaziren, ſtille amusemens leſung.

Sonntag audienz. abends Damen.

Chriſtine und Albert lebten in Preßburg voll Liebe, Glück und Frieden. Politiſche Störungen gab es im Lande nicht. Es war in Ungarn ſo ſtill, als ob Hunger und Noth aufgehört hätten, als ob alle Leidenſchaften, aller Ehrgeiz erloſchen wären. Ein Jahr verfloß ſo gleichmäßig wie das andere. Die zwei großen Ereigniſſe der Zeit, die Theilung Polens und die Aufhebung des Jeſuitenordens nahmen auf ihre Stellung wie auf ihr Hausleben keinen Einfluß. In der Familie kamen nur freudenvolle Ereigniſſe vor: Hochzeiten, Kindstaufen, Feſte und Reiſen. Der innige Verkehr mit der Mutter gab ihrem Leben immer neuen Reiz, neue Freude. Chriſtine und Albert kamen jedes Jahr mehrmals nach Wien oder Laxenburg, wenigſtens für einige Tage, immer am Geburts- und Namenstage der Kaiſerin.

III.

Reiſe in Italien.

1776.

Im Jahre 1776 unternahmen Chriſtine und Albert eine Reiſe nach Italien. Vor Neujahr 1776 gingen ſie fort, Mitte Juli kamen ſie zurück. Maria Thereſia hatte die Erlaubniß zu dieſer Reiſe gegeben. Der nächſte Zweck war, den Großherzog Leopold zu beſuchen, den ſie ſeit 1765 nicht geſehen, und der ſeine Schweſter ſchon oftmals zu einem Beſuche in Florenz eingeladen hatte. Albert und Chriſtine dehnten aber ihre Reiſe viel weiter aus: ſie beſuchten Rom, Neapel, Parma, Turin, Mailand und Venedig, ſie machten Fahrten in's Land, beſahen alle Kunſtwerke, lernten die Geſellſchaft kennen. Mit friſcher Empfänglichkeit genoßen ſie alles, was dieſes wunderbare Land in ſeinen Ruinen und landſchaftlichen Reizen, mit ſeinen Städten und dem regſamen Volke zu bieten vermag. Mit Maria Thereſia blieben ſie in ſtetem Briefwechſel. Die Kaiſerin ſchrieb gewöhnlich zweimal in der Woche, gab ihnen kleine Weiſungen für den Verkehr mit den italieniſchen Höfen und theilte ihnen Nachrichten aus Wien und Ungarn mit. Chriſtine ſchrieb noch öfter und notirte alle kleinen Ereigniſſe, welche Familienleben und Familien-Intereſſen betrafen. Der Herzog aber ſchrieb

nach seiner Rückkehr über die Reise ein ganzes großes Memoire, das er der Kaiserin widmete und mittheilte [1]). Sie hatte ihm den besonderen Auftrag dazu gegeben [2]). Der Herzog wollte anfangs nur einen kleinen Bericht über seine individuellen Eindrücke und Erinnerungen abfassen, aber die Schrift wurde umfassender und gewährt ein vollständiges lebendiges Bild von Italien im achtzehnten Jahrhundert. Er beschreibt Landschaften und Städte, Kirchen, Bilder und Statuen; die Ruinen erregten ebenso seine Aufmerksamkeit, wie die Marine-Verwaltung, Finanzen, Hof und Regierung. Weil es nun Reisebücher genug gibt, welche Italien im achtzehnten Jahrhundert, seine Kunstwerke und Akademien beschreiben, so sollen aus dem Memoire neben dem, was den Herzog und seine Frau betrifft, nur einzelne Skizzen und Meinungen, vor allem die Schilderungen der italienischen Höfe und der politischen Verhältnisse mitgetheilt werden.

Albert und Christine reisten am 28. December 1775, nachdem sie von Maria Theresia und dem Kaiser Abschied genommen, von Wien ab. Joseph hatte ihnen die Reiserichtung angegeben und besonders die Fahrt durch

---

[1]) Mémoire sur un voyage fait en Italie en 1776. Ms.

[2]) Mes complimens à votre cher mari; je serais fâchée, s'il s'incommodoit de m'écrire, mais il m'obligera beaucoup, quand il fera un journal à son retour à Schlosshof, qui sera exacte et agréable. Marie Thereſe an Chriſtine 11. Jän. 1776.

Tirol wegen des vielen Schnee's widerrathen. Ihre Gesellschaft waren die beiden Adjutanten, Baron Miltitz und Kempelen, die Damen Batthiany und Windischgrätz. Wir fahren heutzutage bis Triest einen Tag; damals brauchte man fünf bis sechs Tage. Die Straße von Laibach bis Triest war durch türkische und kroatische Räuberbanden so unsicher, daß man nie ohne Bedeckung und Waffen reiste. Der Herzog und seine Frau blieben den ersten Tag in Bruck, den zweiten in Marburg, den dritten in Cilly, den vierten in Laibach, den fünften in Görz. Weg und Wetter waren schlecht, es schneite und regnete; erst in Görz wurde es besser. Hier empfingen sie den Adel und sahen sogar eine deutsche Comödie, die man ihnen zu Ehren aufführte. In diesen Provinzial-Städten lebte damals ein zahlreicher kleiner Adel, der, so arm er war, seinen aristokratischen Stolz und seine Abgeschlossenheit streng bewahrte. Von Görz fuhren sie zum Meer. In Porto Gruaro schifften sie sich in drei kleinen Schiffen nach Venedig ein. Am 6. Jänner kamen sie dort an. Die alte Dogenstadt machte auf sie wie auf jeden einen mächtigen Eindruck. Die Markuskirche, der Dogenpalast, die herrlichen Gebäude am Canal grande imponirten ihnen eben so sehr, wie sie der Schmutz, die Unreinlichkeit in Haus und Straße anekelten. Der Herzog fand in Venedig einen alten Diener seines Vaters, den bekannten Compositeur Hasse, der hier mit seiner Frau Faustina, einer ge-

bornen Venetianerin, zurückgezogen lebte. Die Reisenden wohnten im Hotel „lo scudo di Francia.“ Einen angenehmen Abend brachten sie bei dem österreichischen Gesandten, dem Grafen Durazzo, zu. Sie lernten dessen schöne Frau, eine Gräfin Weißenwolf aus Wien, und mehrere fremde Herren kennen, unter anderen auch den Marquis de Squilacci, der seit der letzten Emeute in Madrid berühmt geworden. In Venedig waren damals noch sieben Theater und alle, ungeachtet schlecht gespielt und gesungen wurde, überfüllt. Christine hörte eine Oper von Metastasio und Borghi; im Ballet tanzte der berühmte Noverre. Der Herzog erwähnt der Debatten über die Vorschläge des Senators Trou zur Reform einer Verfassung, welche von der alten Aristokratie Venedigs wie alle früheren verworfen wurde.

Von Venedig gingen sie nach Ferrara und Bologna. Die Wege waren schlecht, die Einwohner so schmutzig und elend, daß sie der Zigeuner in Ungarn gedachten. In Bologna besuchten sie die Kirche und die Universität. Die Professoren machten ganz ernstlich der Erzherzogin den Vorschlag, der Section eines weiblichen Leichnams beizuwohnen und eine Dissertation anzuhören; sie zog es aber vor, die Akademie, Antikensammlung und das physikalische Kabinet anzusehen. In der Gallerie erregte ein Mosaikporträt Benedict's XIV. ihre Aufmerksamkeit; der Herzog erinnerte sich jenes

erleuchteten Kirchenfürſten, welcher der Tiara Ehre gemacht und ſich bis zum päpſtlichen Thron die Geſinnung und Tugend eines liebenswürdigen Philoſophen zu erhalten gewußt hat. Den alten Zanatti, Secretär der Akademie, lernte er nicht kennen, wohl aber die Madame Laura Baſſi, welche an der Univerſität die Lehrkanzel der Philoſophie ſeit Jahren verſah. Ein anderer weiblicher Profeſſor, die Madame Manſolini, war vor kurzem geſtorben; ſie hatte Anatomie vorgetragen und ein kleines Kabinet ausgezeichneter Präparate hinterlaſſen. Der Herzog erzählt von den Landhäuſern der reichen Prälaten in der Umgegend, aber ebenſo von den kleinen ſchmutzigen Häuſern, in welchen der Hunger und das Elend wohnt, wie man ſie in Deutſchland gar nicht findet. Die Stadt war entvölkert, Handel und Induſtrie verkommen. Sie beſaß noch einen Reſt der alten Municipalfreiheit, wurde aber von dem Kardinallegaten, damals einem Kardinal Brancifforte, abſolut beherrſcht. Vor ſeinem Thor ſtanden Schweizergarden und wenn er ausfuhr, folgte ſeinem Wagen immer eine Schaar Reiter. Die Reiſenden lernten ihn in einer Geſellſchaft bei dem Grafen Maralli kennen; dort ſtellte ſich ihnen auch der alte Farinelli vor, der bekannte Sänger und Günſtling Philipp's V. in Spanien.

Auf der Fahrt von Bologna nach Florenz kamen ſie nur langſam vorwärts; dichter Schnee war gefallen,

dann Thauwetter eingetreten, die Straße ſchlecht. In Toskana wurden die Wege beſſer. Sie ſegneten das Andenken ihres Vaters Franz I., der mit ſo großen Koſten in Toskana feſte Straßen gebaut hatte. Bei Pietra Mala kam ihnen der Großherzog entgegen. Die Geſchwiſter hatten große Freude, ſich wieder zu ſehen. Chriſtine und Leopold waren ſich von Haus aus beſonders zugethan und hatten ſich ſeit dem Tode ihres Vaters nicht geſehen. In Caffaginolo, einem Landhauſe mitten im Gebirge, brachten ſie die erſte Nacht zu; von ihren Fenſtern konnten ſie zu dem alten verfallenen Schloſſe aufſchauen, von dem einſt die Medici ausgegangen waren. Der Weg, den ſie am nächſten Tag den Arno entlang zwiſchen grünen Höhen und Waſſerfällen fuhren, ſchien ihnen gegen die verwilderte Landſchaft im Kirchenſtaat ein Paradies. Sie waren entzückt von der Schönheit der Landſchaft, von den reizenden Landhäuſern, wie von der Cultur des Bodens. Ringsum ſtanden Lorbeer- und Olivenbäume in der Blüthe, grüne Ketten ſchlangen ſich von Baum zu Baum zu einer Zeit, wo in der Heimat noch Kälte und Eis die Erde bedeckte. Florenz ſahen ſie halb in Morgennebel verhüllt vor ſich liegen. Die Großherzogin war ihnen entgegengefahren und führte ſie in den Palaſt Pitti ein, wo die ganze Familie verſammelt war.

Hier verlebten ſie nun ſechs Wochen vom 11. Jänner bis 22. Februar im angenehmen, liebevollen Verkehr mit ihren Verwandten.

Der Großherzog, ſchrieb Prinz Albert, erfreut ſich einer blühenden Geſundheit und iſt voll Fröhlichkeit. Die Anfälle von Hypochondrie, denen man ihn unterworfen glaubte, ſcheinen nicht mehr ſo häufig wiederzukehren. Seine Thätigkeit iſt getheilt zwiſchen der Verwaltung des Landes und der Erziehung ſeiner Kinder. Er arbeitet den größten Theil des Tages. Die Arbeit iſt ſeine Unterhaltung; er geht in's Detail ein und beachtet alles, was ſeine Aufmerkſamkeit anzieht. Deſſen ungeachtet findet er Zeit, ſich mit anderen Dingen zu beſchäftigen; man iſt überraſcht von der Fülle ſeiner Kenntniſſe in Phyſik, Naturgeſchichte und Landwirthſchaft, er hegt große Sorgfalt für die Hebung des Ackerbaues, der Induſtrie und des Handels, „der Quellen des Gemeinwohles." Er iſt ſehr liebenswürdig im Umgange; ſeine Converſation iſt immer intereſſant durch die geſunde Verſtändigkeit, die überall durchleuchtet; er gibt den Ton für alle in der Geſellſchaft an. — Die Großherzogin, ſeine Frau, verdient das Vertrauen, das er ihr erweiſt; ſie lebt nur für ihn und hat keinen anderen Ehrgeiz, als ſeine Liebe zu erhalten und zur guten Erziehung der Kinder beizutragen. Die vielen Geburten haben ſie ſehr abgemagert; von dem Glanz der Schönheit, den ſie in ihrer Jugend beſaß, iſt wenig mehr zu

bemerken; ihre Geſundheit hat aber nicht gelitten. Obwohl ſie nicht mehr ſo lebhaft iſt wie früher, ſo beſitzt ſie doch eine naive Heiterkeit und gleiche Laune; ſie erhalten ihr die Achtung und Anhänglichkeit aller jener, die mit ihr verkehren. Um ihr Lob vollſtändig zu ſagen, braucht man nur drei Worte: ſie iſt eine gute Freundin, eine gute Frau, eine gute Mutter. Die Kinder ſind ihr höchſtes Glück; ſie ſind geſund, voll Verſtand und Gemüth. Graf Colloredo leitet die Erziehung ganz vortrefflich; Marquis Manfredini iſt ihm beigegeben, und er iſt dazu vollkommen geeignet. Der Hof iſt nicht zahlreich, erſcheint aber in Glanz und Würde. Wir ſahen den Adel bei zwei Gelegenheiten: bei unſerer Ankunft, als zu Ehren des Markgrafen von Anspach eine große Geſellſchaft gegeben wurde, und dann bei der Niederkunft der Erzherzogin. Sonſt blieben wir im Kreiſe der Familie; nur ſelten gingen wir ins Theater oder in Maske auf einen Ball.

Prinz Albert gedenkt ſeines Schwiegervaters Franz I., des erſten Fürſten aus dem Hauſe Lothringen, der nach dem Tode des abgelebten Johann Gaſton's zur Herrſchaft kam und das Land von Wien aus regierte, er gedenkt der durchgreifenden Reformen Leopold's I. in Verwaltung und Cultur, der Oppoſition der Geiſtlichkeit, des Adels. Man weiß, wie dieſer Fürſt die Verwaltung im aufklärenden Stile der Zeit geleitet hat, wie er die alten Inſtitutionen des Landes, die mehr der Form als

dem Geiſte nach bewahrt wurden, durch fortſchreitende meiſt despotiſche Reformen gebrochen und weggeräumt hat. Prinz Albert ergeht ſich voll Lob über dieſe Reformen, er preiſt ihre weiſen Principien, ihre wohlthätigen Wirkungen; er rühmt es, daß hier Adel und Geiſtlichkeit in gleicher Weiſe beſteuert ſind, daß alle Exemtionen aufgehört haben, daß der Bauer nun der Herr des Bodens geworden, den er bebaut, und als freier Beſitzer nun dem Edelmanne und Bürger gleich ſei. Er gedenkt dabei des Landes, deſſen Gouverneur er war, der verrotteten Feudalwirthſchaft in Ungarn, wo der Adel alle Herrſchaft hatte, der Bürger ſich abſchloß und die Bauern nur wie eine Heerde Sclaven rechtlos und willenlos geleitet werden. Er zeichnet den Bau der Verfaſſung, der Adminiſtration. Er erzählt, wie Leopold die Armee vermindert und ſie nach öſterreichiſcher Weiſe organiſirt habe, wie der Großherzog die kirchlichen Reformen unbeirrt von dem Geſchrei der Geiſtlichen durchführe, wie das abſcheuliche Inquiſitionstribunal endlich abgeſchafft ſei, und welche umfaſſende und tiefgehende Macht hier die Kirche noch habe, indem auf eine Bevölkerung von kaum einer Million Menſchen 3 Erzbiſchöfe, 12 Biſchöfe und 30.000 Geiſtliche kämen.

Albert und Chriſtinen gefielen Land und Volk in Toskana; am meiſten Florenz mit ſeinen herrlichen Paläſten und Kunſtſchätzen. Stundenlang ſtanden ſie vor der Madonna della Sedia im Palaſt Pitti, ſie ſtudirten

Bilder und Statuen, die Bauart der Kirchen und Paläste. Wie erfreute sie der Garten Boboli, diese schöne Schöpfung der Mediceer, welche hinter dem Palast Pitti die mit Bäumen und Blumen bedeckten, mit Statuen und Brunnen geschmückten Höhen hinansteigt. Wie genoßen sie hier die wundervolle Aussicht auf Stadt und Umgebung. Wie wohl that ihnen in Florenz die Ordnung und Ruhe, das feine edle Benehmen des Adels, die sanfte Gemüthsart des Volkes. „Bei jeder Stunde der Nacht kann man hier ungefährdet herumgehen," ruft der Herzog aus. Er berichtete seiner Kaiserin von allen Anstalten, von den Landhäusern des Großherzogs, seiner Land- und Waldwirthschaft.

Noch im Februar unternahmen sie eine Fahrt über Pisa nach Livorno. Der Großherzog, der sie begleitete, führte sie auf einer Galeere in's Meer hinaus, und ließ ihnen zu Ehren ein kleines Seegefecht ausführen. Auf dem Rückwege berührten sie Pisa und Lucca. Eine besondere Freude war ihnen noch in Florenz beschieden: die Großherzogin kam am 9. März mit einem Prinzen nieder; er wurde Joseph genannt und ist derselbe, der später so lange Zeit als Palatin in Ungarn gelebt hat und erst 1847 gestorben ist.

Noch im März setzten sie ihre Reise fort über Siena nach Rom; den 18. trafen sie hier ein. Der erste Anblick des Landes war ihnen nicht angenehm. Die Abtheilung Soldaten, die ihrem Wagen folgte, schien ihnen eher ein

Haufe Deſerteure als Militär zum Schutze der Straßen zu ſein. Ueberall zeigte ſich Indolenz und Faulheit wie in den Zeiten der Gothenherrſchaft. Aber es kam doch über ſie, wie über jeden, das mächtigſte Gefühl, als ſie durch die Porta del Popolo in die ewige Stadt einfuhren. Sie ſtiegen in der Villa Medici ab, welche damals dem Großherzog von Toskana gehörte. Dort empfingen ſie der Kardinal Visconti, ehemals Nuntius in Wien, Graf Hržan, Uditore di Rota für die deutſche Nation, und die liebenswürdige, ſchöne Herzogin von Bracciano, an die ſie Prinz Corſini adreſſirt hatte. Die Villa hat eine reizende Lage; der Prinz war entzückt von dem herrlichen Anblick, der ſich ihm hier darbot; die ganze Stadt lag zu ſeinen Füßen ausgebreitet; es erinnerte ihn an die Ausſicht vom Hradſchin auf das hundertthürmige Prag mit ſeinen Kirchen und Paläſten.

Sie brachten in Rom vier genußvolle und freudenreiche Wochen zu. Von allem Ceremoniell hatten ſie ſich losgeſagt; beide waren froh „dieſen Seccaturen ohne Ende entflohen zu ſein.“ Sie empfanden das Glück, für die Weihe der Kunſt und die großen geſchichtlichen Erinnerungen einen lebendigen Sinn zu haben. Jeden Abend tauſchten ſie ihre Eindrücke aus; während der Herzog mehr von den großen monumentalen Werken angezogen wurde, fand ſich Chriſtine vor den Bildern alter und neuer Zeiten zur Bewunderung hingeriſſen. Ein Herr von Reiffenſtein, Schüler Winkelmann's, Pro-

teſtant, wegen ſeiner Kenntniſſe vom Papſte ſehr geachtet, machte ihren Führer. Sie wußten den Mann wohl zu würdigen; „ſein Wiſſen, ſchrieb Albert, gab all' dieſen Ruinen Geiſt und Leben.“ So ſehr der Prinz an ſich hielt, in ſeiner Schrift nicht in eine Beſchreibung Roms zu verfallen, ſo vermag er doch nicht, dieſe künſtleriſchen Wanderungen zu übergehen und ſeine wahrhaft innerliche Freude darüber zu unterdrücken. Er erinnert ſich der großen Päpſte, vergleicht die alte und neue Architectur, die Baſiliken und die Kirchen Maria Maggiore, Johann im Lateran, die Paläſte der Borgheſe, Colonna und Doria. Oftmals beſuchten ſie die Villa Albani, wo auf den Stiegen und in Sälen die plaſtiſchen Meiſterwerke des Alterthums aufgeſtellt waren; der kunſtliebende damals ſchon achtzigjährige Kardinal Albani hatte ſich ihnen ſchon am erſten Abend in Rom vorgeſtellt.

Prinz Albert ſtudirte nicht blos Statuen und Bilder, ſondern auch die Regierung, ihre Vorzüge und Fehler, die Geſellſchaft und Sitten des Adels. Von dem Volke waren er und ſeine Frau nicht ſehr erfreut: der Schmutz auf den Straßen, der üble Geruch der öffentlichen Garküchen, die Wäſche an den Häuſern ſtörte ihre an deutſche Ordnung gewöhnten Augen. Die häufigen Mordthaten mahnten ſie an die Sicherheit in den deutſchen Städten; ein Gouverneur in Rom zu ſein, ſchien ihnen ein gefährliches Amt.

Am 20. März Abends hatten ſie Audienz bei dem Papſte [1]). Die Fürſtin Bracciano, Kardinal Hržan begleiteten ſie, der Kardinal Pallavicini, damals Staatsſecretär, führte ſie im Vatican ein. Die Zimmer, die ſie durchſchritten, waren mit Prälaten aller Art, mit Domeſtiken in ſpaniſcher Kleidung und runden Perrücken gefüllt. Der h. Vater empfing ſie herzlich, freundlich, ließ ſie neben ſich ſetzen, und unterhielt ſich eine Stunde mit ihnen in der heiteren, freundlichen Weiſe, die ihm eigen war. Aus ſeiner Rede ſprach all' die Weisheit, Sanftmuth und Klugheit, wie ſie den politiſchen Verhältniſſen entſprachen. Albert und Chriſtine gingen ſehr erfreut von der Audienz weg.

„Der Papſt," ſchrieb Prinz Albert, „hat ein vortheilhaftes Aeußere, einen ſchönen Kopf, eine geſunde Farbe die ihm ein jugendliches Ausſehen verleiht, eine edle Haltung, gute Manieren, eine wohlklingende ſonore Stimme und eine natürliche Beredtſamkeit. Es ſcheint nicht, daß er jene Liebe und Verehrung genießt, die er verdient. Die einen finden ihn zu wenig aufgeklärt, zu ſehr geneigt die unterdrückten Orden zu begünſtigen, die anderen zu wenig energiſch und nicht geeignet, das alte kirchliche Syſtem zu erhalten. Der alte, mächtige, reiche Adel ſieht mit Verdruß den päpſtlichen Thron von einem Manne aus einer wohl diſtinguirten aber wenig bekannten

[1]) Pius VI. 1774—1799.

Familie besetzt. Der Pöbel, der in Rom immer miserabel ist und von jeder Papstwahl Neuerungen hofft, schreit, daß die Lebensmittel zu theuer sind, und hat, wenn der Papst den Segen gibt, oft mit Impertinenzen geantwortet. Das alles trägt bei, daß der Kredit, die Macht des römischen Stuhles, die seit langer Zeit gesunken ist, sich nicht wieder erheben kann. Man fühlt den Verfall des päpstlichen Ansehens in ganz Italien, besonders in den angrenzenden Ländern. Der Streit mit Venedig hat das in auffallender Weise gezeigt. Vom Papste selbst sagt man, daß er zu sehr auf einem gefaßten Entschlusse beharre und sich dann gezwungen sehe, zurückzugehen. Die Talente der Männer, die er zu Rathe zieht, werden nicht besonders gerühmt. Der Staatssecretär Pallavicini ist ein honneter Mann, gilt ungeachtet seiner Feinheit und seines Scharfsinnes für sehr schwach und besitzt nicht das Vertrauen des Papstes. Kardinal Giraud, der ihn ersetzen soll und in seiner Eigenschaft als Auditeur der Kammer einen großen Einfluß hat, genießt keine hohe Achtung weder seiner Fähigkeiten noch seines Charakters wegen. Kardinal Zelada ist ein lebhafter Geist, strebt immer zu vermitteln, steht aber nicht in Gunst und Vertrauen. Der alte Kardinal Castelli, der Kardinal Torregiani, der ältere Rezzonico, welche im Consistorium eine Art Superiorität üben, haben viel Geist, sollen aber zur Intrigue geneigt sein; sie sprechen ganz und gar für das alte

Syſtem und ſind in offener Oppoſition zu den Höfen. Ich will nicht entſcheiden, ob alles ſo richtig iſt, aber im Ganzen iſt der Kirchenſtaat ſchlecht verwaltet."

„Wie könnte es anders ſein, da nur Geiſtliche an die Spitze der Geſchäfte kommen, da alle jene, welche Talente, Geiſt und eine beſondere Kenntniß des Landes wie ſeiner Bedürfniſſe beſitzen, ſchon deßwegen ausgeſchloſſen werden, weil ſie keine Geiſtliche ſind. Wie kann ein feſtes Syſtem in einem Lande befolgt werden, wo der Souverain immer wechſelt, wie kann man erwarten, daß eine Regierung gut ſei, deren veraltete Politik nur die Macht und den Reichthum zu vermehren ſtrebt und ſich mehr in Gewalt und religiöſem Fanatismus zu befeſtigen ſucht als durch das, was das öffentliche Wohl und das Glück der Provinzen begründet? — Seit die Souveraine und Völker die Augen geöffnet haben, ſeit der Bannſtrahl ſeine Kraft verloren hat, ſeit die Annaten von Tag zu Tag kleiner werden und nicht mehr ſo große Summen nach Rom fließen, iſt der römiſche Hof geſunken und die Adminiſtration vernachläſſigt. Wenn durch eine Reihe von Jahren in der Verwaltung ein wohl überdachtes Syſtem fortgeſetzt würde, müßte der Kirchenſtaat nach ſeiner Lage, nach der natürlichen Kraft des Bodens der mächtigſte und am meiſten bevölkertſte Staat von ganz Italien werden. Aber jetzt ſchmachtet der größte Theil der Einwohner im Elend, die Monopole erdrücken die Induſtrie, die Zollgeſetz-

gebung hemmt den Handel, die Straßen sind verfallen, die Einkünfte schlecht verwaltet, die Pächter drücken das Volk, und wer Geld anwendet, kann ungestraft gegen das Gesetz handeln. Die Bevölkerung des Landes nimmt ab, Häuser und Gärten stehen verlassen, Gegenden, welche fruchtbar sein könnten, sind versumpft, hauchen schädliche Lüfte aus und verscheuchen die wenigen Bewohner, welche den Boden bebauen. Alles, was einem Staate Ansehen und Kraft verleiht, ist hier im Verfall. Die Armee ist klein, nicht disciplinirt, nicht exercirt; die Nationalmiliz, die sich bei einem Aufrufe zu 70.000 M. stellen soll, dient zu nichts und ist gefährlich. Die Marine ist schwach und schlecht administrirt."

„Der römische Adel," fährt der Herzog fort, „ist mächtig, reich und zählt unter sich viele alte Familien. Sie kommen Abends in Gesellschaften zusammen, die sie „Conversazioni" nennen. Sie sind unseren Assembléen ähnlich, nur mit dem Unterschiede, daß hier eine noch ängstlichere Etikette vorherrscht. Die Herrin des Hauses sitzt dabei gewöhnlich bei der Thür des letzten Zimmers, um Befehle zu ertheilen, die Gäste zu empfangen und die Damen zu umarmen. Die Zahl der Fackeln, die man schickt, um den Ankommenden über die Stiege zu leuchten, entspricht der Würde und dem Rang des Gastes; darauf wird viel Aufmerksamkeit verwendet. Die Hausofficiere führen den Gast durch die Säle bis zur Hausfrau. Der Hausherr ist aber von diesen Gesellschaften

ausgeſchloſſen. Es gibt viele beſondere Coterien. In den kleinen Aſſembléen findet man oft alle geiſtreichen und verdienten Männer, die in Rom leben, beiſammen.“

Albert und Chriſtine waren bei der Fürſtin Altieri, bei der Fürſtin S. Croce u. a., zogen ſich aber bald zurück und nahmen keine Diners an. Am meiſten ſetzte ihnen der Kardinal Bernis zu. „Dieſer liebenswürdige Prälat, der einſt mit ſeinem lebhaften ſocialen Geiſte leichte Verſe geſchrieben und dann über die größten Intereſſen Europa's verhandelt hatte, lebt ſehr angenehm und auf großem Fuße in Rom; er ſchien ſich dort ſehr zu gefallen und nahm den Ton der Römer an.“ In ſeinem Hauſe lernte Albert die meiſten Kardinäle und fremden Geſandten kennen; ſo den Bailli von Breteuil, Geſandten des Maltheſerordens, und den venetianiſchen Geſandten, der aber in Rom nicht ſo wie ſein Vorgänger Marc Anton Erizzo gefürchtet war. Die Reiſenden benutzten noch die Zeit zu einigen Ausflügen in die Umgebung von Rom, nach Tivoli, nach Frascati, und verabſchiedeten ſich dann bei dem Papſte. Er war gleich gütig, freundlich, und ſchickte der Erzherzogin eine goldene Roſe.

Am 11. April verließen ſie Rom und fuhren die bekannte Straße über Velletri, Terracina nach Gaëta. Die Milde des Klima's, der helle, warme Sonnenſchein, der Glanz der Landſchaft that ihnen wohl, ihr Gemüth war von dem Gedanken, ihre Verwandten bald wieder zu ſehen, freudig bewegt. In Mola empfing ſie der

österreichische Gesandte Graf Wilczek und brachte Briefe von dem König und der Königin [1]). Die letztere kam ihrer Schwester bis Aversa entgegen. Seit acht Jahren hatten sich die beiden Schwestern nicht gesehen. Sie setzten sich in einen Wagen und fuhren durch Neapel, wo alles Volk auf den Straßen war, gleich nach Portici, um den König zu grüßen. Der herrlichste und glänzendste Empfang wurde hier den Reisenden zu Theil. Der ganze Hofstaat war versammelt, aber der König, der keine Ostentation liebte, erlaubte ihnen nicht lange im Kreise zu bleiben; sie fanden kaum Zeit, einige freundliche Worte zu sagen; der König zog sie gleich fort in die Zimmer der Königin und stellte ihnen seine älteste Tochter vor. Die anderen Kinder kamen erst nach Tisch aus Neapel.

Prinz Albert und seine Frau blieben noch einige Tage in Portici. So viel sie auch gehört hatten von dem glänzenden Leben, der soliden Pracht des Hofes, ihre Erwartung wurde noch weit übertroffen. Sie waren von der Herzlichkeit des Königs überrascht, und noch mehr von seinem Aussehen, seinen Manieren, die ihnen nicht so unvortheilhaft vorkamen, als man sie geschildert hatte. In den drei Wochen, die Prinz Albert in Neapel verlebte, hatte er bei aller Unruhe, bei allen Vergnü-

[1]) Marie Karoline 1752 geboren, 1768 den 17. April durch Procuration in Wien, den 12. Mai in Caserta dem König Ferdinand von Neapel angetraut.

gungen und Zerſtreuungen Gelegenheit genug, den König zu beobachten und ſich ein Urtheil über ſeinen Charakter, ſeine Lebensart, ſeine Principien zu bilden; die Auffaſſung wurde ihm erleichtert, da der König ſich immer ſo gab, wie er war.

„Sein Geiſt," ſchrieb der Herzog in ſeinem Reiſeberichte, „iſt lebhaft, durchdringend, ſcharfſichtig; ſein Gemüth erfaßt alles Gute und Gerechte; er verdient es, alle Verehrung zu genießen und was noch mehr gilt, er beſitzt die Fähigkeiten ein guter, vortrefflicher König zu ſein; aber die Zerſtreuung, zu der man ihn ſeit ſeiner Jugend feſt hält, die Abneigung, die man ihm gegen alle Arbeit, gegen alle ernſten Geſchäfte einzuflößen wußte, verhinderten die Entwicklung ſeiner natürlichen Anlagen. Welch' ein unverzeihliches Verbrechen für alle jene, denen ſeine Erziehung anvertraut war, ſolche Talente, die Keime ausgezeichneter Eigenſchaften zu erſticken, die den König befähigt haben würden, das Glück ſeines Lebens zu gründen. Durch was können ſie ein ſolches Vorgehen abbüßen, wie das unauslöſchliche Unrecht gut machen, das ſie damit ſeinen Unterthanen zugefügt haben? — Die Ungewohntheit einer jeden ernſten Beſchäftigung, die Vernachläſſigung der Arbeit, die er angefangen hat, führen ihn zu einem beſtändigen Haſchen nach neuen Zerſtreuungen und Unterhaltungen; ſie ſind die Urſache, daß er ſich von ſchlechter Geſellſchaft hinreißen läßt, von dem Zeitverluſt, der Langenweile und

ſchlechten Laune, welche nothwendig darauf folgen, von der außerordentlichen Unentſchloſſenheit in den ernſteſten Dingen, welche volle Entſchiedenheit und Feſtigkeit von ſeiner Seite verlangen; ſie ſind der Grund der Verlegenheit, die über ihn kommt, wenn er öffentlich erſcheint, von der ſchlechten Laune gegen alle jene, welche ihn nicht verſtehen, ſo wie von der geringen Achtung, welche er für's Publikum und beſonders für alle Fremden hat."

„Sein Geiſt iſt hell genug, um das einzuſehen; die Schmeicheleien ſeiner Höflinge können ſein Herz nicht ſo einnehmen, daß er ſich nicht ſelbſt erkennen würde und für ſeine Schwächen blind wäre. Uns kam er mit der größten Aufrichtigkeit entgegen; er ermächtigte uns, über alles mit einer Freiheit zu ſprechen, die ſelbſt unter Verwandten und Freunden als zu kühn gelten würde; nur das unbeſchränkte Vertrauen, das er uns bezeigte, konnte uns dazu ermuntern. Er ſprach mit uns zu Zeiten ſehr bewegt und immer endete er mit dem Vorſatz, ſich eine andere Lebensart anzueignen und ſeine Geſchäfte ſich mehr zu Herzen zu nehmen. Bisher hat er alles faſt blindlings ſeinen Miniſtern überlaſſen, auf deren Charakter und Geiſt er überdieß wenig Vertrauen ſetzt. Man muß nun abwarten, ob dieſe guten Vorſätze durchbrechen, ob die Gewohnheit, die ihm zur zweiten Natur geworden, jene Gefühle aufkommen laſſen wird."

„Auch die Beſchreibung, die man mir von ſeiner Perſon gemacht, iſt nicht getreu. Statt eines ſchwachen,

kränklichen Jünglings fand ich einen ſtarken kräftigen jungen Mann, der alle Fatiguen aushalten kann und ſo geſtaltet iſt, daß er die Aufmerkſamkeit des ſchönen Geſchlechts erregen muß. Man merkt ihm an, daß er keine Exceſſe kennt, die für ſeine Geſundheit fürchten ließen. Seine Tagesordnung iſt ſeltſam. Nachdem er aufgeſtanden und die heilige Meſſe gehört, die er nie verſäumt, geht er aus, um an den Ufern des Meeres Wachteln, Reiher und anderes Geflügel zu ſchießen, und dann im Freien ein tüchtiges Frühſtück einzunehmen. Faſt den ganzen Morgen bringt er mit dieſer Beſchäftigung zu. Wenn neues Wild dieſer Art in den Büſchen ankommt, geht er Nachmittag wieder darauf aus; auch in anderer Jahreszeit bringt er ganze Tage und Wochen auf der Jagd zu, und wenn dieſe aufhört, geht er an's Meer fiſchen oder unterhält ſich im Garten mit Ballſchlagen, bis er ganz außer Athem und im Schweiß iſt. Nur an gewiſſen Tagen Abends vor dem Eſſen aſſiſtirt er dem Staatsrath oder hört die Berichte des Staatsſekretärs an. Man kann annehmen, daß dieſes Leben allein ſeinem Charakter eine Härte und Rohheit gibt, die ſonſt nicht in ihm liegt; vielleicht wirkt auch das auf ſein Verhältniß zur Königin ein, die, was man auch immer ſagen mag, ſein volles Vertrauen und ſeine Zärtlichkeit genießt."

„Die Königin iſt deſſen würdig durch ihre äußeren Vorzüge, die ſich in dieſem Lande noch mehr ausgebildet

haben, wie durch ihr feines Gefühl für alle Anhänglichkeit und Freundschaft, die man ihr erweist. Sie gewinnt immer mehr die Achtung und Liebe des Königs, und hat ihm öfters Rathschläge gegeben. Ich will nicht sagen, daß sie ihn absolut beherrscht oder daß sie wohl daran thut, sich in die Regierung zu mischen. Mit ebenso viel Geist und nicht weniger Lebhaftigkeit als der König hat sie vielleicht mehr Verstand und Muth als er, aber nicht die Gründlichkeit und nothwendige Kenntniß dafür; sie läßt sich von der angebornen Unruhe ihres Wesens hinreißen, zu rasch von dem Gefühle für jene leiten, welche ihr Vertrauen gewonnen haben. Das Leben, das der König führt, ist nicht nach ihrem Geschmack. Die häufigen Geburten, die Unbequemlichkeit verhinderten sie die Jagden und anderen Vergnügungen des Königs weiter mitzumachen. Sie führt ein zurückgezogenes häusliches Leben, das aber ihrer angebornen Lebendigkeit nicht sehr entspricht; sie hat auch den Frohsinn, der sie sonst charakterisirte, verloren. Wenn sie öfters um den König wäre, würden sich die Polissons seines Gefolges gewiß mehr geniren und er würde ihnen nicht so die Zügel frei lassen. Das Vergnügen der Königin, ihre einzige Unterhaltung sind die Kinder; sie liebt sie sehr und bringt den größten Theil des Tages mit ihnen zu. Diese sind wirklich liebenswürdig; der Erbprinz hat eine offene freundliche Physiognomie und die älteste Prinzessin zeigt eine Lebhaftigkeit des Geistes, einen

Scharfſinn, wie er bei Kindern ihres Alters nicht gewöhnlich iſt.“

„Der Hof hat einen Glanz wie bei den erſten Souverainen Europa's. Man geht nie durch die Vorzimmer ohne irgend ein Großkreuz oder einen Officier von Rang zu finden; es wimmelt von ihnen zur Stunde des Auskleidens oder der Parole. Auch vom Hofe wurde mir ein anderes Bild entworfen. Man ſchilderte mir die Perſonen des Hofes im Allgemeinen als Leute ohne Bildung und Manieren, als Poliſſons, die man in keine gute Geſellſchaft zulaſſen könne. Ich fand aber Männer, die durch ihr Wiſſen, ihren Geiſt ausgezeichnet ſind und alle Achtung verdienen; ſelbſt unter den jungen Leuten, die um die Perſon des Königs ſind, gibt es einige, deren Geſellſchaft ſehr angenehm iſt. Es wäre nur zu wünſchen, daß alle ſo wären und der König ſich mehr an ſie wende, als daß er ſich mit einer ſolchen Familiarität jenen hingibt, die ihn durch ihre Poſſen unterhalten. — Alles iſt eingerichtet, um dem Hof ein imponirendes Aeußeres zu geben. Der Souverain fährt nie aus, ja er geht nicht auf die Jagd, ohne von ſeinen Gardes du corps und einem zahlreichen Gefolge begleitet zu ſein. Selbſt auf das Land folgen ihm die Großofficiere ſeines Hauſes, der Generalkapitän oder der kommandirende General der Armee, die Garden zu Fuß und zu Pferd. Alle dieſe Leute bekommen während des Aufenthaltes außer der Stadt eigene Gratificationen,

und da dieß faſt das ganze Jahr hindurch dauert, ſo kann man ſich die außerordentlichen Auslagen denken; die Oekonomie ſcheint hier eine ganz unbekannte Sache zu ſein. Der König haßt alles Ceremoniell, ändert aber doch nichts daran; vielleicht weil der Hof nach den Inſtructionen eingerichtet iſt, welche der Vater des Königs bei ſeiner Abreiſe nach Spanien hinterlaſſen hat; vielleicht hält man es für gut, die äußeren Zeichen der Würde in einem Lande nicht abzuſchaffen, wo man gewöhnt iſt, den König in ſolchem Glanz und Prunk zu ſehen. Die Gêne, die das hervorbringt, iſt die Urſache, warum der König den Aufenthalt in Neapel nicht liebt; er kann da kaum aus ſeinem Palaſte gehen, ohne das „Handwerksgeräth" (attirail) mitzuſchleppen; er zieht deßwegen das Land vor, ohne die Ausgaben zu bedenken; in Portici, wo er den größten Theil des Jahres zubringt, kommt es noch am theuerſten, weil hier außer den Hofleuten noch die Miniſter, welche den Staatsrath bilden, bei Hofe leben."

„Der Staatsrath verſammelt ſich viermal in der Woche. Zu ihm gehören: der Fürſt de S. Nicandre, ehemaliger Hofmeiſter des Königs, ein abgelebter Greis, der wegen ſeines Alters gar nicht mehr erſcheinen kann; der alte Marquis de Campo Reale, der halb blödſinnig und kindiſch iſt, der Marquis de Fogliani, Gouverneur von Sicilien zur Zeit der letzten Rebellion, der nicht jünger und nicht fähiger zur Arbeit iſt; ferner Marquis

Tanucci, der erſte Staatsſekretär, und der Generalkapitän Fürſt Campofiorito, der jüngſte von allen, der nicht mehr als ſiebzig Jahre zählt. Für die einzelnen Miniſterien fungiren Staatsſekretäre. Alles was von Wichtigkeit iſt, geht durch die Hand Tanucci's, der ſeine Berichte unmittelbar dem König erſtattet. Dieſer Miniſter, der an der Spitze der Geſchäfte ſteht, begleitet den König auf allen ſeinen Ausflügen. Ich hatte Gelegenheit, ihn täglich zu ſehen, ſprach ihn aber ſelten. Man ſagt, daß er aus Grundſatz jeden Verkehr mit Fremden vermeide; wenn er nicht ausweichen kann, ſpricht er über Wiſſenſchaft und Literatur. Dafür ſcheint er auch mehr geeignet als für die Staatsangelegenheiten. Er iſt aus Toskana gebürtig und ſtammt von einer niederen Familie; ſein vorzüglichſtes Wiſſen waren die ſchönen Wiſſenſchaften und das Recht; er war Correpetitor und eine Zeit lang Profeſſor der Rechte in Piſa. Nach ſeiner verdrießlichen gemeinen Geſtalt ſollte man ihn eher für einen alten Schulmeiſter als für den regierenden Miniſter eines großen Königreiches halten; der Phyſiognomie entſprechen die Züge ſeines Charakters. Dieſer Mann, der ſo wenig liebenswürdig, ſo wenig geliebt und geachtet iſt, wußte ſich ſo in die Gunſt des früheren Souverains, des jetzigen Königs von Spanien, zu ſetzen, daß dieſer nur auf ihn hörte, daß er und ſein Sohn nur nach den Berichten Tanucci's urtheilen. König Ferdinand liebt ihn nicht; er weiß, daß die Regierung ſchlecht geleitet wird, aber er fürchtet,

darin eine Mißbilligung von ſeinem Vater zu erfahren, der dieſe Anhänglichkeit verdient, aber kein Recht hat ſich in die Angelegenheiten des Staates zu miſchen. Die Gewohnheit alles durch den Miniſter geleitet zu ſehen, alle peinlichen Sorgen auf ihn laſten zu können, vielleicht der geheime Wunſch im Falle eines Wechſels die Geſchäfte ſelbſt zu übernehmen, verhindern den König, eine Partie zu ergreifen, die nur vortheilhaft und ruhmvoll für ihn ſein könnte. Der Miniſter, welcher den König und ſeine Schwächen kennt, zeigt, um ihn fern zu halten, die Geſchäfte immer in einem unangenehmen Lichte und läßt ihn über den wahren Stand der Dinge in Unwiſſenheit; den Vater dagegen erhält er in der Meinung, daß ſein Sohn für die Regierung untauglich ſei und ohne Tanucci's Leitung alles zerfallen müßte; ſo weiß er beide in der Hand zu halten. Seinem Amte nach ſollte er nur die auswärtigen Angelegenheiten und die Leitung des königlichen Hauſes verſehen; aber der Kredit, den er bei dem König hat, gibt ihm eine ſolche Autorität, daß er auf alles Einfluß nimmt; er erläßt im Namen des Königs und mit ſeiner beſonderen Unterſchrift Befehle an die anderen dirigirenden Miniſter, die ihm gar nicht untergeordnet ſind, die es aber nicht wagen, ihm zu opponiren. Man erzählt, daß der König die Uebelſtände, welche aus dieſer maßloſen Autorität, aus der Anhäufung und Verzögerung der Geſchäfte entſpringen, kennt und öfter eingreifen wollte; aber der

Miniſter, der recht gut weiß, was er wagen kann, wies alle Chefs der Departements an ihn, damit jeder ſeinen Bericht unmittelbar an den König mache und die Entſcheidung erwarte; der König ging dann bald von dieſem Vorhaben ab. So fährt denn Tanucci fort, alle Geſchäfte mit der Unabhängigkeit eines Despoten zu leiten, und da ſein Geiſt nicht ſo weit geht wie ſein Ehrgeiz, ſo ſtimme ich jenen ganz bei, welche ſeine Verwaltung als eine durchaus ſchlechte bezeichnen. Viele Anekdoten ſind darüber im Umlauf. Und braucht man mehr Beweiſe als das Sinken der politiſchen Macht, des Reichthums in dieſem ſchönen Reiche, den Verfall des Handels, der Induſtrie, die Abnahme der Bevölkerung? Kann man ſtärkere Beweiſe haben, als den ſichtbaren Verfall eines Reiches, das nach ſeiner Lage, ſeiner Ausdehnung, ſeiner Fruchtbarkeit, der Zahl ſeiner Häfen, nach ſeinen Bewohnern der überwiegendſte Staat Italiens, einer der bevölkertſten, blühendſten und reichſten Staaten Europa's ſein könnte, und deſſen Souverain eine bedeutende Rolle ſpielen könnte?"

„Die Einkünfte betragen fünf Millionen Dukati oder neun Millionen Gulden, aber die Unterthanen zahlen eine weit größere Summe unter verſchiedenen Titeln; eine große Zahl Steuern, welche die Einkünfte der Krone bilden, ſind an Private verpfändet, welche natürlich einen beträchtlichen Gewinn ſuchen. Dem Souverain bleiben gegenüber dem Volke nur die Schulden. Die

Zollverwaltung, die Handelsgesetze sind schlecht, die Principien der Regierung bringen Land und Volk herab, in allen Productionszweigen herrscht große Unwissenheit. Ein Minister verweigerte den Bau einer Straße in's Innere des Landes, welche den Verkehr und den Absatz der Lebensmittel erleichtern sollte, weil dadurch den Bewohnern der Küste Unrecht geschähe; diese lebten bisher vom Absatze der Producte. Man kann da nicht überrascht sein von dem Elende und der Barbarei, die im Innern des Landes herrschen. Es übersteigt alle Begriffe. Man muß nur die Leute sehen, die in die Hauptstadt kommen. Das Volk ist unwissend und in einem Zustande, der an Wildheit grenzt; viele leben vom Raube. Der Briefverkehr ist nicht sicher; man schickt keinen Kourier oder wichtige Depeschen ohne Eskorte. Die Herren lassen ihre Schlösser von Leuten bewachen, die selbst Räuber waren; sie überlassen sich öfters solchen Leuten, um auf ihren Reisen möglichst sicher zu sein. Das allgemeine Elend ist Ursache, daß man keine Truppen in's Innere des Landes schicken kann; man läßt die Garnisonen nur in den Küstenstädten des mittelländischen und adriatischen Meeres. In Sicilien, besonders im Innern des Landes, ist der traurige Zustand noch empfindlicher. Die Million Dukati, welche die Insel trägt, geht auf ohne Gewinn für die Regierung und das Volk. So ist dieses schöne Land, das einst die Kornkammer Europa's, der Sitz der Kultur war, herab-

gekommen und das in einem langen Frieden. Nur die Ruinen der alten Tempel und Paläſte zeigen die frühere Pracht und Herrlichkeit. Zwiſchen Neapel und Sicilien herrſcht immer Eiferſucht; es ſcheint, daß man dem König eine Abneigung gegen Sicilien und ſeinen Adel eingeflößt hat."

„Die Krondomänen ſind ſchlecht verwaltet. Alle der Krone verfallenen Lehengüter, die nach dem Abſterben der Vaſallen eingezogen werden, ſollen als Allode für die Prinzen des Hauſes beſtimmt werden, ſind aber ſehr vernachläſſigt. Die eingezogenen Güter der Jeſuiten werden von einer Commiſſion verwaltet, die aber mehrmals dem Bankerott nahe war. Wie viel beſſer wäre es, wenn dieſe Güter wie bei uns gegen eine Summe den Privaten überlaſſen würden, welche dieſelben im eigenen Intereſſe durch Arbeit und Induſtrie in die Höhe bringen werden. Die Finanzen ſind ſo in Unordnung, daß die Einkünfte des nächſten Jahres bereits verzehrt ſind. Die Kaſſen ſind leer. Es konnte nicht das Geld für eine kleine Reiſe, welche der König kurz vor unſerer Ankunft nach Caſtellamare machen wollte, aufgebracht werden. Der Miniſter ſucht das alles zu verſtecken; er zieht es vor, alle noch ſo großen Ausgaben für den Hof zu beſtreiten, als den König vermuthen zu laſſen, daß es an Geld fehle. Ebenſo ſind alle übrigen Adminiſtrationszweige in Unordnung. Der Adel iſt im Ganzen ſchlecht unterrichtet; der Hofdienſt

und ein Großkreuz des Ordens des h. Januarius sein einziger Ehrgeiz. Tanucci hält den Adel, besonders jenen in Sicilien, für gefährlich; ihn zu demüthigen ist sein vornehmstes Streben. Man sagt, er reize die Unterthanen gegen die Herren und lege dann alle Schuld den letzteren bei. Die Justiz ist verfallen, die Gerichte käuflich, die Advokaten zahlreich und so beschäftigt, daß viele Edelleute ruinirt werden. In der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten ist viel mehr Eigensinn und Halsstarrigkeit als vernünftige Consequenz und Berechnung der Verhältnisse. Die Flotte besteht aus zwei alten neapolitanischen Fregatten, zwei neuen spanischen, zwei großen Schebecken mit 30 Kanonen, sechs anderen mit 20 — 24 Kanonen, drei Galeeren und sechs Gallioten, und die sind schlecht geführt. Als vor kurzem Truppen nach Sicilien geschafft wurden, nahmen die Seeräuber auf einigen kleinen Barken die Bagageschiffe im Angesichte der ganzen Flotte weg. Die Armee ist nach den Listen 30.000 Mann stark, aber die Regimenter sind nicht vollständig. Es dienen Italiener, Franzosen, Kroaten, Irländer, aber die Officiere verstehen die Sprache nicht. Die Truppen sind in kleinen Garnisonen in den Festungen vertheilt; nur in Neapel ist die Besatzung groß. Die zwei Garderegimenter und das der Albaner haben schöne Leute und sehen prächtig aus, alle anderen sind schmutzig und schlecht gekleidet. Die Reiterei hat gute Pferde, ist aber schlecht equipirt und schlecht exerzirt. Das Cadeten-

corps und die Freiwilligen für die Marine kommandirt der König ſelbſt; er hat eine beſondere Liebhaberei dafür. Sie zeichnen ſich vor allen anderen aus und können ſich unſeren Regimentern gleichſtellen. Der König begünſtigte früher die Cadeten; ſeit einigen groben Exceſſen hat er mehr Vorliebe für die Marinefreiwilligen, die ihn überall begleiten. Sie bilden eine Compagnie Grenadiere und vier Compagnien Füſeliere. Trotz der Familiarität, in welcher der König mit ihnen umgeht, ſind ſie gut disciplinirt. Die Officiere ſind junge Leute aus den erſten Familien; ſie begleiten den König auf allen ſeinen Vergnügungsfahrten."

Albert und Chriſtine blieben zwölf Tage in Portici. Der Herzog begleitete den König auf ſeinen Jagdausflügen faſt jeden Tag, aber ſeine Augen ruhten mehr auf Land und Meer und den prächtigen Ruinen, die auf dieſen klaſſiſchen Ufern ſo zahlreich ſind. Der König, der die Vorliebe ſeines Vetters für Antiken kannte, gab ihm die Schlüſſel zum Kabinet, damit er zu jeder Zeit eintreten und ungeſtört verweilen könne. Der Prinz war überraſcht von der Menge und Schönheit der Antiken, aber ebenſo von der Sorgloſigkeit, mit der ſie aufgeſtellt waren. Er erzählt einige frappante Fälle von der barbariſchen Unwiſſenheit, mit der man da vorging: „Im Theater zu Herkulanum fand man eine Quadriga von Bronze ſehr ſchön gearbeitet und vielleicht die einzige, die noch exiſtirt; man ſchmolz davon drei Pferde für

irgend einen Gebrauch ein und ſchämte ſich nicht, auf dem Piedeſtal des vierten in einer Inſchrift noch die Thorheit aufzuzeichnen, daß man die anderen zerſtört habe. — Welchen Leuten die Entdeckungen anvertraut ſind, mag man daraus entnehmen: an einem Hauſe in Pompeji fand man große Bronzelettern, die vielleicht ein hiſtoriſches Intereſſe hatten; man dachte nicht daran, ſie zu copiren, bevor man ſie von der Mauer loslöſte, ſondern warf ſie geradezu in einen Sack und brachte ſie dem Miniſter ſo durcheinander, daß ſie Niemand mehr aneinander reihen und den Sinn herausbringen konnte.“ Wie freute es Albert, alle dieſe Antiken zu ſehen, das kleine Hausgeräthe der Römer, die Toilettegegenſtände der Frauen, die Waffen der Männer, und ſo einen Blick in das Leben der Alten in Krieg und Frieden zu gewinnen. Er beſuchte Herkulanum und Pompeji. Man ging bei den Ausgrabungen zu wenig ſorgſam zu Werke; es wurde mehr zerſtört als der Schutt und die Aſche ſeit zwei Jahrtauſenden vermocht hatten. Der König ſelbſt führte ihn nach Pompeji, dann nach Reſina, Torre del Greco, Torre dell' Annunziata, drei kleine Orte, die auf Lava erbaut ſind. Albert beſuchte die Ruinen von Päſtum am Golf von Salerno. Er fand da einen Freund und Genoſſen an dem engliſchen Geſandten Hamilton, der in Literatur und Naturwiſſenſchaften gleich bewandert war und oftmals ſeinen Führer machte. Sie beſtiegen den Veſuv, ſahen die weſtlichen Ufer des Golfes von

Neapel, Pozzuoli, Bajä, den Hafen von Miſene, die Inſeln Procida und Iſchia, ſie machten Ausflüge in's innere Land nach Arco felice zum Grabmal des Scipio.

Nicht weniger intereſſant und genußreich war den Reiſenden der Aufenthalt in Neapel, wohin ſie am 22. April von Portici überſiedelten. Sie bewohnten dort das königliche Schloß, das gewiß unter allen Reſidenzen Europa's die reizendſte Lage hat. Albert und Chriſtine waren entzückt von der Ausſicht, die ſich ihnen von den Fenſtern des Königs darbot: der offene Golf, der belebte Hafen, die Inſeln im Hintergrunde gewährten ein herrliches Bild. Nur die Galeeren mit der Unzahl unglücklicher Sklaven, die da angekettet waren, waren ihnen ein dunkler Punkt in dieſer Lichtſphäre. Albert bewunderte die hängenden Gärten und die langen Terraſſen an dem Schloſſe. Von jedem Zimmer trat man in's Freie und auf eine Terraſſe, die mit den ſchönſten Fruchtbäumen beſetzt war. Das Innere war ſeit der Heirat des Königs neu und prächtig möblirt, die Zimmer waren nicht ſehr groß und bequem. „Wenn das alte Schloß hergerichtet ſein wird, wird es einer der prachtvollſten Paläſte Europa's ſein.“ Albert und Chriſtine ſahen ſich eines Tages vom Balkon des Hauſes des Marquis von Campo-Reale eine Corſofahrt an. Mehr als das wilde Treiben freute ſie der Anblick der Toledoſtraße, der Terraſſen und Fenſter, die von Herren und Frauen dicht beſetzt waren, vorzüglich aber das auf- und

abwogende Volk. Die Fröhlichkeit desselben, die Ordnung und gegenseitige Aufmerksamkeit freute sie. „Dieses Volk kann nicht bösartig sein, rief Albert aus, es ist lebhaft und zäh, aber niemals so rachsüchtig, grausam wie das Volk von Rom.“ Mit Schrecken hörten sie, daß hier 40.000 Menschen ohne Dach und Feuer leben. In den krummen, engen Straßen sahen sie oft die größte Armuth. Der Mangel an Gärten und schönen Palästen fiel ihnen auf. Kunst und Wissenschaft schien in tiefem Verfall. „Dagegen sind die Klöster prachtvolle Gebäude mit Terrassen und Gärten, wo man wohl zurückgezogen leben kann. Wenn der Hof ein Kloster besucht, so ist das ein Fest für den ganzen Adel, denn es sind gute Tafeln und die Mönche sind von einer Freigebigkeit und Fröhlichkeit, die mich überraschte.“

Die Tage vergingen in Festen, Meerfahrten, Ballparé's und Jagden. Einst begleitete Albert den König auf eine seiner Lieblingsjagden auf Wildschweine und Dammhirsche im Park Bois de l' Austrone. Zum Diner kam die Königin und Abends war Concert, wo sie die berühmte Amici hörten. Neapel war noch der einzige Ort in Italien, wo man gute Musik hören konnte.

Zum Schlusse ihres Aufenthaltes brachten sie noch drei Tage in Caserta zu. Sie feierten dort den ersten Mai. Der König hatte sie hingeführt, um ihnen diese großartige Residenz zu zeigen. Sie wohnten noch im alten Schlosse, denn der neue Bau, der heutzutage in

seiner massenhaften architectonischen Durchführung die Bewunderung aller Reisenden erregt, war damals zwar vollendet, aber noch nicht wohnlich eingerichtet. Prinz Albert bezeichnet ihn als das außerordentlichste Werk der modernen Architectur. Der König von Spanien hatte den Bau begonnen und seinen Sohn verpflichtet, denselben fortzusetzen. Die Gärten waren nach einem großartigen Plane angelegt und in französischer Art mit Bassins, Eremitagen und Pavillons geschmückt. Von Caserta machten die Reisenden einen Ausflug nach dem Landhause des Königs S. Leucci, wo ein großer Wildpark begann. Am meisten interessirte Albert der große Aquäduct, einige Meilen von Caserta entfernt, ebenfalls von Vanvitelli gebaut, der das neue Schloß angefangen hatte; ein stolzer, kühner Bau, der den Römern Ehre machen würde, in drei Stockwerken 200 Fuß hoch über ein Thal geführt.

In der Nacht vom 2. auf den 3. Mai verließen sie Caserta und traten den Rückweg nach Rom an. Der Abschied von der königlichen Familie war traurig; beide Schwestern waren in Thränen. Albert schrieb, daß er die Freundschaft und Aufmerksamkeit, die ihm der König erwiesen, nie vergessen werde. Christine und die Königin Karoline haben sich nie wiedergesehen. Damals kam keine Ahnung über sie, daß sie beide den zähen Wechsel menschlicher Dinge erfahren müßten, daß sie beide elend und flüchtig in die Heimath ihrer Jugend zurückkehren

abwogende Volk. Die Fröhlichkeit desselben, die Ordnung und gegenseitige Aufmerksamkeit freute sie. „Dieses Volk kann nicht bösartig sein, rief Albert aus, es ist lebhaft und zäh, aber niemals so rachsüchtig, grausam wie das Volk von Rom.“ Mit Schrecken hörten sie, daß hier 40.000 Menschen ohne Dach und Feuer leben. In den krummen, engen Straßen sahen sie oft die größte Armuth. Der Mangel an Gärten und schönen Palästen fiel ihnen auf. Kunst und Wissenschaft schien in tiefem Verfall. „Dagegen sind die Klöster prachtvolle Gebäude mit Terrassen und Gärten, wo man wohl zurückgezogen leben kann. Wenn der Hof ein Kloster besucht, so ist das ein Fest für den ganzen Adel, denn es sind gute Tafeln und die Mönche sind von einer Freigebigkeit und Fröhlichkeit, die mich überraschte.“

Die Tage vergingen in Festen, Meerfahrten, Ballparé's und Jagden. Einst begleitete Albert den König auf eine seiner Lieblingsjagden auf Wildschweine und Dammhirsche im Park Bois de l' Austrone. Zum Diner kam die Königin und Abends war Concert, wo sie die berühmte Amici hörten. Neapel war noch der einzige Ort in Italien, wo man gute Musik hören konnte.

Zum Schlusse ihres Aufenthaltes brachten sie noch drei Tage in Caserta zu. Sie feierten dort den ersten Mai. Der König hatte sie hingeführt, um ihnen diese großartige Residenz zu zeigen. Sie wohnten noch im alten Schlosse, denn der neue Bau, der heutzutage in

seiner massenhaften architectonischen Durchführung die Bewunderung aller Reisenden erregt, war damals zwar vollendet, aber noch nicht wohnlich eingerichtet. Prinz Albert bezeichnet ihn als das außerordentlichste Werk der modernen Architectur. Der König von Spanien hatte den Bau begonnen und seinen Sohn verpflichtet, denselben fortzusetzen. Die Gärten waren nach einem großartigen Plane angelegt und in französischer Art mit Bassins, Eremitagen und Pavillons geschmückt. Von Caserta machten die Reisenden einen Ausflug nach dem Landhause des Königs S. Leucci, wo ein großer Wildpark begann. Am meisten interessirte Albert der große Aquäduct, einige Meilen von Caserta entfernt, ebenfalls von Vanvitelli gebaut, der das neue Schloß angefangen hatte; ein stolzer, kühner Bau, der den Römern Ehre machen würde, in drei Stockwerken 200 Fuß hoch über ein Thal geführt.

In der Nacht vom 2. auf den 3. Mai verließen sie Caserta und traten den Rückweg nach Rom an. Der Abschied von der königlichen Familie war traurig; beide Schwestern waren in Thränen. Albert schrieb, daß er die Freundschaft und Aufmerksamkeit, die ihm der König erwiesen, nie vergessen werde. Christine und die Königin Karoline haben sich nie wiedergesehen. Damals kam keine Ahnung über sie, daß sie beide den zähen Wechsel menschlicher Dinge erfahren müßten, daß sie beide elend und flüchtig in die Heimath ihrer Jugend zurückkehren

würden, daß in dieſes Schloß, deſſen weite Räume ſie eben bewundert, einſt der Sohn eines Gaſtwirthes und franzöſiſcher Officier als König einziehen werde.

In Rom blieben die Reiſenden vier Tage; ſie hatten wieder eine Audienz bei dem h. Vater, ſahen noch einmal die merkwürdigſten Punkte der Stadt, beſuchten die Bracciano und ſpeiſten bei dem Kardinal Hržan, der in Rom in großer Achtung ſtand. Am 7. Mai verließen ſie die ewige Stadt. Das Wetter war ſchlecht, der Boden durchweicht, der Wagen immer in Gefahr umzuſtürzen, ſie kamen nur langſam vorwärts, aber die Freude, bald wieder in Florenz zu ſein, ließ ſie alle Beſchwerlichkeiten der Reiſe vergeſſen. Der Großherzog empfing ſie wieder in aller Freundſchaft und ſie verlebten hier die angenehmſten, ruhigſten Tage. Um ganz ſich leben zu können, bezogen ſie das Landhaus Poggio a Cajano. Das kaiſerliche Palais konnte noch nicht bewohnt werden, weil der Großherzog einen neuen Flügel anbauen ließ. Das Luſtſchloß liegt in der reizendſten, freundlichſten Gegend, die man ſich denken kann; man hat die Ausſicht auf Florenz, in's Arnothal und zu den grünen Auen des Ombrone, der hier in den Arno einfließt. Albert und Chriſtine führten hier im Kreiſe der großherzoglichen Familie ein einförmiges aber angenehm bewegtes Leben. In den erſten Morgenſtunden machten ſie einen Ritt durch die Alleen und an den kleinen Kanälen, welche die Wieſen durchſchneiden;

dann blieben ſie einige Stunden in den Zimmern bis zum Mittageſſen. Die Geſellſchaft war klein: die vier Perſonen der Familie, die Oberſthofmeiſterin Gräfin d'Albizi, die Gräfinen Colloredo, Goës, Prinz Corſini, die Generale Thurn, Goës, Miltitz und Kempelen. Dann gönnte man ſich ein oder zwei Stunden Ruhe, bis die Abendfriſche den Weg in's Freie erlaubte. Der Tag wurde mit einem kleinen Spiel und Souper geſchloſſen. Zuweilen kamen die Kinder aus Florenz. Chriſtine fand beſonderes Gefallen an dem lebhaften Weſen des jungen Erzherzogs Karl, der damals fünf Jahre alt war. Zuweilen gab der Großherzog in den unteren Sälen den Bauern einen Ball.

In dieſem ſtillen, idylliſchen Leben voll Gemüth und Innigkeit verbrachten ſie faſt vier Wochen. Albert freute ſich an der reichen Kultur des Bodens, der Wohlhabenheit des Volkes und ebenſo an der Liebe und Verehrung, welche der Großherzog hier genoß. Wie Kaiſer Joſeph in Wien ging Leopold in die Häuſer, fragte um den Hausſtand der Leute, um ihre Sorgen und Hoffnungen.

Am 31. Mai gingen Albert und Chriſtine nach Florenz zurück, blieben drei Tage und fuhren am 4. Juni den Weg nach Bologna. Der Großherzog und ſeine Gemahlin begleiteten ſie noch eine Station und nahmen dann Abſchied; ſie verabredeten, ſich in Venedig zu treffen und dann gemeinſchaftlich nach Wien zu reiſen. In Bologna blieben die Reiſenden nur kurze Zeit. Damals

besuchte sie der bekannte Farinelli; er trug alle spanischen Orden, war aber sehr bescheiden; er erinnerte sich dankbar der Güte, die man ihm einst in Wien bezeigt hatte. In einer Soirée trafen sie die Kardinäle Brancoforte und Buoncampagni; der letztere war ein geistvoller, liebenswürdiger Mann, und stand damals an der Spitze einer Commission, „um Ueberschwemmungen vorzubeugen."

Von Bologna fuhren sie nach Modena und Parma. In Modena regierte noch der alte Herzog Herkules von Este. Er bewohnte damals mit seiner Familie und dem Erzherzog Ferdinand [1]) Sassuolo, ein Landhaus bei Modena. Der letztere hatte seine Schwester Christine noch vor Kurzem einladen lassen, gewiß bei dem Hofe von Modena einzusprechen. Herzog Albert schreibt über den Tag, den er dort zubrachte: „So oft und so viel ich von der Erscheinung des regierenden Herzogs gehört hatte, so war ich von der Wirklichkeit doch überrascht. Man hatte mir gesagt, er sei ein gut conservirter alter Herr mit einer außerordentlichen Lebhaftigkeit des Geistes, aber ich fand eine fast vertrocknete, mumienhafte Gestalt, die sich kaum fortbewegen konnte; zudem ist er schwerhörig; er soll liebenswürdig sein, aber ich war zu kurze Zeit in seiner Gesellschaft, um genügend urtheilen zu können. Seine

[1]) Erzherzog Ferdinand war 13 Jahre jünger als Christine; seit 1771 vermählt mit Maria Beatrix von Este und Gouverneur und Generalkapitän der Lombardei.

zwei Schweſtern, die bei ihm leben, ſind von ſelbem Alter, die eine zählt noch ein oder zwei Jahre mehr; ſie geht mit dem Stocke, hat aber noch eine natürliche Lebendigkeit; die andere iſt kühl und ernſt. Der Erbprinz leitete das Geſpräch; er iſt nicht ohne Geiſt, ſcheint aber gern Zoten zu reißen. Seine Gemahlin, die er nicht mehr liebt, als es ſein muß, iſt eine gute Frau und ſcheint ihre gedrückte Stellung in der Familie zu fühlen. Seine Schweſter ſoll einſt ſehr ſchön geweſen ſein; ſie hat keine Spur mehr davon, ihre Phyſiognomie drückt nur Langeweile und Traurigkeit aus. Die Madame Melzi, die wir hier fanden, iſt für ihr Alter gut conſervirt; ihr Geſicht zeigt ihren Familienurſprung. — Der Hofſtaat iſt für das kleine Land zu zahlreich; man ſieht alle Hofchargen, Garden in Uniformen aller Art. Nachdem der Erzherzog uns vorgeſtellt hatte, gingen wir in dem großen ſchönen Parke ſpazieren; wir kamen bei einem Gehege mit Wildſchweinen und einer Stuterei vorbei; nahe dabei iſt ein kleiner Garten des regierenden Herzogs mit einem kleinen Landhauſe, das er ſein Caſſilio oder ſeine Eremitage nennt. Gegen Abend ſahen wir eine Comödie, dann war Souper und Concert bis Mitternacht; wir ſollten uns noch zu einem Spiele niederſetzen, aber wir benützten den Moment, um zu entſchlüpfen. Nachdem wir uns bei dem Erzherzog und ſeiner Gemahlin beſonders empfohlen hatten, fuhren wir noch in der Nacht nach Parma. Bei Tagesanbruch kamen

wir an und ſtiegen im Gaſthaus zur Poſt ab. Der Infant hatte uns nicht ſo früh erwartet; er und ſeine Frau kamen aber, als ſie unſere Ankunft erfahren, ſogleich von Colorno herein und in unſer Hotel, ſo daß wir kaum Zeit zum Umkleiden hatten. Der Empfang war herzlich, freundſchaftlich; ſie führten uns in ihr Palais, wo wir frühſtückten und ihre kleine Familie ſahen."

„Der Infant[1]," fährt Herzog Albert fort, „entſpricht in ſeiner Perſönlichkeit ganz dem Portrait, das man mir entworfen hatte. Seine Figur iſt nicht ſehr nobel und vortheilhaft, aber nicht unangenehm. Das Geſicht, das für ſchön gelten könnte, drückt gar nichts aus; der Ausdruck wechſelt nie; ich habe das bei keinem anderen Menſchen geſehen. Sein Empfang war ungezwungener, als ich dachte; er iſt ſehr höflich, ſpricht ſehr geſcheidt über die verſchiedenſten Dinge, wie ſie bei einer ſolchen Gelegenheit in's Geſpräch gezogen werden; wenn man länger um ihn iſt, bemerkt man, daß ſeine Kenntniſſe nicht über einen gewiſſen Kreis hinausgehen, der ihm von ſeinen Studien geblieben iſt, d. i. er iſt am meiſten über Kunſt und wiſſenſchaftliche Gegenſtände unterrichtet; über Regierung und Politik hörte ich ihn gar nicht ſprechen und weiß auch nicht, wie tief er blickt. Bei allen ſeinen Schritten und Entſchließungen be-

[1]) Ferdinand I., geb. 20. Jän. 1751, Herzog ſeit 1765, geſt. 9. Oct. 1803.

gleitet ihn eine angeborne Scheu und Verlegenheit; sie ist die Frucht einer zu strengen Erziehung; daher kommt auch die geringe Theilnahme, die er für alles andere, sogar für seine Kinder hat. Die meisten versicherten mich, er habe ein gutes Herz, andere sagen, er sei hart und aufbrausend. Ich glaube das nicht, denn er sieht gar nicht darnach aus, und wenn es sich so verhielte, wäre diese Bösartigkeit die schlechteste, weil sie heimlich und versteckt ist. Mehr Glauben schenke ich dem, was man mir über seine Trägheit, seine Indolenz, seine geringe Fähigkeit für die Geschäfte sagte. Was ihm sehr zum Nachtheil gereicht, ist sein Sinn für kleine lächerliche Gewohnheiten in seiner Andachtsübung und seine Vorliebe für die Mönche, besonders für die Dominikaner. Er versteckte das sehr sorgfältig vor uns. Die Scheu, uns als Zeugen bei einer Processíon oder einer ähnlichen Andachtsübung zu haben, veranlaßte ihn, unsere Abreise zu wünschen; er ließ uns durch den spanischen Gesandten in Florenz wissen, daß wir unseren Aufenthalt nicht über den 9. verlängern möchten. Das war aber ein Sonntag, an welchem, wie wir später erfuhren, eine dieser Processionen stattfinden sollte."

„Die Infantin [1]) war so verändert, daß ich sie nicht wieder erkannte. Keine Spur von jenem Glanze,

---

[1]) Marie Amalie, Tochter Maria Thereſia's, geb. 26. Febr. 1746, vermählt 19. Juli 1769, geſt. 18. Juni 1804.

jener Schönheit, die man einſt an ihr bewunderte, iſt geblieben; ihre ſchöne Taille iſt verſchwunden, Kleidung und Gang tragen noch mehr bei ſie zu entſtellen. Sie iſt weniger fröhlich, weniger entſchieden als jemals. Ihre älteſte Tochter [1]) iſt das ſchönſte Kind, das man ſich denken kann, hat aber einen Zug von Düſterheit und Traurigkeit, ſo daß man es nur mit Wehmuth anſehen kann. Die anderen Kinder ſind weniger ſchön. Ihr Betragen gegen ſie und den Infanten iſt kühl; man kann daraus entnehmen, daß die Verſchiedenheit des Geſchmackes und Lebensganges ihre Herzen und Gefühle nicht näher bringt."

„Der erſte Miniſter oder vielmehr der Staatsſekretär Graf Sacco gilt für einen bornirten Menſchen und genießt gar kein Anſehen, ebenſowenig der Marquis Canoſſa, der die Finanzen leitet. Dieſe ſind, nebenbei geſagt, alle verpachtet. Der Hof des Infanten iſt auf großem Fuße eingerichtet; man findet, wenn auch in geringer Zahl, alle Chargen, Officiere, ſogar die berittenen Garden wie am Hofe von Neapel oder Madrid. Die Herren ſchienen aber in ihre Functionen nicht eingewöhnt; das konnte nicht überraſchen, da der Infant die meiſte Zeit in Colorno zubringt. Seine Gemahlin führt ein ebenſo zurückgezogenes Leben in einem anderen

[1]) Caroline geb. 1770, geſt. 1. März 1804. Gem. Maximilian, Herzog von Sachſen, geſt. 1838.

Landhauſe Sala und unterhält ſich damit, ſpazieren zu gehen oder zu Pferde zu jagen.“

„Den Tag nach unſerer Ankunft logirten ſie uns bei ſich ein und gaben ein Diner mit 60 oder 70 Couverts; der franzöſiſche und ſpaniſche Geſandte, die ſich hier ein großes Anſehen geben, waren gegenwärtig. Der Saal, in welchem wir ſpeiſten, war gut meublirt, aber das Uebrige entſpricht der Reſidenz eines regierenden Herrn wenig, und es iſt unbegreiflich, warum der frühere Miniſter einen Theil der alten Reſidenz niederreißen ließ, ohne einen anderen aufgebaut zu haben. Nachmittag führte uns der Infant in dieſe alte Reſidenz, um uns den Saal der Akademie zu zeigen. Dort ſahen wir den h. Hieronymus von Correggio und ein Bild, welches die Infantin Iſabella der Akademie geſchenkt hatte. Wir erinnerten uns an jene Prinzeſſin, die bei uns ſo gekannt und bewundert war. Wir fühlten das Unglück, ſie ſo bald verloren zu haben, doppelt tief. Der Infant zeigte uns die Stadt und Citadelle. Das Bataillon Garden, das er vorführte, iſt das ſchönſte Corps in ganz Italien durch die Größe der Mannſchaft und die prächtige Uniform; aber es repräſentirt faſt die Hälfte ſeiner Armee. Am 8. Juni führte uns der Infant nach Colorno, eine kleine Poſt von Parma entfernt, und zeigte uns Schloß und Garten. So kalt er ſonſt war, bei dieſer Gelegenheit kam doch ein tiefes Gefühl zu Tage. Wir gingen durch die Zimmer, welche einſt ſeine

Schweſter Iſabella und ihre Erzieherin Frau de Gonzales bewohnt hatten; als er meine Frau eintreten ließ, ſagte er ihr, er müſſe annehmen, daß dieſe Zimmer ſie mehr intereſſiren würden, als alles andere im Palais, deßwegen könne er nicht unterlaſſen, ſie ihr zu zeigen. — Die Gärten ſind ſchön, aber die altberühmten Waſſerwerke zerſtört. Nach der Rückkehr von Colorno gab uns der Infant einen Hofball, der aber nicht ſehr beſucht war. Nach dem Souper nahmen wir Abſchied und reiſten noch in der Nacht nach Turin ab."

In Borgo S. Donnino, wo ſich die Prinzeſſin Witwe von Heſſen-Darmſtadt, eine Schweſter des Herzogs von Modena, etablirt hatte, hielten ſie ſich gar nicht auf, in Piacenza nur einige Stunden, um das Schlachtfeld von 1747 zu ſehen. In Aleſſandria beſuchte Prinz Albert die Citadelle, in Aſti ſtellte ſich ihnen der öſterreichiſche Reſident in Turin, Chevalier du Baisne, vor, am 10. Juni fuhren ſie in Turin ein und ſtiegen im Hotel des öſterreichiſchen Geſandten ab. Dort begrüßte ſie der Marquis d'Aigue Blanche, Miniſter und Staatsſekretär, im Namen des Königs und des Herzogs von Chablais. Der Marquis Belcredi, ein Mailänder Edelmann, den ihnen die Kaiſerin für die Reiſe in Sardinien beigegeben hatte, ſtellte ſich vor.

Den Hof ſahen ſie im Jägerhaus, la Veneria, wo noch heutzutage die Fürſten Sardiniens wohnen. „Der König," ſchrieb Prinz Albert, „empfing uns mit

jener Güte und Höflichkeit, die ihm von jeher die Zuneigung aller gewonnen hatte; auch die Königin und die ganze königliche Familie kamen uns in Freundschaft entgegen; ihre Herzlichkeit steigerte sich in längerem Verkehr und wir machten deßwegen von der Einladung, so oft zu kommen, als wir wollten, fleißig Gebrauch. — Der König [1]) hat in seiner äußeren Erscheinung nichts Imponirendes, nichts Majestätisches, er hat fast bürgerliche Manieren, aber die Artigkeit, Höflichkeit, die Offenheit in allen seinen Reden und Handlungen sprechen sehr zu seinen Gunsten. Jedermann versichert, daß er ein ausgezeichnetes Herz besitze, und so viel ich zu beurtheilen vermochte, ist dieses Lob nicht übertrieben. Er ist ein guter Ehemann, ein guter Familienvater, er besitzt die Liebe, das Vertrauen seiner Frau, das Herz seiner Kinder. Er wird vom Adel und dem ganzen Volke hoch verehrt; dabei hat man doch den gehörigen Respekt vor seinem Willen. Den größten Theil des Tages widmet er den Regierungsgeschäften. Er geht dabei in's Detail, ja man versicherte, daß er sich oft abarbeite, wo es keiner Mühe werth sei, daß er eine gewisse Schwäche und Unentschlossenheit zeige, daß die Königin häufig auf seine Entschließungen Einfluß nehme, obwohl sie anscheinend sich von allem fern halte; ferner,

[1]) Victor Amadeus III., geboren 26. Juni 1726, König seit 20. Februar 1773, gest. 1796. Die Königin Marie, Tochter Philipp V. von Spanien, geb. 17. Nov. 1729, gest. 1785.

daß er bei den Audienzen zu viel Zeit verliere, indem er mit einzelnen zu lange spreche. Er hält in den Ausgaben kein Maß. Während seiner Reisen im Lande wurden Schulden gemacht, welche jetzt den Staat belasten; er kann kaum jemanden eine Gunstbezeigung abschlagen und vertheilt Gnaden, die nicht nothwendig, nicht verdient sind. Von der Königin sagte man mir, sie sei stolz, hochmüthig und abstoßend und spreche mit Niemand. Vielleicht ist die Ursache davon, daß sie schwerhörig ist. Für uns zeigte sie stets jene ausnehmende Höflichkeit, welche ein Zeichen der Hochachtung ist. Ihre Liebe für ihren Mann, für die Kinder müssen auch die gleichgiltigsten Leute erfreuen. Es spricht zu ihren Gunsten, daß sie in allem an unsere Großherzogin erinnert."

„Die anderen Personen der Familie sind: der Prinz von Piemont [1]), der Präsumtiverbe des Staates. Er hat eine angenehme Gestalt, entstellt sie aber durch Grimassen und Verdrehungen. Er hat in seiner Kindheit viel Krankheiten durchgemacht; diese hielten ihn auch in seiner inneren Entwicklung zurück, so daß er nicht die nöthigen Studien machen konnte. Seine Manieren sind nicht angenehm. Was seinem guten Charakter nicht entspricht,

[1]) Carl Emanuel IV., geb. 1751, folgte seinem Vatee 1796, gest. in Rom. Seine Frau: Marie Adelheid, Tochter des Dauphin von Frankreich, geb. 1759, verm. 1775, gest. 1802.

iſt die Folge einer zu zarten Erziehung. Seine Frau liebt er ſehr und zeigt dies bei jeder Gelegenheit. Dieſe verdient es auch in vollem Maße. Ihre Sanftmuth, Güte und Freundlichkeit gewinnen ihr alle Herzen und laſſen die außerordentliche Dicke ihrer Figur ganz vergeſſen. Ihre Phyſiognomie drückt alle Unſchuld und Güte ihres Herzens aus; ſie ſcheint der Familie, in die ſie gekommen, ſehr ergeben, iſt auch ihre Freude, ihr Entzücken. — Den Herzog von Chablais fand ich, ſeit ich ihn in Innsbruck geſehen, ſehr verändert. Er iſt ernſter und ſchweigſamer geworden und ſcheint die Zurückhaltung, die er in ſeinem Aeußeren annimmt, zum Princip gemacht zu haben. Er iſt magerer geworden, ſchläft wenig, geht viel auf die Jagd, beſchäftigt ſich meiſt mit militäriſchen Studien und trinkt ohne Maß ſchwarzen Kaffee; ſeine Nerven ſind ſo erſchüttert, daß ſeine Hände wie die eines alten Mannes zittern. Man ſagt, daß er bei dem Volk und beſonders dem Militär ſehr beliebt ſei, daß er aber keine Rolle ſpielen wolle. Er bezeigte uns während unſeres Aufenthaltes alle erdenkliche Höflichkeit und Aufmerkſamkeit, ſo daß ich ihm viel Dank ſchuldig bin. Seine kleine Frau iſt recht hübſch, aber noch unerfahren und nicht dazu angethan, im Publikum eine Rolle zu ſpielen. Sie ſcheint wenig unterrichtet und iſt viel zu ruhig, zu ſchüchtern. Der Herzog behandelt ſie kühl. Er iſt ebenſo kalt gegen alle anderen Frauen; man ſagt, das liege mehr in ſeinem

Temperamente als in einer zu geringen Achtung vor den Frauen."

Von den vier Söhnen des Königs [1]) iſt nach dem Prinzen von Piemont der Herzog von Aoſta der erſte; ſeine Phyſiognomie iſt geiſtvoll, aber er iſt ſo klein, daß er einem Zwerge ähnlich ſieht und er wird ſchwerlich mehr wachſen. Die anderen drei, der Herzog von Montferrat, der Herzog von Genua, der Graf von Maurienne ſind noch zu jung, um etwas über ſie zu ſagen; die erſteren zwei ſind mehr häßlich als ſchön. Alle vier ſtehen unter der Leitung ihres Erziehers, eines Grafen Salmour. Am meiſten Geiſt hat die Prinzeſſin Caroline, der Liebling der Aeltern; ihre Phyſiognomie nimmt ein, ohne daß man ſie ſchön nennen kann; ſie iſt voll Grazie und Liebenswürdigkeit. Außer den Prinzen und Prinzeſſinnen leben noch zwei Schweſtern des Königs an dem Hofe; die ältere, Madame de Savoie genannt, iſt ſehr höflich aber düſter und traurig, die andere, Prinzeſſin Felicité iſt mehr redſelig und ſoll einmal hübſch geweſen ſein. Die Eintracht, die in dieſer zahlreichen Familie herrſcht, iſt vergnüglich anzuſehen. Die Verſchiedenheit des Alters und Charakters macht dabei keinen Unterſchied. Seit Jahren verkehren ſie nur unter

[1]) Victor Emanuel I., geb. 1759, folgte ſeinem Bruder 1802, dankte 1821 ab, ſtarb 1824; Moritz, geb. 1762, geſt. 1799; Carl Felix, geb. 1765, folgte ſeinem Bruder 1821, geſt. 1831; Placidus, geb. 1766, geſt. 1802.

einander und ſcheinen kein anderes Vergnügen als das ihrer Freundſchaft, ihres Zuſammenlebens zu kennen. Die Einförmigkeit, die daraus erwächſt, gibt dem Hof ein ernſtes Ausſehen, engt ihn mit einem gewiſſen Zwange ein. Am wenigſten kehrt ſich der Herzog von Chablais daran; er iſt der einzige, der das Theater Carignan in der Stadt beſucht; ſeine Frau darf aber nicht hingehen. Die Etikette wird ſo ſtreng beobachtet, daß die alten Prinzeſſinnen, die Schweſtern des Königs, nie allein, ſondern nur in Begleitung einer Ehrendame zu Bett gehen dürfen. Der Ernſt, der äußere Anſtand, die Ordnung und Regelmäßigkeit, welche den Hof charakteriſiren, herrſchen auch in der Stadt vor; der Aufenthalt daſelbſt iſt nichts weniger als belebt oder fröhlich. Ich war überraſcht ſo viele geiſtreiche, liebenswürdige Leute, beſonders Frauen zu finden; nicht leicht ſieht man unter dem Adel ſo viel Schönheiten wie hier. Der Hof nimmt Einfluß auf die beſonderen Familienangelegenheiten; unter dem vorigen Könige ſoll dieſes unerträglich geweſen ſein. Im Uebrigen hat der Hof ein glänzendes majeſtätiſches Ausſehen. Das Palais, genannt la Venerie, liegt eine Poſt von Turin und iſt ſehr ſchön gebaut. Die große Gallerie iſt von Don Philipp Juvara gebaut. Der Park hat einzelne prächtige Partien; die Bäume ſind ſo dicht und werfen einen ſo tiefen Schatten, daß man in der vollen Mittagsgluth dort herumgehen kann. Eine beſondere Gewohnheit iſt, daß alle Perſonen des

Hofes zweimal im Tage um neun Uhr Früh und von fünf bis sieben Uhr Abends allein herumgehen, und sich dann beim König oder bei der Königin wieder zusammenfinden. Seit der Heirath des Prinzen von Piemont werden öfters Bälle gegeben, welche das einförmige Leben unterbrechen. Während unserer Anwesenheit waren ihrer zwei; auch die Prinzen von Carignan waren geladen.

Diese Nebenlinie des königlichen Hauses ist in der Stadt etablirt und hält eine Art Hof für sich, wo die Etikette mit derselben Strenge und demselben Hochmuth beachtet wird wie bei dem Souverain. Der Chef der Familie ist der Prinz Louis [1]), ein schöner und liebenswürdiger Mann. Sein Sohn scheint nicht so viel Geist zu haben. Er ist vermählt mit einer Prinzessin Lambesc, deren Lebhaftigkeit oft an Muthwillen grenzt und dem Ernst und feinen Sinn ihrer Schwiegermutter, einer gebornen Prinzessin von Hessen, wenig entspricht. Bei ihr sahen wir den Adel der Stadt. Ein offenes Haus halten auch die Madame St. Giles und die Marquise Voghera, die schöne Schwester unseres Generals. Die Minister führen kein Haus, geben keine Tafeln. Ich lernte nur den Staatssecretär für die auswärtigen Angelegenheiten, den Marquis d'Aigue-Blanche, näher kennen. Ich hatte ihn 1750, also vor 26 Jahren, in Dresden kennen gelernt, und er ist ebenso steif und geziert wie

[1]) Ludwig Victor, Prinz von Carignan, geb. 1721, gest. 1778.

damals. Der König liebt ihn ſeit der Zeit, wo er ſein erſter Stallmeiſter war; im Publikum traut man ihm die nothwendigen Eigenſchaften für ſein Amt nicht zu. Er ſelbſt iſt ſehr von ſich eingenommen und affectirt in allen ſeinen Handlungen eine Feinheit und Politik, daß er lächerlich wird. Mein Beſuch bei ihm kann ein Beiſpiel ſein. Er war von meiner Viſite unterrichtet, und ſeine Leute hatten mich längſt angeſagt, als ich in ſein Kabinet trat. Er ſaß da an ſeinem Arbeitstiſch, drei Stunden nach dem Diner, an einem prachtvollen Sommertage, nur um überraſcht zu ſcheinen. Die Fenſterläden waren geſchloſſen, das Zimmer mit Lampen erleuchtet; er hatte ſeinen Hausrock an, die Brille auf der Naſe und ſchien eben eine Depeſche ſchreiben zu wollen. Man kann ſich denken, daß es an Complimenten nicht fehlte. Das köſtlichſte aber war, daß er mich vor meinen Cavalieren bei Seite zog und mir in's Ohr flüſterte. Man würde glauben, daß es ſich um große politiſche Dinge gehandelt; er theilte mir aber nur mit, daß alles disponirt wäre und ich die Poſtpferde ſicher auf meiner Tour finden werde. Bei all' der geringen Achtung, die man vor ihm hat, zweifelt man doch nicht, daß ihm der König noch alle Geſchäfte übertragen, daß er als erſter Miniſter auftreten werde. Graf Courti leitet das Innere, hat aber keinen großen Ruf."

„Die Regierung des Landes iſt ſehr milde, ſie kann aber auch hart werden, denn ſie iſt despotiſch und

der Wille des Souverains ist das höchste Gesetz. In den Provinzen, die wir im letzten Frieden [1]) abgetreten, wird sehr geklagt. Die Grundbesitzer, die dort ansässig sind, leben noch größtentheils in Mailand; die Regierung möchte sie gerne nach Turin ziehen, aber es ist noch keiner übersiedelt. Am meisten hörte ich über die Justiz klagen; das kommt wohl auch daher, weil der Hof sich in alles mischt und die besonderen Rechtssachen entscheidet. Das Militär erfreut sich einer größeren Würdigung als früher. Mr. Chiavarin leitet das Kriegs-Departement, genießt aber nicht das Ansehen wie sein Vorgänger Baugin; er hat nur Bericht zu erstatten, denn der König arbeitet in diesem Fache alles selber, und hat mehrere Veränderungen getroffen, um Mißbräuche abzuschaffen. Ich fand die Truppen sehr schön und von einem wahrhaft militärischen Aussehen. Ein großer Uebelstand sind die häufigen Desertionen; ganze Banden reißen aus. Alles ist nach dem französischen Muster eingerichtet. Gegenwärtig zählt die Armee 35.500 M.; die Landmiliz kann 30.000 M. stellen. Die größte Aufmerksamkeit verwendet der König auf die Festungen des Landes, um bei allen politischen und kriegerischen Eventualitäten seinen Besitz sicher zu stellen. Ohne die Stütze der Festungen würde sich die Armee nicht halten können."

---

[1]) 1743 Worms.

Prinz Albert erinnert ſich dabei des Urſprunges und der Geſchichte der ſavoyſchen Fürſten, wie ſie anfänglich aus dem Burgunderlande niederſtiegen, Turin, Aſti und andere Theile Piemonts erlangten, wie unſicher im Mittelalter ihr Beſitz war, wie ſie dann gegen ihre italieniſchen Nachbarn operirten. Er gedenkt der großen Fürſten dieſes Hauſes: Emanuel Philibert, Karl Emanuel und Victor Amadeus, wie ſie in den großen Kämpfen der Habsburger und Bourbonen in die Höhe kamen, wie ſehr ſie 1703 und 1745 von der Bedrängniß des Hauſes Oeſterreich Nutzen zogen, und ſich in allen Streitigkeiten auf Koſten bald des einen bald des anderen zu vergrößern gewußt haben.

Albert und Chriſtine blieben ſechs Tage in Turin, vom 10. bis 16. Juni. Der Herzog von Chablais machte ihren Führer durch Stadt und Land; er zeigte ihnen das ſchöne Landhaus des Königs Stupiniggi, zwei Stunden von Turin, das franzöſiſche Theater in der Stadt, den Palaſt des Königs, wo ſie am meiſten die Bilder niederländiſcher Meiſter aus dem Nachlaſſe Prinz Eugens intereſſirten. „Die alte Stadt Turin", ſchreibt Prinz Albert, „iſt klein, eng, ſieht mehr einer Feſtung als einer Reſidenz gleich; der neue Stadttheil iſt ſchön, obwohl die Symmetrie der Gebäude etwas Monotones hat. Das ſchönſte Gebäude iſt das Palais der Madame Royale, der Regentin Chriſtine von Frankreich. Die meiſten Häuſer in Turin ſehen aus, als wenn ſie nicht ausge-

baut wären; Ziegeln und Verzierungen haben ihre Naturfarbe. Die Bevölkerung ist schwach, das Volk ruhig und weniger lärmend als in den größeren Städten Italiens. Es erkennt sich nicht als dazu gehörig; obwohl die Sprache der Regierung italienisch ist, hört man im Adel und Volk niemand, der gut italienisch spräche. Bei Hofe und im Volke spricht man den piemontesischen Patois, ein Gemisch von Italienisch und Französisch. In der Gesellschaft ist das Französische vorherrschend; die meisten sprechen es ebenso geläufig, wie ihre Muttersprache."

Albert und Christine gefielen sich in Turin. Die Freundlichkeit des Hofes, der Genuß, den ihnen die Gesellschaft bot, hätte sie gerne zu einem längeren Aufenthalte vermocht, aber sie waren zu lange in Florenz geblieben und der Tag nahte, an welchem sie mit Erzherzog Ferdinand in Mailand zusammentreffen wollten. Prinz Albert hatte noch ein besonderes Interesse im Lande, nämlich die Festungen an der französischen Grenze zu besichtigen. Er hatte zu Hause tüchtige strategische Studien gemacht, kannte alle Alpenpässe, alle Wege aus der Lombardei und gedachte nun durch unmittelbare Anschauung seine Kenntnisse zu vervollkommnen.

Die Reisegesellschaft trennte sich am 16. Juni. Christine blieb einen Tag und reiste dann mit ihren Damen nach Mailand ab. Der Herzog ging mit Miltitz und dem General-Lieutenant Pinto, der beim König am meisten Einfluß in militärischen Dingen hatte, an

die Grenzen Piemonts, nach Chambery, an den friedlichen See von Annecy, er zog die Päſſe der Maurienne und Tarantaiſe hinauf und beſuchte die Feſtungen an den Alpenausgängen. Ueberall öffneten ſich ihm die Thore, er ließ ſeine Blicke über alles gleiten, über Feſtungen, Wege, Thäler und Höhen. Alte und neue Zeiten wurden in ihm lebendig; er erinnerte ſich der tapferen Legionen Cäſar's, der Kämpfe des Mittelalters, der Schlachten unter Catinat und Eugen. Er kennt das Volk in dieſen Thälern, wo er noch im Juni den Schnee ſchuhhoch antraf; er weiß, daß die reformatoriſchen Ideen hier nicht ausgeſtorben ſind, es freut ihn, das Volk in ſeiner Tüchtigkeit, das Land in ſeiner Wildheit und Schönheit kennen zu lernen, dieſe Wiege des ſavoyſchen Geſchlechts. Von dort hat es ſeinen Anfang genommen, heutzutage ringt es um ungewiſſen Ruhm und hat ſeine Heimat verkauft. Prinz Albert beſuchte Schloß Demont, das die Straße in die Dauphiné beherrſchte. Die Feſtung Coni, welche die Piemonteſen im letzten Kriege ſo tapfer gegen die Franzoſen vertheidigt hatten, Pignerol und Feneſtrelles, oft genannt in den großen franzöſiſchen Kriegen, Exiles, welches die Alpenpäſſe ſperrt, Suſa und ſeine berühmten Forts. Er kehrte dann in die Ebene von Piemont zurück, bei Schloß Rivole vorbei, wo der Großvater des jetzigen Königs vom Sohne gefangen gehalten war, beſuchte dann noch einmal die königliche Familie in la Venerie

und nahm Abſchied. Der König zog ihn in ſein Kabinet und unterhielt ſich noch lange mit ihm über ſeinen Lieblingsgegenſtand und militäriſche Dispoſitionen. Siebzehn Jahre nachher rückten die franzöſiſchen Truppen in's Land, eine Feſtung fiel nach der anderen und der König ſelbſt mußte aus dem Lande flüchten.

Den 20. Juni kam Prinz Albert nach Mailand. Hier hielt damals Erzherzog Ferdinand, Generalkapitän und Gouverneur der Lombardie, einen prächtigen Hof. Er bewohnte mit ſeiner Familie — auch der alte Herzog von Modena war nach Mailand gekommen — das Palais Clerici. Albert und Chriſtine, die ihren Gemahl hier erwartet hatte, wohnten im Haus des Conte Durini; Maria Thereſia hatte es für ſie herrichten laſſen. Sie blieben ſechs Tage in Mailand. So ſehr die Stadt ihnen gefiel, eben ſo waren ihnen die öffentlichen Promenaden zuwider. Jeder Corſo kam ihnen komiſch und langweilig vor, in Mailand war er wegen des Staubes beſonders unangenehm. Die Zeit reichte nicht mehr hin, um Studien zu machen wie in Rom oder Neapel; ſie mußten ſich darauf beſchränken, Mailand und ſeine Geſellſchaft kennen zu lernen. „Der Adel," berichtet Herzog Albert, „iſt zahlreich und unterſcheidet ſich von allen übrigen in Italien. Hier waltet in der That der Ton einer guten Geſellſchaft vor, eine edle Bildung, wie man ſie nicht leicht wiederfindet. Der Mailänder Adel hat ſeine Beſitzungen meiſt in dem Lande,

das zuletzt an Sardinien abgetreten wurde, aber er zog es vor in Mailand zu bleiben, ungeachtet der Unannehmlichkeiten, die daraus folgten. Der König sähe die Herren lieber im Lande, aber sie geben in Mailand ihr Geld aus und scheinen nichts mehr zu fürchten, als unter die Herrschaft der Prinzen dieses Hauses zu kommen, deren Begierde nach diesem Herzogthume immer wieder wach wird. Früher haben mehrere Familien offenes Haus gehalten, jetzt ist das weniger der Fall. Das der Marquise de Litta ist am meisten gesucht und ausgezeichnet. Das Haus des Ministers Graf Firmian ist besonders angenehm; man erkennt den Gelehrten und den Freund der Künste, eine gewählte Bibliothek und eine Sammlung schöner Bilder ist hier. Firmian ist sehr geachtet und genießt den Ruf eines Ehrenmannes — gewiß das Beste, was man sagen kann. Ich hatte nicht Zeit, mich über seine Geschäftsführung und die Männer der Regierung näher zu unterrichten. Man nannte mir den alten Rath Sylva, den Präsidenten Corrado, die Senatoren Pecis und Veri als besonders erfahren. Der Marschall Serbelloni, der mir ein lieber alter Bekannter ist, führt das Kommando, er ist in und außer dem Haus so sparsam wie früher. Die Mailänder klagen, daß zu wenig Truppen in ihrer Stadt sind. — Nur wenige Häuser sind bequem eingerichtet; alles erscheint manierirt und gekünstelt; die edle einfache und doch großartige Pracht, wie sie in Rom herrscht, sucht man vergebens.

Das Palais Clerici, wo der Erzherzog wohnt und das für das schönste gilt, ist ein Beweis davon; für eine Residenz paßt es gar nicht. Mehr geeignet wäre das Palais Royal, obwohl die Bauart nichts Großartiges hat. Jetzt wohnt der alte Herzog von Modena darin. Mailand ist nach Rom die größte Stadt Italiens, man nennt sie la Grande, aber die schlechten Häuser, die krummen Straßen passen nicht zu diesem Namen. Es gibt keine öffentlichen Plätze, keine Fontainen, keine Denkmäler, nichts von dem, was eine Großstadt charakterisirt."

Desto mehr war der Herzog von Land und Volk befriedigt. Während eines Ausfluges, den er an den Comersee und dann quer durch's Land über Comazzo machte, hatte er Gelegenheit, dieses reiche gesegnete Land mit seinen Weingärten und grünen Geländen, das Volk in seinem Fleiße und seiner Zufriedenheit kennen zu lernen. Wie freute ihn die schöne Landschaft, der Glanz des Sees! Er gedachte, wie oft auf diesen Ebenen die Geschicke der romanischen und deutschen Welt entschieden wurden; seine Phantasie zauberte ihm die altösterreichischen Regimenter vor, wie sie einst von Prinz Eugen geführt im Siegerschritt gegen die Grenze rückten. Man weiß, wie die österreichische Verwaltung unter Graf Firmian auf diesem Boden zuerst die mittelalterlichen Gewalten überwunden und die staatlichen Rechte auf-

gerichtet hat [1]). Die wichtigſten Reformen, wie ſie Turgot in Frankreich zur Abwehr der Revolution vergebens anſtrebte, wurden hier ſtill, geräuſchlos durchgeführt: der Grundbeſitz wurde frei, der Fideicommißverband gelöſt, der Handel freigegeben, die Patrimonialgerichte hörten auf, Tortur und Inquiſition verſchwanden, die Gemeinde wurde frei, die Studien nahmen einen raſchen Aufſchwung. Man kann ſagen, was man will, das Princip, das dazu führte, war ein Strahl des menſchlichen Geiſtes, die Wirkung ein freies Volk, ein blühendes Land, die Regſamkeit aller Kräfte, und eine feſte Regierung ſtatt der erſtarrten Formen, welche die ſpaniſche Herrſchaft nur mühſam aufrecht erhalten hatte.

Am 28. Juni verließen Albert und Chriſtine Mailand. In Mantua blieben ſie Tag und Nacht. Die Stadt machte einen düſteren Eindruck; die ungeſunde Luft, der Krieg hatten ſie entvölkert; viele Häuſer ſtanden leer. Dort begrüßte noch einmal der Infant von Parma ſeine Verwandten. Am 30. Abends reiſten alle ab: Erzherzog Ferdinand und ſeine Gemahlin nach Ferrara,

---

[1]) Vita e Regimento del Conte di Firmian di Antonio Mazetti. 3 B. Ms. Stadtbibliothek in Trient. Firmian, geboren 1718 in Trient, war öſterreichiſcher Geſandter am Hofe Carl's III., Miniſter unter dem Herzog von Modena und Erzh. Ferdinand in der Lombardei, dann ſelbſtändiger Gouverneur. Er hat unter Maria Thereſia und Joſeph II. 1759—1782 die Civilverwaltung der Lombardei nach dem Geiſte des achtzehnten Jahrhundertes organiſirt.

Albert und Chriſtine nach Verona. Die Feſtungswerke waren ganz verfallen. Im alten Schloſſe war eine Kadetenſchule eingerichtet. Der Gouverneur Conte Dolfin ließ ihnen im altrömiſchen Amphitheater ein Stiergefecht aufführen; ſie ſahen nur mit Widerwillen dem Schauſpiel einen Moment zu, man hetzte die Stiere ſogar durch Hunde. In Verona waren viele Herren anſäſſig; die Nobiltà von Venedig ſetzte den Adel der Terraferma immer etwas zurück, weßwegen dieſer ſich immer mehr zurückzog.

Den 2. Juli kamen ſie nach Vicenza, das ihnen ſehr gefiel. „In jeder Straße findet man hier einen durch ſeine Bauart ausgezeichneten Palaſt.“ In Padua wurden ſie vom Großherzog von Toskana erwartet. Die Geſchwiſter ſetzten nun ihre Reiſe nach Wien gemeinſchaftlich fort. In Venedig brachten ſie noch vergnügte Tage zu. Sie genoſſen ſo recht den Anblick der wunderreichen Stadt mit ihren Paläſten und Kirchen. Albert und Chriſtine gingen oft allein zu Fuß aus oder ließen ſich von einem Gondolier herumführen; der Glanz des Meeres, die ſchönen Nächte übten ihren Zauber auf ſie. Die Republik erwies ihren Gäſten alle Ehren. Den beiden Herren war Cavaliere Zeno als Ehrencavalier, den Frauen die Gräfin Contarini, eine Schweſter des öſterreichiſchen Geſandten Graf Durazzo, beigegeben. An einem Abend bei Durazzo ſahen ſie die herrlichen venetianiſchen Frauen. Renier, früher venetianiſcher Geſandter

in Wien, Chevalier Trou und andere Staatsmänner Venedigs ſtellten ſich ihnen vor. Der Herzog unterhielt ſich mit ihnen ganz vorzüglich und war nur verwundert über den Freimuth, mit dem die Venetianer über die politiſche Lage der Republik ſprachen; die Redefreiheit gehörte ſonſt nicht zu den öffentlichen Gewohnheiten Venedigs. Eben damals waren die zwei politiſchen Parteien, die altariſtokratiſche und die Reformpartei, die ſeit alter Zeit das innere Leben Venedigs bewegten, mit mehr Bedeutung hervorgetreten. Die ganze Stadt, jede Familie nahmen daran Theil. Der Doge war ein guter alter frommer Herr, der vor allem die Ruhe liebte. Welche geringe politiſche Macht beſaßen nun dieſe alten Herren des Meeres! Albert und Leopold fanden in einer Geſellſchaft auch den Bruder des Königs von Schweden, der auf ſeiner italieniſchen Reiſe begriffen war. Am meiſten intereſſirte Albert das Arſenal und die Marine; er fand aber Land- und Seemacht der ehrwürdigen Republik in einem kläglichen Zuſtande.

Am 8. Juli reiſten ſie ab, diesmal über Treviſo, Udine und Görz, weil die Jahreszeit den Landweg erlaubte. Schon am 9. kamen ſie in Laibach an. Die Sehnſucht der Kaiſerin ſie zu ſehen, beſchleunigte ihre Reiſe. Sie fuhren über den Loibl nach Roſegg, einem Schloſſe des Oberſtkämmerers Roſenberg; dort ruhten ſie einen Tag aus. Am 12. ſahen ſie ſich in Klagenfurt Palais und Garten an, welche Maria Thereſia

für ihre Tochter Marianne herrichten ließ; sie waren nicht sehr erfreut weder von der Lage, noch von der Bauart. Den 13. Juli Früh vier Uhr kamen sie in Leoben an, ohne Rast eilten sie weiter und kamen bereits Abends zur letzten Station vor Wien. Sie wollten hier schlafen und den anderen Morgen die Kaiserin in Laxenburg begrüßen, aber Maria Theresia hatte einen Boten geschickt und sie eingeladen, noch diesen Abend nach Schönbrunn zu kommen.

Nach 8 Uhr Abends trafen sie dort ein und endigten damit die Reise, die sie ein halbes Jahr von der Heimat und der Mutter getrennt hatte. Das Wiedersehen war zärtlich. Auch Joseph II., Marianne und Elisabeth waren anwesend.

IV.

Trennungen.

1776—1780.

Erfrischt, gestärkt, mit vielen Erfahrungen bereichert, kehrten Albert und Christine nach Preßburg zurück, hielten dort ihren Hof und führten die Regierung in Friede und Ordnung wie zuvor. Kein Brief, kein besonderes Blatt spricht von dem nächsten Jahre. Ihr Leben verfloß ohne Sorge und Aufregung, nur bewegt von der Theilnahme und Liebe für sich und ihre Umgebung.

1778 wurden sie getrennt. Prinz Albert mußte in den Krieg ziehen. Man erinnert sich an den sogenannten bairischen Erbfolgestreit. Kaiser Joseph wollte nach dem Aussterben der bairischen Linie Wittelsbach, das Land Niederbaiern und die kaiserlichen Lehen an Oesterreich bringen, Friedrich II. erklärte sich gegen jede Vergrößerung Oesterreichs und unterstützte den Herzog von Pfalz-Zweibrücken in seinen Ansprüchen. Der Streit wurde in Büchern und Schriften hitzig geführt, aber der Feldzug verging bei allem Aufwand von militärischen Kräften so ziel- und wirkungslos, daß man sagte, „es sei ein schlechtes Stück von guten Schauspielern aufgeführt."

Oesterreich hatte seine gesammte Macht entfaltet. Gegen 250.000 Mann waren im Frühjahre 1778 vom böhmischen Mittelgebirge bis zu den Karpathen aufgestellt.

Der Kaiser selbst führte den Befehl über das Centrum, Fürst Karl Liechtenstein kommandirte die Kavallerie. Loudon sollte mit seinem Armeecorps gegen Prinz Heinrich auftreten, Herzog Albert ein Reservecorps in Mähren und Schlesien kommandiren. Schon Ende März war dieser in sein Hauptquartier abgereist; bei Bielitz und Teschen hatte er 40 Bataillone und 70 Eskadronen beisammen. Im Juli führte er dem Kaiser 6 Infanterie- und 5 Kavallerie-Regimenter zu, und blieb dann bei ihm im Lager vor Jaromiřz. Zu einem Angriff oder sonst einer größeren Unternehmung kam er im ganzen Kriege nicht.

Die Briefe Christinen's, die sie ihm in's Lager schrieb, enthalten manch' interessante Notiz über die öffentlichen Angelegenheiten der Zeit. Auf keiner Seite, weder in Oesterreich noch in Preußen war viel Kriegslust vorhanden. Kaiser Joseph wäre bei allem Kriegsfeuer lieber im Frieden geblieben, wenn Preußen auf irgend einen Vergleich wegen der bairischen Landschaften eingegangen wäre. Noch am 12. Juli hatte er aus Olmütz an Friedrich geschrieben, und ihn an ihr freundliches Begegnen in Neiße und Neustadt erinnert. Maria Theresia war von Anbeginn gegen diesen Krieg. Sie wollte in ihren alten Tagen kein Blutvergießen mehr erleben. Anfangs hoffte sie noch durch ihre Bundesgenossen einen Druck auf Preußen ausüben zu können, als aber diese Hoffnung fehlschlug, gab sie jeden Gedanken einer

Vergrößerung Oesterreichs auf, und war geneigt auf jeden Frieden einzugehen. Schon am 19. April schrieb sie an Herzog Albert: „Wir haben weder Alliirte noch Unterhändler, noch Kundschafter; die Zeit allein ist unser Compaß und Führer, Gott wolle uns aus diesem Chaos erlösen.“ Und zwei Monate später [1]): „Ich glaube, daß der Feldzug ohne große Resultate bleiben wird; diese Ungewißheit ist unangenehm aber doch besser als das Blutvergießen; unsere Sache gewinnt nichts dabei; im Gegentheil, je länger es sich hinauszieht, desto größer wird die Zahl unserer Feinde; in einem Jahre werden wir allein sein.“

In Wien hatte man auf die Hilfe Frankreichs und Sachsens gerechnet. Die Bundesgenossenschaft Frankreichs hat aber Oesterreich nie viel eingetragen, weder im siebenjährigen Kriege, noch in diesem Streite und zu Joseph's Zeiten noch weniger. Damals verweigerte es ganz bestimmt die Hilfstruppen und rieth zu einer friedlichen Beilegung [2]). In Sachsen kam man Anfangs zu keinem bestimmten Entschlusse. Der Kurfürst war dem österreichischen Hofe nahe verwandt und man glaubte in ihm eine Stütze zu haben. In Sachsen fürchtete man, König Friedrich werde wie 1756 geradezu auf Dresden losgehen, und Maria Theresia hatte für diesen Fall der

[1]) 14. Juni 1778. Hofleben Maria Theresia's 367. 370.
[2]) Christine an Albert 12. April 1778.

kurfürstlichen Familie das Prager Schloß als Wohnort angeboten. Der sächsische Minister Stutterheim führte seinen Herrn aber in eine andere Bahn. Er gedachte aus dem bairischen Erbfolgestreite ebenfalls Nutzen zu ziehen; für 6 Millionen Thaler und das Gebiet von Erfurt wollte er sich mit Preußen verbinden. Anfangs Mai war es entschieden, daß der Kurfürst zu Preußen halten werde. Preußische Officiere traten in die sächsischen Regimenter ein, General Solms erhielt das Kommando und sollte die Armee nach Böhmen führen, Prinz Heinrich wurde mit 80.000 Mann in Dresden erwartet [1]). Christine erhielt von Dresden die genauesten Nachrichten über alle Schwankungen und den endlichen Anschluß an Preußen. Mit Erlaubniß ihrer Mutter hatte sie auch mit dem Kurfürsten einige Briefe gewechselt.

Oesterreich war auf seine eigene Kraft angewiesen, und nachdem die Diplomaten zu Braunau vergeblich eine Einigung versucht hatten, schien es, als wenn nur die Uebermacht der Kanonen den Streit entscheiden würde. Kaiser Joseph war zum Krieg entschlossen. Die Preußen konnten nicht hoffen, so wohlfeile Siege wie 1757 zu erfechten. Die österreichische Armee hatte eine vortreffliche Stellung, war gut organisirt und gut geführt. Sie drängte den König nach Schlesien zurück, Wurmser eroberte die Grafschaft Glatz, der Kaiser hoffte im Früh-

[1]) Christine an Albert 18. April, 10., 25. Mai 1778.

jahre mit noch größeren Erfolgen vorzugehen. In ganz Europa erwartete man von Monat zu Monat Nachrichten von großen Kämpfen und Siegen, aber es kam alles anders. Friedrich II. war alt, verdroſſen, weder mit dem Krieg im Beginn noch mit ſeiner Führung zufrieden. Er äußerte damals: „Wir ſind hier in einem unerfreulichen Feldzuge; aber welche Hinderniſſe ſind zu überwinden. Feſtungen mit viel Mannſchaft, unwegſame Straßen, leere Dörfer, ein kleiner Fluß mit ſteilen, felſigen Ufern, daß man kaum 20 Huſaren durchbringen kann, das ſind Schwierigkeiten, denen man nur Geduld entgegenſetzen kann; man kann nichts thun, als von der Gelegenheit Nutzen ziehen."

Auch Maria Thereſia erkannte, daß ſie die Dinge nicht ſo zu beherrſchen vermochte, wie ſie es wünſchte. Nach den erſten Gefechten ſchrieb ſie an Albert [1]): „Ich ziehe einen kleinen Frieden (paix mince) dem glorreichen Kriege vor, der mich meiner Kinder, meiner beſten Generäle und Soldaten beraubt. Freilich ſind das die Gedanken einer alten Frau und Mutter, aber auch einer chriſtlichen Regentin und einer Freundin ihrer Freunde." Am meiſten war ihr die Einmiſchung Rußlands zuwider. Sie fürchtete die Czarin würde ſich bei dem erſten Vorrücken der Oeſterreicher auf die Seite des

[1]) 13. Auguſt 1778.

Königs ſtellen und in Siebenbürgen einfallen [1]). Friedrich hatte die Czarin dazu eingeladen. Maria Thereſia war den ganzen Sommer ſchlecht gelaunt, heftig und ſprach wenig über die öffentlichen Dinge, was die Prinzeſſinnen und namentlich Chriſtine oft zur Verzweiflung brachte. Auch Kaunitz war verſchloſſen, wenig ſichtbar, und kam ſelten nach Schönbrunn. „Endlich", ſchrieb Chriſtine ganz heftig, „endlich hat er die Kaiſerin gewürdigt zu kommen; er iſt für den Krieg, denn es ſei ſchmachvoll nachzugeben, ſelbſt wenn man eine Thorheit begangen habe; er iſt ganz ruſſiſch geſinnt, kommt zu Pferd nach Schönbrunn und geht im Reitrock zur Kaiſerin; er wird täglich ſteifer, und das ſind die Hände, in denen das Wohl der Monarchie liegt." Anfangs September kam Leopold von Toskana nach Wien. Die Kaiſerin hatte immer ein großes Vertrauen zu ihrem zweiten Sohn. Sie weihte ihn in alle Hoffnungen und Befürchtungen ihrer Politik ein, ließ ihn alle Briefe leſen und ſchickte ihn dann in's Lager, um mit dem Kaiſer zu ſprechen. Nachdem der Feldzug ſo ſchwach verlaufen war und die Truppen bereits in die Winterquartiere einrückten, kamen die Unterhandlungen wieder in Gang und zwar, da Maria Thereſia und Friedrich nachzugeben geneigt waren, mit Erfolg. Die Friedensliebe beider, ihre freundliche Correſpondenz und die Rückſicht auf die fremden Mächte,

[1]) Chriſtine an Albert 4. October 1778.

welche zu einer Beilegung des Streites drängten, hat dem Kriege ein Ende gemacht. Man kam brieflich über die Grundlagen des Friedens in's Einverständniß, und noch vor Ablauf des Jahres 1778 flogen die Friedensboten aus: Fürst Karl Liechtenstein nach Breslau, Prinz Albert nach Wien. Anfangs December folgten der Kaiser und Großherzog Leopold nach, und am 14. December waren alle zur größten Freude Maria Thereſia's in Wien verſammelt. Die Friedenspunkte wurden in Teſchen unter franzöſiſcher und ruſſiſcher Vermittlung ausgearbeitet, und die Diplomaten waren ſo artig, den Frieden am 13. Mai, dem Geburtstag der Kaiſerin, zu unterzeichnen. Die Sendung Thugut's in's preußiſche Lager war dem Kaiſer nicht unbekannt, aber er hatte gefürchtet, Maria Thereſia werde zu nachgiebig ſein und aus Kriegsſcheu alle mühſam errungenen Vortheile aufgeben. So iſt es geſchehen. Oeſterreich gewann einen Streifen Land, Sachſen eine Summe Geld, Preußen nichts, und dafür war ſo viel Kraft und Geld verſchwendet. Der Krieg der beiden deutſchen Mächte war vermieden, aber der verderbliche Zwieſpalt war dadurch nicht ausgeglichen, und der alte Groll und das Mißtrauen zwiſchen Wien und Berlin dauerte fort.

Niemand war über den Frieden froher als Chriſtine. Sie war keine römiſche Frau. Sie bangte und fürchtete für ihren Mann und war untröſtlich, als im Juli nach dem Abbruch der Verhandlungen Gefechte geliefert wurden.

Die Ungewißheit, das Hinſchleppen von Monat zu Monat brachte ſie in die unangenehmſte Aufregung. „Alle ſind gegen uns", rief ſie aus, „ſogar die Schweden wollen ein Corps ſtellen und die Holländer haben Friedrich 18 Millionen geliehen." In einem Briefe äußerte ſie [1]): „Wieder ein Monat vorbei! ach ich ſehe wohl, daß der Kaiſer und ſein rauher Miniſter nicht Luſt haben, den Frieden zu erhalten. Sie machen ſolche Schwierigkeiten, daß der König von Preußen nicht darauf eingehen kann. Ich bin darüber in Verzweiflung, weil die Trennung und mit ihr die Unruhe meines Herzens fortdauert, und weil weder der eine noch der andere Theil gewinnt. Die Monarchie, die Familie, die Stände werden zu Grunde gerichtet; man wird die Fürſten verdammen, welche dieſen ungerechten Krieg begonnen haben und Menſchenblut für nichts vergießen." Ihre reizbare Empfindung, ihr liebebedürftiges Herz war verletzt. In der Einſamkeit von Preßburg hatte ſie es gar nicht ausgehalten. Schon am 12. April war ſie nach Wien überſiedelt. Sie lebte hier nur in einem kleinen Kreiſe von Vertrauten; ihre Mutter erwies ihr viele herzliche Aufmerkſamkeiten, aber ihr innerſtes Empfinden führte ſie zu ihrem Manne. „Ich ſehe meine Mutter," ſchrieb ſie in den erſten Tagen [2]), „in der Kirche und um vier Uhr

[1]) Chriſtine an Albert 31. Mai 1778.
[2]) An Albert 14. April 1778.

nach dem Essen. Am Morgen lese ich, sehe die Vasquez und Wallis, gehe dann in die Kirche. Jedes ist in seinem Zimmer beschäftigt, aber nichts will von der Stelle. Ich esse allein, um drei oder vier Uhr spielen wir Billard. Dann zur Kaiserin. Um 9 Uhr sind die Vasquez und Batthiany bei mir. Das alles geschieht in Erinnerung an Dich, mein Herz, in dem Gedanken Dich zu lieben, anzubeten. Grüße an Joseph, Leopold, an Lascy, Kempelen und Miltitz." Bei schöner Witterung fuhr sie in den Prater oder Augarten, oder machte in Begleitung des Oberstkämmerers Fürst Rosenberg einen Ritt nach Schönbrunn. Die Kaiserin nahm sie auf einer Fahrt nach Ebergassing mit, wo die Familie Liechtenstein wohnte. Im Mai übersiedelte sie mit ihrer Mutter nach Schönbrunn. Hier ging sie des Morgens in den Garten, frühstückte im Freien, las Bücher und Zeitschriften, und schrieb viele Briefe. Was sie innerlich bewegte, was sie erfuhr, theilte sie ihrem Manne mit: politische Verhandlungen, Kriegsoperationen und Nachrichten von Haus und Hof. Sie berichtet über ihre Lectüre des deutschen Museums von 1776 und schreibt einige Stellen aus Winkelmann's Briefen ab. Eine Abhandlung über Moral, ein Aufsatz über Verschönerung der Städte von Sonnenfels, die Gedichte von Stolberg erregen ihre Aufmerksamkeit. Sie schickt dem Herzog Handzeichnungen von Mieris und Teniers, Kupferstiche aus Paris und legt die Rechnung von Artaria bei. Sie ist besorgt um jeden

Athemzug ihres Mannes, fragt nach Wohnung, Koſt, Luft und Wärme. Zu Hauſe hält ſie alles in der ſtrengſten Ordnung, ſieht die Rechnungen durch und duldet keine Eigenmächtigkeit der Diener. Jeden Tag ſchrieb ſie an ihren Mann, oft zweimal, ja am 10. April, dem Gedächtnißtage ihres glücklichen Zuſammenlebens in Schloßhof, ſchrieb ſie fünf Billete.

Ihre Briefe aus jener Zeit haben einen eigenthümlichen Reiz. Sie ſind franzöſiſch, nur ſelten fliegt ein deutſcher Satz durch, aber Chriſtine findet immer den Ausdruck für ihre erregte Empfindung, für die tiefe Innigkeit ihres Gemüthes. Jede Faſer ihres Inneren deckt ſie ihrem Manne auf und mitten durch klingen die Klagen und Seufzer eines vereinſamten Herzens. Chriſtine war damals nicht mehr jung, ſie war 36 Jahre alt und in vielen Dingen ernüchtert, aber ſie ſchreibt an ihren Mann liebevoll und leidenſchaftlich wie ein junges Mädchen, das vom Geliebten entfernt iſt. Eines Tages ſchickte ſie dem Herzog ein kleines Miniaturportrait mit den Worten: „Die zärtlichſte Frau ſendet hier dem Beſten der Sterblichen, dem angebeteten Manne ihr Bild, aber die kalten todten Farben können die lebendigen Gefühle, von denen ihr Herz erfüllt iſt, nicht wiedergeben. Möge er es öfter mit Liebe betrachten; möge er ſich der Augen erinnern, die jetzt von Thränen überfließen; möge ihm das Bild die Wünſche ausdrücken, die ſie für ihn hegt; möge er darin täglich die Bitte

leſen, ſich für ihre Liebe, für ihr treues Herz zu erhalten. Das iſt ihr Ehrgeiz; dafür exiſtirt ſie, dafür allein will ſie leben. Das ſind die Gedanken, von denen die Seele Deiner treuen Frau erfüllt iſt."

Einige andere Briefe mögen hier folgen:

8. Mai 1778. „Du verlangſt, mein angebetetes theures Herz, daß ich Dir von meiner Liebe, meiner Zärtlichkeit ſpreche? Nichts kann dieſer gleichkommen. Nur die Furcht, Dir, geliebter Mann, ungelegen zu ſein, kann mich zurückhalten, davon zu ſprechen, aber verlange nicht, daß ich Dir ein Bild meines Herzens, eine Schilderung der Betrübniß und der Schmerzen, von denen das Herz Deiner treuen Mimi voll iſt, entwerfe. Kein Tag vergeht, wo ich nicht Thränen vergieße. Die liebſte Beſchäftigung iſt mir, Deine Briefe zu leſen und wieder zu leſen. Eine wahre Herzſtärkung iſt es für mich, wenn ich ihrer erhalte; es ſind die fröhlichſten Momente für mich, weil ich dann Dir gegenüber bin und meine Gefühle frei walten laſſen kann. Das allein hält mich noch aufrecht bei der Mutter und bei den anderen. Glaube aber nicht, daß ich immer in Thränen oder zu viel allein bin; ich leſe, gehe ſpazieren, ſuche mich zu zerſtreuen und zunächſt deswegen, um Dir Deine Frau zu erhalten, welche Du ſo gütig liebſt, und welche nichts für Dich hat als ihre unausſprechliche Liebe."

2. Juni 1778. „Ich wünſche, daß die Früchte, die ich Dir ſende, gut ankommen und Dir ſchmecken. Ich bin ſehr melancholiſch, daß ich nicht zu Dir kommen, Dich in meine Arme ſchließen, an mein Herz drücken kann, denn ich liebe Dich als den liebenswürdigſten Ehemann, zärtlich und raſend wie einen geliebten Amanten, und Du weißt, wie ich lieb haben kann. Es gibt Momente, wo ich bei allen Troſtgründen der Religion und des Verſtandes die Verzweiflung über dieſe Trennung kaum ertragen kann. Ich hatte jetzt wieder ſolche Tage, in denen ich mehr todt als lebendig war, vielleicht durch die Aufregung von vorgeſtern. Ich war in Baden bei Colloredo. Die Gêne der großen Welt, die man Zerſtreuung nennt, iſt mir jetzt ſo peinlich, daß ſie meine verzweifelte Stimmung vermehrt, ſtatt ſie zu mildern. Ich gerathe in eine Aufregung, daß ich mich kaum beherrſchen kann. Ich ſuche die größte Einſamkeit; es thut mir wohl, allein zu bleiben, zu leſen, mich zu beſchäftigen."

3. Juni d. J. — „Ach könnte und dürfte ich zu Dir nach Olmütz kommen und Dir die Zeit verkürzen. Adje, mein theures, liebes Herz, erhalte Dich für die zärtlichſte und zugleich betrübteſte aller Frauen, die recht innig fühlt, daß ſie ohne Dich nicht leben kann."

5. Juni d. J. — „Der Verdruß und der Kummer von Dir getrennt zu ſein, iſt das ſchrecklichſte für mich; er nagt ſo an mir, daß mich nur die Vernunft und die

Religion aufrecht halten können. Oft ist mir das Leben unerträglich und eine solche Verzweiflung kommt über mich, daß ich zum Erbarmen bin; ich kann nicht einmal beten und denke an nichts, als an Dich und meine Qualen."

Den 16. Juni ging Christine nach Schloßhof und den nächsten Tag nach Preßburg, um dort der Frohnleichnamsprocession beizuwohnen. In Schloßhof kamen alle Erinnerungen des Glückes über sie. Sie schrieb am 17. Juni: „Ich bin, mein theures, angebetetes Herz, an diesem Orte, wo ich die glücklichsten Stunden mit meinem lieben Gemahl zugebracht habe; ich war in der Kapelle, wo das heiligste und glücklichste Band mich mit Dir vereinigt hat; seitdem habe ich zwölf Jahre, eine glückliche Zeit ohne Störung, ohne Trübung, ohne eine Wolke der Betrübniß mit Dir verlebt. Welch ein Unterschied mit der Gegenwart, wo ich allein bin, wo jeden Tag meine Thränen fließen. Hier erneuert sich mein Leid; mein Kummer bricht heftiger hervor, und ich fühle die Trennung schmerzlicher als je; die Besorgniß für Deine Gesundheit, für alles, was ich noch zu erwarten habe, bedrängt mein Herz. Ich bin so niedergeschlagen, daß ich nicht den Muth habe, jene Zimmer zu betreten, wo ich die glücklichsten Momente meines Lebens zugebracht habe."

Das Preßburger Schloß erschien ihr verödet. Nur mit halbem Herzen war sie bei der Procession. Sie

gedachte der Krankheit, welche an dieſem Tage vor elf Jahren ihren Mann befallen und dankte Gott, daß er ihn errettet habe. Nur einige Tage hielt ſie das freudeleere Leben im Schloſſe aus. Nach einem Beſuche bei Erdödy kehrte ſie wieder nach Wien zurück.

„Ich expedire jeden Tag Briefe an Dich," ſchrieb ſie am 26. Juni, — „und weiß nicht, ob Du ſie erhältſt — zugleich oder nacheinander. Ich weiß nur, daß mir die Zeit von Mittwoch bis Samstag ſchrecklich iſt; ich ſtehe betrübt auf und gehe betrübt ſchlafen; die Tage und alle Zeit möchte ich vorwärts ſchieben und doch zittere ich, jeden Morgen neu anbrechen zu ſehen. Das iſt mein Leben ſeit zehn Wochen. Wenn mir hundert Jahre vergönnt wären und ich ſollte ohne Dich leben, ich würde es vorziehen, Dich noch einmal zu umarmen und dann vor Freude und Glück zu ſterben, denn in anderer Weiſe habe ich kein Leben. Ich verſichere Dich, daß meine Entmuthigung zu einem Punkte kommt, der nicht auszudrücken iſt. Nur der Gedanke, was Du mir giltſt, die Hoffnung, Dir noch immer nützlich ſein zu können, läßt mich an meinem Leben von Neuem Intereſſe gewinnen."

Der letzte Brief iſt vom 25. Oktober. Der Herzog kam wenige Tage ſpäter nach Wien und Chriſtinen's Leben war wieder voll Liebe und Freude. Beide blieben bis über Weihnachten am Hofe und kehrten dann nach Preßburg zurück.

In den Jahren 1779, 1780 verkehrte Maria Thereſia mit Chriſtine mehr als je. Die Treue und das Verſtändniß zwiſchen Mutter und Tochter ſchienen mit den Jahren zuzunehmen. Die Geſundheit der Kaiſerin war ſeit der Krankheit 1767 vortrefflich, aber ſie empfand die Schwere ihres Körpers und die Noth des Alters in allen Gliedern. In ihren Briefen nennt ſie ſich gern „alte Frau;" die Ausdrücke „ich bin allein, nicht mehr en vigueur" kommen häufiger vor. Ihr Geiſt war immer hell und friſch, ſie arbeitete unverdroſſen und was das Intereſſe ihres Hauſes betraf, nahm ſie mit einem Feuer und einer Thätigkeit auf, welche Freunde und Feinde bewunderten.

In Frühjahr und Sommer 1780 beſchäftigte ſie am meiſten die Reiſe Joſeph's nach Rußland und die Wahl ihres jüngſten Sohnes Maximilian zum Coadjutor in Köln. Jede neue Nachricht theilte ſie Chriſtinen mit, berichtete ihr von Joſeph's Aufenthalt in Petersburg, von ihren Hoffnungen und Befürchtungen bei der Wahl. Friedrich II. ſuchte damals einen preußiſchen Kandidaten durchzuſetzen. „Man ſagt," ſchrieb Maria Thereſia an Chriſtine [1]), „daß der König von Preußen erklärt habe, er werde dieſes Etabliſſement noch weniger angehen laſſen, als das wegen Baiern. Du kannſt urtheilen, wie mein Herz, welches niemals jenes Eta-

[1]) 9. — 10. Juni 1780.

bliſſement gewünſcht hat, dieſe Erklärung aufnimmt. Dieſes Vorrücken (cette avance) wäre noch das Aergſte, das ich von ihm erlitten habe, aber doch einem Kriege vorzuziehen. Ich vertraue das nur euch zweien an; Du kannſt denken, wie ich aufgeregt und niedergeſchlagen bin." — „Durch einen Kourier von Metternich erfahren wir, daß die Stimmen in Münſter zur Hälfte für Deinen Bruder ſind, aber der König von Preußen hat eine drohende Erklärung an den Kurfürſten erlaſſen. Man muß die Folgen abwarten, ich traue noch nicht ganz." Die Wahl des Erzherzogs wurde doch durchgeſetzt, zunächſt durch den kurkölniſchen Miniſter Baron Belderbuſch und den kaiſerlichen Geſandten Graf Metternich. Maria Thereſia hatte große Freude darüber. „Meine theure Tochter," ſchrieb ſie an Chriſtine [1]), „die glückliche Nachricht von Köln iſt gekommen; den 7. Auguſt um 11 Uhr wurde Dein Bruder unter einem unbeſchreiblichen Jubel des Volkes gewählt; er iſt zufrieden und bewegt; das macht meine Freude noch feſter; ich hoffe Dich morgen zu ſehen."

Noch ein anderes Ereigniß beſchäftigte das Gemüth der Kaiſerin. Am 4. Juli 1780 war Herzog Carl von Lothringen, der Gouverneur der Niederlande, zu Tervuren geſtorben. Die Statthalterſchaft in den Niederlanden war ſchon im Heiratsbrief Albert und

[1]) 11. Auguſt 1780.

Christinen vorbehalten. Die Kaiserin übertrug ihnen das Amt neuerdings am 20. August. Bis zu ihrer Ankunft sollte Graf Starhemberg wie bisher als bevollmächtigter Minister die Regierung leiten. Maria Theresia machte es nun das größte Vergnügen, alle Vorbereitungen und Einrichtungen für den neuen Haushalt ihrer Tochter zu treffen. Sie ließ sich von Kaunitz die Pläne von Schloß Marimont, von dem Hause in Brüssel vorlegen, sie richtete den neuen Hofhalt ein, setzte neue Gehalte aus und bestimmte die Reise. Im Juli und im September war sie in Preßburg, um alles zu besprechen, im Oktober wollte sie wiederkommen. Albert und Christine waren den Sommer über mehrmals in Wien. Im Preßburger Schloß wurden Bücher, Bilder, Krystall-lustres gepackt. Christine machte sich bereit, noch im Winter abzureisen, als ein Ereigniß eintrat, das für jetzt alle Entwürfe durchkreuzte, sie, die Familie und das ganze Land in tiefe Trauer versetzte, — die Krankheit und der Tod ihrer Mutter.

Am 12. oder 13. November wurde die Kaiserin von einem Brustkatarrh befallen, der anfangs Niemand beunruhigte. Vom 20. an steigerte sich das Unwohlsein, Maria Theresia wurde ernstlich krank, hatte Fieber, athmete schwer. Sie schrieb an Christine noch einige Billete, die wir hier als die letzten schriftlichen Zeichen der unvergeßlichen Fürstin mittheilen:

— „Meine theure Tochter! Kourier und Posttag haben mich wahrhaft niedergeschlagen; ich fange an ein wenig zu husten, aber ohne Beschwerde und Fieber. Ich bin schwerfälliger als gewöhnlich und schwarz wie eine Kohle. Denke Dir, daß Starhemberg jetzt verlangt mit seinem Sohne für acht Tage nach Paris zu gehen, um hinter einem Sprachgitter die junge Ahremberg zu sehen. Der Kaiser hat es bewilligt und ich habe mit Erstaunen eingewilligt."

15. November. — „Du wirst gesehen haben, daß ich gut gerechnet; der starke Wind wird erst gegen 11 Uhr kommen und wie ich hoffe nach Eurer Fahrt. Für heute hoffe ich nichts, ich fürchte nur, daß Du wegen des schlechten Tages nicht auf die Jagd gegangen bist; ich wünsche für morgen einen besseren Tag, besonders für Altenburg."

19. November. — „Deine zwei Herren werden zur Jagd kommen; sie werden sehr glücklich sein, Dich den 21. zu sehen, wo ich nie gefehlt habe. Mein Schnupfen ist ausgebrochen, man muß Geduld haben; der Kopf ist eingenommen, ich habe aber kein Fieber. Das Herz ist seit lange angegriffen, das alles macht ein schlechtes Durcheinander. Unterhalte Dich gut, gib dem Officier der Invaliden in Preßburg 50 Dukaten. Ich umarme Dich."

20. November. — „Beunruhige Dich nicht, wenn Du hörst, daß ich mir zur Ader lassen soll; seit einem

Monat habe ich es aufgeſchoben aus Furcht vor der Waſſerſucht. Ich bin aufgeſtanden, führe mein gewöhnliches Leben, habe die Poſt expedirt, ohne einen Brief aus Italien erhalten zu haben. Der Kaiſer iſt auf der Jagd. Es iſt nichts zu fürchten; laſſe Dich nicht in Deinen Jagdprojecten ſtören. Du wirſt eine Staffette erhalten, wenn ich morgen weniger gut wäre; wenn Du nichts erhältſt, ſo nimm an, daß alles wieder in Ordnung iſt. Ich umarme Dich."

20. November. — „Der Schnee betrübt mich wegen Deiner Projecte; ich habe mich ganz zurückgezogen; mein Schnupfen hat dieſe Nacht zugenommen; ich bin deswegen matt und habe den Tag auf dem Sofa zugebracht; der Kopf iſt mir ſchwer, ebenſo ein wenig der Athem, ich habe aber kein Fieber, das Unwohlſein wird daher keine Folge haben; ich bleibe morgen zu Hauſe und ſpare mir die Toilette und Kirche. Ich küſſe Dich zärtlich."

21. November. — „Die Nacht war gut, ich würde bis 10 Uhr des Morgens geſund ſein, aber ſeit dem Huſten hat der Druck zugenommen; auch ein wenig Alteration, ich habe den Tag ſehr unbequem und in Gedanken zugebracht."

— — „Du wirſt das Deinem Manne übergeben. Ich mache Dir für unſere gute Vasquez mein Compliment. Es ſind nun neun Stunden, ſeit mir zur Ader gelaſſen wurde; ich fühle mich erleichtert und hoffe, daß

der Schnupfen gebrochen iſt; ich war ſehr niedergeſchlagen. Ich küſſe Dich."

— — „Meine theure Tochter! Dein liebes Anerbieten habe ich vorausgeſehen, aber Du weißt, daß ich eine ſchlimme Kranke bin und gern allein bleibe. Wenn Du mich aber auf einige Augenblicke beſuchen willſt, will ich davon gern profitiren, nur ſoll dieß keine Deiner Dispoſitionen ändern. Du wirſt freudig empfangen werden."

Den nächſten Tag kamen Chriſtine und Albert nach Wien. Die Krankheit der Kaiſerin hatte ſich ſo weit entwickelt, daß man auf alles gefaßt ſein mußte. Im Publikum glaubte man an eine Bruſtwaſſerſucht, die Kaiſerin hatte dies immer gefürchtet, aber es zehrte eine andere tödtliche Krankheit, der Brand, ihre Kräfte auf. Am 26. empfing ſie das heilige Sakrament. Der Nuntius Garampi trug dasſelbe aus der Hofkapelle in das Schlafzimmer der Kaiſerin. Ihm folgte ein Zug von Männern und Frauen, der Herzog Albert, Erzherzog Maximilian, die Prinzeſſinnen Marianne, Chriſtine und Eliſabeth. Viele knieten an der Thür. Die Kaiſerin empfing die Segnungen ihrer Religion ſitzend in einem Lehnſtuhl; die Fenſter waren offen. In der Nacht vom 27. auf den 28. nahm die Krankheit ſo zu, daß die Todesſchauer mehrmals eintraten. Um zwei Uhr Früh wurde ſie verſehen. Gegen Morgen erholte ſie ſich etwas und gewann ihre ganze geiſtige Kraft, ſelbſt eine

ruhige Heiterkeit wieder. Um fünf Uhr verlangte ſie Kaffee und lud den Kaiſer ein mit ihr zu trinken. Um acht Uhr ſah ſie zum letztenmal ihre Töchter und den Prinzen Albert. Sie ſagte ihnen, wie ſchwer es ihr falle zu ſehen, daß ſie die Thränen nicht zurückhalten konnten. Als ſich alle entfernten, ſtreckte ſie nochmals dem Kaiſer ihre Arme entgegen. Er küßte ihr die Hand und blieb bei ihr bis zu ihrem letzten Athemzug. Er hatte die letzten Nächte gar nicht geſchlafen. Nur auf Augenblicke verließ er das Zimmer, um Befehle zu geben, oder einige Vertraute, Bekannte zu ſprechen, welche im Vorzimmer nachfragten. Die Kaiſerin erkannte, daß ihre Auflöſung nahe ſei, aber ſie wußte nicht, ob der Katarrh, die Waſſerſucht oder der Brand ſie tödten werde. In dem einfachen Bewußtſein über Leben und Sterben, in der Ergebenheit, welche alles der Barmherzigkeit Gottes anheimſtellt, erwartete ſie den Tod.

Ihre letzten Aeußerungen verdienen wohl aufgezeichnet zu werden [1]). Der Kaiſer hatte den Schnupfen. Die Kaiſerin ſagte ihm, er möge doch etwas gebrauchen. Als dieſer antwortete, er denke jetzt nur auf ihre Geſundheit und wünſche ihre baldige Geneſung, verſetzte

[1]) Die Angaben über den Tod Maria Thereſia's ſind aus einem Briefe der Fürſtin Leopoldine Liechtenſtein, geb. Gräfin Sternberg, Tochter des Grafen Sternberg, zweiten Oberſthofmeiſters der Kaiſerin.

ſie: „Das wird bald anders werden; Gott wird ſo gnädig ſein, mich in Ruhe zu ſetzen. Wie lange glaubſt Du, daß es noch dauern wird? Mir kommt das Sterben vor, als wenn ich von einer Stube in die andere ginge.“ Sie erinnerte ſich, daß der Vorabend des Andreastages ſei. Sie hatte immer ein beſonderes Vertrauen zum h. Andreas gehabt und ihn in allen Nöthen angerufen. „Er wird mich ſicherlich holen,“ ſagte ſie zu ihren Frauen. Allen ihren Dienerinnen dankte ſie und bat um Vergebung, wenn ſie zu hart geweſen. Zu ihren Geſellſchaftsdamen Vasquez, Berthold, Kallenberg ſprach ſie noch beſonders rührende Worte. Die letztere war 35 Jahre in ihrem Dienſt. „Wenn Du etwas willſt,“ fügte ſie hinzu, „ſo ſag' es mir, aber beeile Dich.“ Graf Sternberg ſah die leidende Fürſtin einen Moment in ihrem Bette. Sie war blaß, eingefallen, aber ihre ſchöne edle Phyſiognomie war nicht im mindeſten entſtellt. Der Tag verging ruhig. Die Kaiſerin hatte nichts mehr gearbeitet. Einige angefangene Billete lagen herum. Das letzte was ſie unterzeichnete war ein Penſionsgeſuch einer Officierswittwe, welches der Kriegspräſident am Morgen geſchickt hatte. Sie ſprach immer deutſch. Als ihr der Kaiſer ein Glas Limonade reichte, ſagte ſie: „Deo gratias.“ Es regnete draußen. „Welch' ein ſchlechtes Wetter für eine ſo große Reiſe“, ſprach ſie lächelnd. Am Abend ſchienen ſich ihre Züge einen Moment zu verzerren, ſo daß Joſeph ſie fragte, ob ſie leide. Sie

nickte mit dem Kopfe. Um acht Uhr erhob sie sich plötzlich aus ihrem Lehnstuhle und ging frei durch das Zimmer zur Chaiselongue. Alle waren erschreckt. Eine halbe Stunde nachher kam der Tod über sie. Ihre letzten Worte waren: „Gott, nimm meine Seele auf.“ Sie sprach noch einiges, was der Kaiser nicht mehr verstehen konnte. Sie starb Abends gegen 9 Uhr an einem Mittwoch den 29. November 1780. Sie war 63 Jahre alt geworden und hatte 40 Jahre regiert.

Kaiser Joseph und Erzherzog Maximilian hatten sie sterben gesehen. Joseph hatte seiner Mutter in der letzten Zeit, wie nur irgend ein treuer Sohn, beigestanden. Alle, welche die Kaiserin umgeben hatten, konnten von seiner Aufopferung und von der Zärtlichkeit der Mutter für ihn nicht genug erzählen. Man sah ihn im tiefsten Schmerz aus der Leidensstube heraustreten. Nicht weniger waren alle ergriffen, welche die Kaiserin gekannt und verehrt hatten. In dem kleinen Kreise, der sich bei der Fürstin Leopoldine Liechtenstein versammelte, durchlebte man jenen Abend in banger Erwartung. Marschall Lascy war den Tag über öfter im Vorzimmer der Kaiserin; man brachte ihm, während er in jenem Kreise verweilte, ein Billet, das nur die Worte enthielt: „Alles ist damit gesagt, 8¾ Uhr.“ Es war allen zu Muthe als wenn eine Mutter gestorben wäre. Sie waren alle Vertraute einzelner Stunden, Freunde ihres Herzens gewesen.

Graf Rosenberg übergab dem Kaiser ein versiegeltes Schreiben, welches er von Maria Theresia einige Tage früher erhalten hatte. Es enthielt einige Weisungen für ihr Begräbniß: man solle sie in einem offenen Sarge, das Gesicht mit einem Schleier verhüllt, in der Burgkapelle ausstellen und in einem Wagen zur Gruft führen; keines ihrer Kinder solle mitgehen. Der Kaiser meinte, in diesem einzigen Punkte könne er nicht gehorsam sein. Das Testament der Kaiserin war vom 14. November. Joseph ließ es vor Zeugen laut lesen: die zwei Obersthofmeister Fürst Schwarzenberg und Graf Sternberg, der Oberstkämmerer Graf Rosenberg und Graf Kobenzl waren zugegen, der letztere als Stellvertreter des Fürsten Kaunitz, der allem auswich, was an den Tod mahnte, und sich auch diesmal entschuldigt hatte. Die Kaiserin hatte zahlreiche Legate gemacht, allen Dienstleuten die Pension erhöht und der Armee vom gemeinen Mann bis zum Marschall eine Monatsgage bestimmt.

Bei der Beerdigung wurde alles streng so gehalten, wie sie es angeordnet hatte. Ihr Leichnam blieb in der Burgkapelle vom 1. bis 3. December ausgestellt und war mit dem schwarzen geistlichen Kleid der Nonnen zu Hall angethan, welches sie einmal im Leben zu tragen gewünscht hatte. Der Schleier war zurückgeschlagen. Man erkannte die milden, edlen Züge des Gesichtes, aber die Augen, deren Glanz so viele Herzen bezaubert hatte,

waren geſchloſſen, die Lippen gebleicht, von denen die Worte des ſtillen Gebetes und der ſtolzen Rede gefloſſen. Neben dem Sarge lagen die Kaiſerkrone, die Kronen von Böhmen und Ungarn, der Herzogshut und das Scepter, obenan die Ordenszeichen, zu den Füßen ſtand ein ſilbernes Crucifix. Die Garden hielten Wache, bei Tag und Nacht knieten die Kämmerer an den Stufen, Meſſen wurden geleſen und die Glocken von allen Thürmen geläutet. Das Volk ſtrömte in Maſſen herein und brach die Holzſchranken, um die edle Fürſtin noch einmal im Tode zu ſehen. Sonntags den 3. December wurde der Leib in der Kapuzinergruft beigeſetzt. Ein langer Trauerzug bewegte ſich durch die Straßen: Spitalleute, Kloſterbrüder mit überhängenden Kapuzen und dem Brevier in der Hand, die Pfarrer mit ſchwarzem Barett, die Räthe der Stadt und Regierung, Hofleute, Landſtände und Marſchälle folgten einander. An der Kirche ſegnete der Erzbiſchof Migazzi den Leichnam nochmals ein. Auf einer eigens gelegten Treppe wurde er hinabgetragen. Das Bahrtuch hielten die Fürſten Joſeph Schwarzenberg, Johannes Liechtenſtein, de Ligne und Joſeph Lobkowitz. Erzherzog Max und Herzog Albert trugen Wachsfackeln. Der Oberſthofmeiſter ließ nach alter Sitte den Sarg wieder öffnen, zeigte den Leichnam dem Guardian und übergab ihm die Schlüſſel.

Maria Thereſia hatte 1748 neben der alten Gruft, einem dreiſchiffigen Gewölbe aus der Zeit Ferdinand's II.,

eine neue, große lichte Halle ausmauern laſſen und dieſelbe zur Begräbnißſtätte für ſich und ihre Familie beſtimmt. 1754 wurde dieſe Gruft eingeweiht. Inmitten iſt das Grabdenkmal, welches die Ueberreſte der Kaiſerin und ihres Gemahls einſchließt. Es wurde von Balthaſar Möll in ihrem Auftrage ausgeführt. Auf einem marmornen Piedeſtal ruht ein großer zinnener Sarkophag. Obenauf ſind die Figuren Maria Thereſia's und Franz I. in halb liegender Stellung. Ein Engel hält über ihren Häuptern eine Sternenkrone. An den Wänden ſind Reliefs mit Scenen aus dem Leben der Kaiſerin: die Krönung in Preßburg, Prag und Frankfurt, der Einzug in Florenz und die Schlacht von Kollin; dazwiſchen Genien und Todtenköpfe, alles in Roccoco und künſtleriſch nicht ſchön ausgeführt. 1765 wurde Kaiſer Franz I. beigeſetzt. Stundenlang lag hier die Kaiſerin in den letzten Jahren auf den Knien. Dieſelbe Schwermuth, in der Max I. ſeinen Sarg mit ſich herumgeführt, derſelbe Hang zur Einſamkeit, in welcher Karl V. das Leben verlaſſen hat, bevor er ſtarb, dieſelbe Schwermuth hatte Maria Thereſia oftmals in die Wohnung der Todten geführt. Eine Maſchine war angebracht, um ſie auf einem Seſſel herabzulaſſen und hinaufzuziehen. Das letztemal war ſie am 2. November in der Gruft geweſen. Die Anekdote iſt oft erzählt worden, daß ſie damals als die Maſchine beim Hinaufziehen ſtecken blieb, wehmüthig ausgerufen hat: „Die Gruft will mich nicht mehr herauslaſſen.“

Die Verſe, die man auf den Tod der Kaiſerin gemacht, ſind nicht werth, daß man ſie citirt, auch jene von Klopſtock nicht. Metaſtaſio, der ſeine Fürſtin ſo grenzenlos verehrt hatte, fand keine Worte, um ſein Gefühl in Verſe zu bringen [1]). Aber man kann in der Erinnerung an ſie die Worte aus der Odyſſee wiederholen:

Der ſie verehrt, wie keine der Frauen der Erde geehrt wird,
Die jetzt walten im Haus, fügſam dem Gebote der Männer.
Alſo ward ſie von Herzen geliebt und in Ehren gehalten
Von dem Alkinous ſelbſt und zugleich von den trauteſten Kindern,
Und von dem Volk, das ſtets wie der Göttinnen Eine ſie anſchaut,
Stets mit Grüßen ſie feiert, ſo oft ſie die Straße daherkommt,
Denn ihr ſelbſt mangelt es nicht an gediegener Einſicht;
Zwiſte der Männer ſogar entſcheidet ſie, welchen ſie wohl will.

Maria Thereſia hat die Zwiſte der Männer und den Streit der Völker entſchieden. Wohl war in den letzten Jahren vieles zum Stillſtand gekommen, von den alten Freiheiten waren die beſten geſtürzt und mit Mißbehagen blickte man auf die fromme Heuchelei, die ſich unter dem Schutz der edlen Fürſtin breit machte; aber ſie hat das Reich, deſſen Herrſchaft ſie geerbt, wie ein Mann vertheidigt und gefeſtigt, und die Liebe für die Menſchheit, der Eifer für jede edle Thätigkeit waren in ihr bis zum letzten Hauch lebendig.

Chriſtine und Albert kehrten am 12. December nach Preßburg zurück. Der Kaiſer theilte ihnen noch am Schluß des Jahres die Stellen des Teſtamentes

[1]) Karajan, Metaſtaſio's Hofleben 22.

mit, in welchen Maria Thereſia ihrer Tochter gedacht hatte: „4. Meiner Tochter Maria Verſorgung iſt durch das Gouvernement der Niederlande feſtgeſetzt. Die Andacht- und Gebetbücher ſollen unter meine drei Töchter Marianne, Marie Chriſtine und Eliſabeth vertheilt werden; zum Andenken der Maria meine zwei Kabinetslack zu Schönbrunn neben der Kammer im oberen Gebäude." In dem Gebetbuche fand Chriſtine kleine Gebete und Notizen, von denen einige mitgetheilt wurden. Sie und Albert waren in die tiefſte Trauer verſenkt. Beide hatten am meiſten die Liebe Maria Thereſia's erfahren. Sie verloren mit ihr die beſte Stütze. Bisher war ihnen ein Leben voll Frieden und Glück zu Theil geworden, hinfort ſollten ſie alle bitteren Täuſchungen des Geſchickes erfahren, Kummer, Neid, Unbeſtand, Verlegenheit und das wüſte Treiben eines empörten Volkes, bis auch ſie Ruhe fanden in der ſtillen Gruft, wohin ſie ihre Mutter geleitet hatten.

V.

Neue Lebenskreiſe.

1781 — Oct. 1786.

Joſeph war nun Alleinherrſcher in der öſterreichiſchen Monarchie. Wohl ſelten hat ein Fürſt unter ſo großen Erwartungen und ſo viel entgegengeſetzten Richtungen die Regierung übernommen. Er hatte andere Begriffe von Königthum, Regierung und Volk, als alle ſeine Vorfahren. Wie er zu Lebzeiten ſeiner Mutter manches von den alten Hofformen abgeſtreift hatte, ſo ging er jetzt daran, die erſtarrten Stoffe des Mittelalters im Staat und in der Geſellſchaft wegzuräumen. Die Thereſianiſche Regierung hatte in Oeſterreich eine größere Einheit und eine nach allen Seiten hin ausgreifende Verwaltung geſchaffen. Aber im Ganzen ruhte der Staatsbau doch in ſeiner Verbindung auf den altprovinciellen und im inneren Gefüge auf den feudalen Grundlagen. Deutſchöſterreich und Ungarn waren getrennt. Hier und dort, in freien und abſoluten Formen hatten Adel und Clerus allein die Herrſchaft. Das Bürgerthum war in veralteten municipalen Einrichtungen eingeſchränkt, der Bauer war nicht frei, Aberglauben und Unduldſamkeit herrſchten von oben bis unten. Vor Joſeph's Seele ſtand ein anderes Oeſterreich, ein anderes Volk, ein Reich mit vereinigten,

ſtarken, beweglichen Staatskräften, ein Volk mit dem Bewußtſein des Ganzen und allem Recht der freien Perſönlichkeit. Von den Principien ſeiner Zeit durchdrungen, von der Macht eines wohlbegründeten Fürſtenthums getragen unternahm es Joſeph, tauſend ſchlummernde Kräfte zu wecken, die Trägheit zu bekämpfen, der Humanität freie Bahn zu öffnen, jeden auf ſein gleiches Recht und die freie Entwicklung ſeiner Kräfte hinzuweiſen, das vielgeſtaltige Oeſterreich zu einem Staat, die bunten nationalen Gruppen zu einem Volk zuſammenzufaſſen.

Welche Verwirrung beim Beginn der Regierung Joſeph's eintrat, welche Gährung, welcher Wechſel von Furcht und Hoffnung die Geiſter ergriff, iſt ſchwer zu ſchildern. Tag für Tag wie im Sturmwind erſchienen neue Geſetze. Sie erſchütterten die gewohnten Anſchauungen, ſtürzten ſcheinbare Rechte über den Haufen, zerklüfteten den alten liebgewordenen Boden. Das Cenſurgeſetz, die Befreiung des Proteſtantismus, die Abſchaffung der Leibeigenſchaft, die Aufhebung der Klöſter, das Ehegeſetz, die neue Steuer und die Begräbnißordnung, alle griffen ſie in das unmittelbare tägliche Leben ein. Die Neuerungen der Thereſianiſchen Regierung waren ſo vorſichtig und leiſe aufgetreten, man hatte kaum eine Veränderung bemerkt, das Volk lebte ſtill vor ſich hin. Nun wurde es aus ſeiner Dumpfheit und Trägheit gewaltſam aufgerüttelt, die neue Ordnung

erſchien wie eine fremde Macht. Es war keine zeitgemäße Durchbildung vorhanden, es fehlte an Organen wie an Männern, welche politiſche Ideen vertraten. Die Wenigſten waren ſich über Richtung, Bedeutung und Folgen der neuen Inſtitutionen klar. Man fühlte nur das Unbehagliche der Veränderung, den momentanen Verluſt, die Nichtachtung der Perſönlichkeit, denn rückſichtslos waren die Befehle gegeben, und rückſichtslos wurden ſie ausgeführt. Die Härte und Gewaltthätigkeit lagen im Charakter der Zeit. Auch Joſeph war bei aller wohlwollenden Geſinnung, bei ſeiner echten Menſchenliebe und Aufopferung oft ungerecht, hart, abſtoßend. Daher kam es, daß ſeine Ideen ſo ſchwer Wurzel faßten. Wenn er Liebe und Gerechtigkeit entgegentrug, erfuhr er Abneigung und Widerſtand, bis zuletzt alle alten Tendenzen ſich kühn gegen ihn kehrten und über ſeinem Grabe die Hauptſtützen ſeines Gebäudes zuſammenbrachen.

Schon in den erſten Monaten ſeiner Regierung mußten viele erfahren, daß Joſeph in ſeinem Syſtem der Sparſamkeit und Genauigkeit bis zur Härte und Ungerechtigkeit gehen könne. „Wenn der Dienſt des Staates es erfordert, müſſen alle anderen Rückſichten ſchweigen," ſchrieb er ſeiner Schweſter Chriſtine [1]). Selbſt gegen ſeine Familie verfuhr er mit einer Rückſichtsloſig-

[1]) 30. April 1781.

keit, die ihm die Herzen entfremdete. Er nöthigte seine Schwestern Marianne und Elisabeth von Wien abzureisen, die erstere nach Klagenfurt, wo ihr eine Zufluchtsstätte bereitet war, die andere nach Innsbruck, wo sie nach dem Willen der verstorbenen Kaiserin als Aebtissin in das Damenstift eintrat. Auch die Gesellschaft des Erzherzogs Maximilian schien dem Kaiser unangenehm, so daß jener in seine Residenz Mergentheim abreiste.

In einem ganz eigenthümlichen Verhältnisse stand der Kaiser zu Christinen und Albert. Er war seiner Schwester sehr zugethan, aber er scheute sich nicht auch gegen sie seine ökonomischen Maßregeln anzuwenden. Sie sollte ein Gut, das sie von der ungarischen Kammer gekauft hatte, wieder abtreten; die Pension von 4000 fl., welche Maria Theresia der Oberstthofmeisterin Vasquez bewilligt hatte, sollte verringert werden; nur auf die besondere Fürbitte Christinen's ließ er der alten, halbblinden Frau den Gnadenpfennig [1]). Herzog Albert hatte als Generalcapitän von Ungarn 300.000 fl., als Capitän der Jazygier und Kumanier 120.000 fl. bezogen; Joseph setzte das Einkommen auf 385.000 fl. herab. Auch die Einkünfte in den Niederlanden sollten verringert werden. Alle Personen vom Haushalte des Herzogs Karl sollten von den neuen Statthaltern in Dienst genommen werden. Fürst Starhemberg mußte auf Befehl des Kaisers das

[1]) Christine an die Fürstin Eleonore Liechtenstein 2. Jan. 1782.

Geſchenk, welches die Stände von Belgien nach alter Gewohnheit ihrem Fürſten oder Gouverneur verehrten, zurückweiſen. Chriſtine und Albert waren von alle dem ſo unangenehm berührt, ſo betroffen, daß ſie daran dachten, zu reſigniren. Nur der Rath ihrer Freunde, die Rückſicht auf den Lärm, den ein ſolcher Schritt machen würde, der Gedanke, wie unangenehm ſie in Wien oder einer anderen Stadt der Monarchie leben würden, vermochte ſie davon abzuhalten. Chriſtine wurde beinahe krank. Sie klagte ihrem Bruder Leopold, daß der Kaiſer gegen ſie eingenommen ſei. Für ihre Einrichtung in Brüſſel wurde keine Vorſorge getroffen, und ſie ſollte in Brüſſel, Marimont und Tervuren einen dreifachen Haushalt führen. Der Großherzog borgte ihr damals 200.000 fl. [1]).

Chriſtine und Albert wollten im Frühjahre abreiſen. Alle Vorkehrungen waren getroffen, als ein Billet von Joſeph kam, in welchem er ſie bat, ihre Abreiſe aufzuſchieben und erſt Anfangs Juli in Brüſſel einzutreffen. Er wollte früher ſelbſt in die Niederlande, um Land und Leute kennen zu lernen. Beide gingen wieder für einige Wochen nach Preßburg. Der Abſchied von dem Lande, wo ſie fünfzehn Jahre in Ruhe, Glück und Frieden gelebt hatten, that ihnen wehe. Noch in ſpäteren Jahren, als viel Trübſal und Leid über ſie

[1]) Chriſtine an Leopold. Wien 12. Febr. 1781.

gekommen war, erinnerten ſie ſich oft an dieſes Land und die Familien, mit denen ſie verkehrt hatten.

Am 3. Juni 1781 reiſten ſie von Wien ab. In ihrem Gefolge waren die Gräfin Ugarte, eine geborne Gräfin Černin, und der Adjutant des Herzogs Baron Seckendorf. General Miltitz blieb noch in Ungarn, Kempelen, den Maria Thereſia ihnen für Ungarn zugewieſen, blieb freiwillig in ihrem Dienſte und war nach Brüſſel vorausgegangen. Die Reiſe führte ſie über München, Augsburg, Mergentheim, Frankfurt, Koblenz, Köln, Aachen nach Belgien. In München fand Herzog Albert, der vor ſiebzehn Jahren einmal in Baiern geweſen, einen anderen Souverain, eine neue Geſellſchaft, aber noch immer die Verſchwendung und den Leichtſinn des alten Hofes. Der Kurfürſt genoß ſein Leben in aller Luſt des 18. Jahrhunderts. In Mergentheim brachten ſie einige angenehme Tage bei dem Erzherzoge Max zu. Er begleitete ſie nach Schönbuſch, einem Luſtſchloß bei Aſchaffenburg, welches der Kurfürſt von Mainz Baron Erthal hatte bauen laſſen. Von Frankfurt fuhren ſie auf dem Main hinab, ſahen Mainz an und machten dann die ſchöne Rheinfahrt bis Koblenz. Der Kurfürſt von Trier, der Bruder des Prinzen Albert, kam ihnen auf einer prachtvollen Yacht bis Caub entgegen. In Koblenz begrüßten ſie die Prinzeſſin Kunigunde von Sachſen, die bei dem Erzbiſchof das Haus führte; der älteſte Bruder Albert's war von Paris gekommen, und ſeine

Schweſter Chriſtine aus Lothringen, wo ſie als Aebtiſſin von Remiremont lebte. Alle fühlten ſich in der reizenden Reſidenz des Kurfürſten „im Thal" ſehr glücklich. Clemens führte ſie zur Karthauſe bei Koblenz, nach Neuwied, nach Köln und Aachen. So traurig, verödet kamen ihnen dieſe Städte vor, die heutzutage die Mittelpunkte der rheiniſchen Induſtrie ſind und einen Reichthum, eine Bedeutung erworben haben, die ſie im Mittelalter nicht beſaßen. In Spaa fanden die Reiſenden eine zahlreiche Badegeſellſchaft, unter andern auch den Fürſten und die Fürſtin Franz Liechtenſtein mit ihrem Sohne Johannes [1]). Albert und Chriſtine betraten bei Tirlemont zuerſt das belgiſche Land. Sie empfingen hier die Huldigungen der erſten Männer des Landes; der bevollmächtigte Miniſter Fürſt Starhemberg, der Staatsſecretär Krumpipen, Abgeordnete der Brabanter Stände, des Stadtraths von Brüſſel waren entgegengekommen. Die erſten Perſonen ihres Hofſtaates ſtellten ſich vor: Prinz Grimberghe, Oberſtſtallmeiſter beim Herzog Karl von Lothringen, Fürſt von Gavres, früher Oberſtkämmerer, jetzt als Oberſthofmeiſter der Erzherzogin beſtimmt, Graf Boulay, Oberſtküchenmeiſter. Am 10. Juli hielten die neuen „Statthalter" unter großem Jubel des Volkes ihren feierlichen Einzug in Brüſſel. In der altberühmten Gudula-

[1]) Fürſt Franz Liechtenſtein ſtarb wenige Wochen nachher, 18. Aug. 1781. Fürſt Johannes iſt der berühmte Reitergeneral in den franzöſiſchen Kriegen.

kirche ſprachen ſie zuerſt ihr Gebet, wie einſt der ritterliche Max von Oeſterreich, Karl V., Erzherzog Albrecht und ſo viele andere Sproſſen des Hauſes Oeſterreich vor und nach ihnen. Feſte folgten auf Feſte, Feuerwerke wurden abgebrannt, wobei mehr als hundert Perſonen verwundet wurden; Tag für Tag empfingen ſie Herren und Bürger, Miniſter und Soldaten.

Albert und Chriſtine nahmen eine eigenthümliche Stellung ein. Nach dem Willen der Kaiſerin ſollten ſie beide gemeinſchaftlich als Statthalter die Regierung führen; ſie wurden in allen öffentlichen Dingen gemeinſam „les gouverneurs" genannt. In ähnlicher Weiſe hatten einſt Clara Eugenia von Spanien, Tochter Philipp's II. und ihr Gemahl Erzherzog Albrecht im Lande regiert. Der neue Hof war mit allem fürſtlichen Glanze umgeben; der päpſtliche Nuntius, die Geſandten von England, Holland, Baiern, die Chargés d' Affaires von Malta und Lüttich waren an die Statthalter gewieſen. Sie hatten zweierlei Garden und einen großen Hofſtaat. In den benachbarten Ländern waren Verwandte: in Trier Kurfürſt Clemens, in Frankreich die Königin Marie Antoinette. Mit Holland und England ſtanden ſie in vielfacher Verbindung, von allen künſtleriſchen und wiſſenſchaftlichen Erſcheinungen konnten ſie Kunde haben, die Regierung war in guten Händen. Fürſt Starhemberg hatte alle Eigenſchaften eines Staatsmannes. Maria Thereſia hatte ihm ſeit ſeiner Miſſion

in Frankreich alle Ehren erwieſen. Kaunitz ſagte ſchon 1748: „ein Mann wie geboren für die Geſchäfte, von glänzendem ſoliden Geiſte.“ Sein Wohlwollen, ſeine Gewandtheit erwarben ihm das Vertrauen der Erzherzogin. Krumpipen war ein redlicher, ſittlicher Charakter, mit den Geſchäften vertraut, fleißig und arbeitſam. Der Präſident des geheimen Rathes Graf Neny war im öffentlichen Recht und in der politiſchen Adminiſtration ſehr erfahren und durch das Werk über die belgiſche Verfaſſung vortheilhaft bekannt. De Caſſier, der als Generalſchatzmeiſter die Finanzen leitete, war ein alter aber noch immer fleißiger, gewandter Herr. Vavrans, Präſident der Rechenkammer, konnte wegen ſeines hohen Alters nicht mehr rüſtig arbeiten, wurde aber gut unterſtützt und genoß als ein durchaus ehrenhafter Mann alle Achtung. In den Aemtern waren verdienſtvolle, ehrliche Leute angeſtellt.

So konnten Albert und Chriſtine hoffen, mit gutem Willen und in Erinnerung an die friedliche Verwaltung Maria Thereſia's, die Liebe und Anhänglichkeit der Belgier zu gewinnen und hier wie in Ungarn glückliche Tage zu verleben. Dieſe Hoffnung wurde bald getrübt. Schon in der erſten Zeit mußten ſie wahrnehmen, daß Joſeph an die alten belgiſchen Zuſtände Hand anlegen wolle; ſie mußten erfahren, daß er ſie dabei nicht um Rath fragte und entſchloſſen war, ſeine Principien ſelbſtändig und rückſichtslos durchzuführen.

Die kluge, bedächtige Politik Maria Thereſia's hatte an den alten Formen der belgiſchen Verfaſſung und Verwaltung nichts geändert. Karl von Lothringen ſtand in einer Gunſt des belgiſchen Volkes wie kein Statthalter vor und nach ihm. Er war ein guter Herr, ohne eine Spur von Hochmuth, leutſelig, einfach, ein erleuchteter Beſchützer der Künſte und Wiſſenſchaften, aber in politiſchen Dingen läſſig und zurückhaltend. Maria Thereſia hatte ihm gerathen, ſich zu begnügen, „der erſte Hahn im Dorfe zu ſein und die Dinge gehen zu laſſen, wie ſie gehen [1]).“ Dieſe Richtung hat er getreulich eingehalten, und die ſtändiſchen und municipalen Freiheiten waren hier länger als anderswo in Wirkſamkeit geblieben. Das hatte ſeine Vortheile und ſeine Nachtheile. Die Nation war ruhig, ſie führte das Leben einer bürgerlichen Familie und beſchränkte ihre Thätigkeit, ihren Ehrgeiz auf die häuslichen Kreiſe. Aber die alte Ordnung ſchleppte ſich doch nur im trägen Gange fort. Der Staat war ein Gefüge der einzelnen Provinzen, in denen die Herren ein ziemlich unabhängiges Regiment führten. Der feudale Druck, die hierarchiſche Macht hinderte das Aufkommen des Bürgers und des Bauers, der alte Reichthum war zu Grunde gegangen, das Heerweſen verfallen, im Steuerweſen und in der Rechts-

[1]) Belgien unter Maria Thereſia von Ruckelingen, deutſch von Stubenrauch. 1859. 138.

pflege galten die alten Vorrechte, der Verkauf von Stellen war allgemein, Mißbräuche und Unterſchleife traten überall hervor; die Lebensader des belgiſchen Handels, die Schelde, war nicht frei und an den Grenzen waren die Städte in halb verfallenen Feſtungsmauern eingeengt und abgeſperrt. Es hat nicht an Verſuchen gefehlt, von Wien aus manches umzuändern und ſelbſt alte, vergeſſene Regierungsrechte wieder aufzunehmen; aber der Statthalter hatte ſich den Entwürfen des Wiener Kabinetes energiſch widerſetzt. Niemand war ſich mehr klar geworden, was dieſes ſchöne Land mit ſeinen unerſchöpflichen Hilfsquellen durch eine wachſame, rührige und anregende Staatskraft an Wohlſtand und Macht gewinnen könne, als ſein jetziger Herr, Joſeph II. Noch vor der Ankunft der Statthalter hatte er Belgien in allen Richtungen durchreiſt, war dann nach Holland und Frankreich gegangen und kam, nachdem ſeine Schweſter ſich in Brüſſel eingerichtet hatte, abermals in's Land. Die Klagen über den langſamen Gang der Juſtiz, über die ſchlechte Verwaltung im Allgemeinen, der Zuſtand des Landvolkes, die große Zahl der Abteien und Mönche, alles beſtärkte ihn in dem Gedanken, hier eine ſtaatliche Reorganiſation durchzuführen, und damit auch den ſouverainen Rechten, die längſt entſchlafen ſchienen, neuen Glanz und Gehalt zu geben.

Der Kaiſer hielt in den erſten Tagen nach ſeiner Rückkehr in Brüſſel Conferenzen mit dem Miniſter und

den erſten Gliedern des Gouvernements. Er äußerte ſich dabei über die Mißbräuche der Verwaltung, über die Sperrung der Schelde, über die willkürlichen Eingriffe, welche ſich die Holländer in der jüngſten Zeit erlaubt hatten. Er ſprach von der demüthigenden Verpflichtung, welche der Barrière-Vertrag der Regierung auferlege, von den Garniſonen und Feſtungen, die ſo viel koſteten und bei dem Bündniſſe mit Frankreich nicht mehr nöthig ſeien, und noch vielen anderen politiſchen und ökonomiſchen Gegenſtänden. Es war ein Bericht deſſen, was er beobachtet, ein Programm, das er durchführen wollte. Nachdem er den Miniſter und die Chefs der Departements beauftragt hatte, darüber ihre Gutachten und Erörterungen niederzuſchreiben, reiſte er nach Oeſterreich zurück.

Herzog Albert und ſeine Frau waren ſich vollkommen klar über die Bedeutung dieſer Entwürfe. Sie erkannten auch, daß der Kaiſer dieſelben aus eigener Gewalt durchführen wolle. In den Briefen, die er ihnen von Brüſſel, vom Haag, von Paris geſchrieben, war alle brüderliche Liebe und Freundſchaft ausgedrückt, aber alle Politik hatte er nur leicht und obenhin berührt. In Brüſſel ſprach er mit ihnen über das neue Schloß, das ſie bauen wollten. Die Feierlichkeiten, den Huldigungsact hatte er ihnen überlaſſen, aber von den Conferenzen, die im ſelben Palais wo ſie wohnten gehalten wurden, waren ſie ausgeſchloſſen. Auf ihr Verlangen, ſie von ſeinen

Intentionen zu unterrichten, antwortete er kurz: ſie würden zur rechten Zeit noch alles erfahren.

Es war offenbar, daß der Kaiſer alle Gewalt an ſich ziehen und ihnen nur eine repräſentative Stellung laſſen wolle, ungeachtet ſie nach ihrer Inſtruction wie nach dem Beiſpiele ihres Vorgängers eine ausgedehnte Gewalt inne haben konnten. Den Schein ſollten ſie behaupten und das Demüthigende der Stellung verbergen. Die Erkenntniß machte ihnen trübe Stunden. Fürſt Starhemberg zeigte ſich dabei als Diplomat und treuer Diener des Hauſes Oeſterreich. Ungeachtet des Vorzugs, den der Souverain ihm in der Regierung einräumte und ſo eitel und eiferſüchtig er ſonſt auf ſeine Autorität war, gegenüber dem Publikum betrachtete er immer eine gewiſſe Zurückhaltung, um ſeine Herrin immer in der Würde erſcheinen zu laſſen, die ihr zukam. In der erſten Zeit bewegte ſich auch alles in ruhigem Geleiſe fort.

Einige Monate nach ihrer Ankunft machten Albert und Chriſtine ihre erſte Rundreiſe durch das Land. Am 23. Auguſt reiſten ſie ab, zuerſt nach Mecheln, dann nach Antwerpen, Gent, Brügge, Ypern, Mons, Namur, am 13. September kehrten ſie über Jemappe und Waterloo nach Brüſſel zurück. Es war eine vergnügte Reiſe. Adel und Bürgerthum wetteiferte der Tochter Maria Thereſia's alle Verehrung zu bezeigen. Chriſtine machte mit ihrem liebenswürdigen Weſen, ihrer

den erſten Gliedern des Gouvernements. Er äußerte ſich dabei über die Mißbräuche der Verwaltung, über die Sperrung der Schelde, über die willkürlichen Eingriffe, welche ſich die Holländer in der jüngſten Zeit erlaubt hatten. Er ſprach von der demüthigenden Verpflichtung, welche der Barrière-Vertrag der Regierung auferlege, von den Garniſonen und Feſtungen, die ſo viel koſteten und bei dem Bündniſſe mit Frankreich nicht mehr nöthig ſeien, und noch vielen anderen politiſchen und ökonomiſchen Gegenſtänden. Es war ein Bericht deſſen, was er beobachtet, ein Programm, das er durchführen wollte. Nachdem er den Miniſter und die Chefs der Departements beauftragt hatte, darüber ihre Gutachten und Erörterungen niederzuſchreiben, reiſte er nach Oeſterreich zurück.

Herzog Albert und ſeine Frau waren ſich vollkommen klar über die Bedeutung dieſer Entwürfe. Sie erkannten auch, daß der Kaiſer dieſelben aus eigener Gewalt durchführen wolle. In den Briefen, die er ihnen von Brüſſel, vom Haag, von Paris geſchrieben, war alle brüderliche Liebe und Freundſchaft ausgedrückt, aber alle Politik hatte er nur leicht und obenhin berührt. In Brüſſel ſprach er mit ihnen über das neue Schloß, das ſie bauen wollten. Die Feierlichkeiten, den Huldigungsact hatte er ihnen überlaſſen, aber von den Conferenzen, die im ſelben Palais wo ſie wohnten gehalten wurden, waren ſie ausgeſchloſſen. Auf ihr Verlangen, ſie von ſeinen

Intentionen zu unterrichten, antwortete er kurz: sie würden zur rechten Zeit noch alles erfahren.

Es war offenbar, daß der Kaiser alle Gewalt an sich ziehen und ihnen nur eine repräsentative Stellung lassen wolle, ungeachtet sie nach ihrer Instruction wie nach dem Beispiele ihres Vorgängers eine ausgedehnte Gewalt inne haben konnten. Den Schein sollten sie behaupten und das Demüthigende der Stellung verbergen. Die Erkenntniß machte ihnen trübe Stunden. Fürst Starhemberg zeigte sich dabei als Diplomat und treuer Diener des Hauses Oesterreich. Ungeachtet des Vorzugs, den der Souverain ihm in der Regierung einräumte und so eitel und eifersüchtig er sonst auf seine Autorität war, gegenüber dem Publikum betrachtete er immer eine gewisse Zurückhaltung, um seine Herrin immer in der Würde erscheinen zu lassen, die ihr zukam. In der ersten Zeit bewegte sich auch alles in ruhigem Geleise fort.

Einige Monate nach ihrer Ankunft machten Albert und Christine ihre erste Rundreise durch das Land. Am 23. August reisten sie ab, zuerst nach Mecheln, dann nach Antwerpen, Gent, Brügge, Ypern, Mons, Namur, am 13. September kehrten sie über Jemappe und Waterloo nach Brüssel zurück. Es war eine vergnügte Reise. Adel und Bürgerthum wetteiferte der Tochter Maria Theresia's alle Verehrung zu bezeigen. Christine machte mit ihrem liebenswürdigen Wesen, ihrer

leichten ſchlanken Geſtalt und in der Schönheit, welche die 38 Jahre noch nicht verwiſcht hatten, den beſten Eindruck; Prinz Albert zeigte überall den wohlwollenden edlen Sinn, der ihn belebte. Er ſchärfte und erweiterte ſeine Blicke überall: Feſtungen, Arſenale, die Schlachtfelder, der Zuſtand der Wege und Straßen, der Styl der Gebäude, Menſchen und Landſchaft feſſelten ſeine Aufmerkſamkeit. Aber er überzeugte ſich, wie faul die Zuſtände waren, wie die Städte verdarben, wie gelähmt der innere Handel war und alle Quellen des öffentlichen Wohlſtandes ſtockten. Antwerpen war von ſeinem ehemaligen Glanz und Reichthum ſeit der unglückſeligen Flußſperre ganz herabgekommen; in dem Scheldehafen, wo ehemals mehr als tauſend Schiffe aller Nationen eingelaufen, ruhten zwanzig kleine Segelſchiffe. Gent, das einſt eine Armee in's Feld ſtellen konnte, zählte nur 50.000 Einwohner. Oſtende war ganz ruinirt; in den meiſten Häfen wurde nur Schmuggel getrieben. Ypern und Menin waren von den Holländern beſetzt und verfallen. In Flandern, wo der menſchliche Fleiß die Erde dem Meere abgerungen hatte, wohnte ein fleißiges, reinliches Volk, aber es waren für die Landſchaft zu wenig Leute. In Hennegau und Namur gab es prächtige Schlöſſer und Wildparks, aber die Dörfer waren elend, die Bevölkerung dünn und verarmt. Die Reiſenden kehrten in mehrere Schlöſſer ein. Am meiſten entzückte ſie das königliche Schloß in Mons, das die Stände

von Hennegau dem Prinzen Karl erbaut hatten. Albert nennt es das ſchönſte Schloß, das er geſehen; nach Schönbrunn habe der Kaiſer keine ſchönere Reſidenz in allen öſterreichiſchen Landen.

Sie kamen ſehr erheitert von ihrer Reiſe zurück. Keine Ahnung kam in ihr Gemüth, daß in wenigen Jahren in dieſe friedlichen Städte die Revolution mit ihrem wüſten Gefolge einziehen, daß die Verehrung, die man ihnen entgegengetragen, ſo plötzlich in Gleichgiltigkeit und Haß umſchlagen werde. Es war noch die gute alte Zeit, wie man ſie nannte, alles ſchien in tiefe Ruhe eingewiegt. Albert und Chriſtine verlebten in Brüſſel einen angenehmen Winter. Sie gaben Bälle, beſuchten Theater und Feſte, Chriſtine ſchrieb die fröhlichſten Briefe an ihre Freunde.

Kaiſer Joſeph war im Sommer 1781 von Brüſſel nach Paris gegangen, um die Königin zu ſehen. Auf dem Rückwege hielt er ſich in Mömpelgard auf, wo der Herzog von Würtemberg mit ſeiner Frau und eilf Kindern lebte. Der Kaiſer hatte die Prinzeſſin Eliſabeth für ſeinen Neffen Franz beſtimmt und wollte ſie kennen lernen. Er beſchreibt ſie in einem Briefe an Chriſtine [1]: „Sie iſt mager und ſchwach noch von einer Krankheit; erſt drei Tage iſt ſie außer Bett; ich fand ſie für ihr Alter groß; ſie hat einen großen Mund, blonde Haare,

[1]) Montbeillard, 8. Auguſt 1781.

die ſehr in's Lichte ſpielen; aber ihre Phyſiognomie iſt ſehr intereſſant; ſie wird einen ſanften geiſtreichen Ausdruck erhalten, ungefähr ſo wie die Herzogin von Ahremberg; ſie iſt aufmerkſam, ihr Benehmen natürlich, ohne Affectation." Im Auguſt war der Kaiſer wieder in Ungarn und ſah die großen Cavalleriemanöver bei Peſt. Im October kam er nach Wien. In dem Staub und in der Hitze der ungariſchen Reiſe hatte er ſich eine Augenentzündung geholt. Deſſenungeachtet ſchrieb er an Chriſtine lange Briefe voll Humor und freundlicher Theilnahme. Er erzählt ihr von den ungariſchen Herren und Damen, die er geſehen, von einem großen Balle, den er in Schönbrunn gegeben und wo 300 Masken erſchienen ſeien, und bedauert nur, daß ſie nicht als Hausfrau die Honneurs bei ihm machen konnte. Er erkundigt ſich um ihr Wohlſein, ihren Haushalt, neckt ſie wegen des Heimwehs in dem „irdiſchen Paradieſe," wie die Flamänder ihr Land nennen. Damals war der Papſt nach Wien gekommen. Joſeph äußerte ſich in einem Briefe: „Was die Fragen anbelangt, welche die Kirche und das Reich betreffen, glaube ich, daß wir Beide bei unſeren Anſichten bleiben werden; jeder verdient damit das Brot, das er ißt. Er vertheidigt die Autorität der Kirche ſelbſt in ihren Uebergriffen, und ich nehme die Rechte des Staates, dem ich diene, wieder auf. Wir ſind perſönliche Freunde, handeln aus verſchiedenen Motiven, ſtreben aber nichts deſto weniger

beide zum ſelben Ziel, zum Wachsthum der Religion, zur Belehrung der Völker, er durch Worte, ich durch Thaten [1])".

Einige Tage ſpäter meldet er die Abreiſe des Papſtes: „Er iſt vergangenen Montag von hier abgereiſt. Die letzten Tage und beſonders am Sonntag, den Tag vor ſeiner Abreiſe war unter ſeinen Fenſtern ein außerordentlicher Zuſammenfluß von Menſchen. Es gewährte einen ſchönen Anblick und in einer Art, wie ich es nie geſehen habe und niemals wieder ſehen werde. Die Zahl der Leute zu beſtimmen, iſt unmöglich; es waren gewiß 100.000 Menſchen; eine Frau wurde erdrückt, das iſt der einzige Unglücksfall. Vom Haus, wo Hatzfeld wohnt, bis zum Paradeplatz, bis zum Haus des Fürſten Kaunitz ſah man nichts als Köpfe; die anderen ſtanden außerhalb der Palliſaden bis zu den Stallungen. —— Heute wird Se. Heiligkeit in München ſein; ich möchte zuſehen, wie er dort empfangen und beſtürmt wird. Sein Zuſammenkommen mit der Aebtiſſin [2]) und dem Kapitel in Innsbruck wird nicht weniger intereſſant ſein. Ich habe Graf Sternberg mit Briefen abgeſchickt, um den heiligen Vater dort zu grüßen und ihn bis zur Grenze zu begleiten" [3]).

---

[1]) Joſeph an Chriſtine. Wien, 15. April 1782.
[2]) Joſeph's Schweſter Eliſabeth.
[3]) Joſeph an Chriſtine. 26. April 1782.

Herzog Albert gedenkt jener Tage mit den Worten: „Das Jahr 1782 ist in Oesterreich denkwürdig durch die Reise, welche der Papst Pius VI. nach Wien unternahm. Er wurde mit aller Ehrfurcht, mit all' der Aufmerksamkeit, welche dem Oberhaupte der Kirche gebührt, empfangen; aber seinen eigentlichen Zweck, den Kaiser in seinen Principien umzustimmen, hat er nicht erreicht. Der einzige Vortheil war die Ehrfurcht, die er einflößte, und die Verehrung, die man ihm in Wien bezeigte."

Dabei wird auch eine Anekdote erzählt: Als der Papst den Fürsten Kaunitz in seinem Palais in der Vorstadt aufsuchte, kam ihm dieser wie bei einem anderen Besuche entgegen, reichte ihm die Hand und bat sich zu bedecken. Er setzte selbst ohne zu warten seinen Hut wieder auf. Der Papst war denn doch über diese Familiarität frappirt, und konnte sich nicht enthalten, ihm das zu zeigen. Er erinnerte sich, daß der Fürst so ungern von Krankheit und Tod sprechen hörte und sagte ihm beim Scheiden: „Er finde den Fürsten in einem Alter, wo man sich dem Ende nähert, er wolle für ihn zum Allmächtigen beten, das werde seiner Seele heilsam sein."

Der Kaiser übersiedelte Anfangs Mai nach Laxenburg, um dem Wiener Staub zu entfliehen und seine Augen an dem jungen Grün zu erfrischen. „Mein Leben ist eigenthümlich in Laxenburg," schreibt er an

Chriſtine. „Um 9 Uhr Abends bin ich ſchon zu Bett, um 5 Uhr Früh ſtehe ich auf, reite bis 8 Uhr; bis 2 Uhr wird gearbeitet, dann iſt das Diner in Geſellſchaft, die von Wien kommt; dieſe begleitet mich bis 8 Uhr auf die Jagd, dann wird ein Spaziergang im Garten gemacht, die anderen kehren in die Stadt zurück und ich bin allein. So iſt ein Tag wie der andere.“

Der Großfürſt Paul war damals mit ſeiner Gemahlin in Wien, um von da nach Italien und Frankreich zu gehen. Im October kam die junge Prinzeſſin Eliſabeth von Würtemberg. Zwei Monate nachher trat ſie zur katholiſchen Kirche über. Der Kaiſer wurde im November wieder unwohl und konnte ſich nur ſchwer erholen. Die Aerzte riethen ihm Piſa an, aber für eine ſolche Reiſe traten immer neue Hinderniſſe ein. Erſt im Winter $17^{83}/_{84}$ kam er dazu.

Eben in dieſer Zeit, im Frühjahr und Sommer 1782, griff Joſeph zum erſtenmal in die alten Zuſtände Belgiens ein. Er hob den Barriere-Vertrag auf und erließ, wie in Oeſterreich, Geſetze, welche die kirchlichen Verhältniſſe des Landes von Grund aus veränderten. Bei ſeiner Reiſe hatte er mit innerem Aerger die fremden Truppen in belgiſchen Städten geſehen, und den Verfall aller Barriereplätze wahrgenommen. Von den Holländern war ſeit Jahrzehenden nichts geſchehen, aber ſie forderten das Geld von der Brüſſeler Regierung und warben ihre Truppen aus belgiſchem Volke. Die kleinen Grenz-

festungen waren militärisch unnütz und in national-ökonomischer Hinsicht schädlich. Joseph meinte, bei dem Bündnisse mit Frankreich brauche man keine streitbare Macht und für den Fall eines Krieges würde eine Operation vom Elsaß her viel wirksamer sein, als dieser steinerne Gürtel, der den Handel und die Industrie lähme. Er ließ den holländischen Gesandten in Wien und Brüssel erklären, daß er den Barrierevertrag nicht mehr anerkenne. Nicht der geringste Widerstand erfolgte. Die Holländer hatten Krieg mit England und zogen ihre Truppen ruhig zurück. Mit Ausnahme von Luxemburg, Ostende und der Citadelle von Antwerpen wurden alle Festungen geschleift; nur für die Garnisonen sollten einige militärische Gebäude erhalten werden. Die Ausführung dieser Maßregel kostete viel Geld, aber die Städte wurden ihrer Zwingmauern entledigt und statt der Thürme mit Gärten und buschigen Wegen umgeben. Niemand klagte darüber als die alten Platzkommandanten, und jene, welche einmal auf diese ruhigen Posten gehofft hatten. Viel tiefer griffen die kirchlichen Reformen ein. Die Klöster der beschaulichen Orden wurden aufgehoben, die Wallfahrten und religiösen Bruderschaften verboten, kirchliche Duldung eingeführt, die Berufung an den Papst in den meisten Fällen abgeschafft, die bischöflichen Hirtenbriefe sollten der kaiserlichen Bestätigung unterworfen, die geistliche Disciplin in mehreren Punkten geändert werden. Geistliche und weltliche Behörden schickten ihre

Beſchwerden ein, ein Theil der Stände flüchtete ſich mit einem Proteſte unter die alte Verfaſſung, aber die Regierung führte ihre Maßregeln durch. Man nahm nur die Rückſicht, daß man die Klöſter nach und nach aufhob. So ſehr dieſe Reformen gegen die Ueberzeugung und Gewohnheit ſo vieler verſtießen, ein Widerſtand erfolgte nirgends; das Volk nahm ſie ruhiger hin, als die Regierung erwartet hatte. Die Ruhe wurde auch in der nächſten Zeit nicht getrübt, obwohl die erſten Freiheitsrufe aus Frankreich herüber klangen. Die Elemente fingen wohl zu gähren an, aber ſie waren zu gemiſcht, zu unbeſtimmt, um ſie zu erkennen, und Stoß und Gegenſtoß darnach berechnen zu können.

Chriſtine und Albert verlebten die Jahre 1782 und 83 in den Niederlanden ſo angenehm als möglich. „Im Faſching war jeden Montag Ball bei mir," berichtete Chriſtine ihrer Freundin, „die Geſellſchaft war zahlreich, der Raum etwas beſchränkt. Der Ball fing um 5½ Uhr an und endete um 9 Uhr mit einem Souper. Hier iſt man nicht gewohnt, lange aufzubleiben. Jeden Freitag gab Starhemberg einen Ball. Dreimal in der Woche ſind große Diners. Die Stunden, wo wir allein, ſind mir am liebſten. Ich arbeite, ſchreibe, leſe alle Tage. Abends ſind ich und mein Mann immer allein und machen eine Partie" [1]). Im Frühjahre 1783 machten

[1]) An El. Liechtenſtein. 6. Februar 1782.

ſie eine kurze Reiſe nach Bonn, um den Erzherzog Max in ſeiner neuen Würde als Erzbiſchof und Kurfürſt zu ſehen. Im Sommer kamen der Großfürſt Paul und ſeine Frau Marie, eine geborne Herzogin von Würtemberg, nach Brüſſel. Kaiſer Joſeph hatte die Ankunft des Grafen und der Gräfin Du Nord längſt angekündigt. Albert und Chriſtine erwieſen ihren Gäſten alle Ehren; ſie fuhren ihnen bis Oſtende entgegen [1]), führten ſie nach Gent, Brügge und Brüſſel. „Der Großfürſt, ſchreibt Albert, hat eine liebenswürdige Art ſich zu benehmen, aber alles iſt darauf angelegt, Effekt zu machen und zu gefallen; dabei zeigt er eine Art Schlauheit, die kein Vertrauen einflößt. Während ſeiner Anweſenheit wurde er an einer Diarrhöe unwohl. Er hat immer die Idee, daß er einmal vergiftet wird. An nichts nahm er ein beſonderes Intereſſe. Seine Gemahlin iſt eine liebenswürdige, ſchöne Frau, ſanftmüthig und hat einen gebildeten Geiſt. Sie ſchien nicht für Joſeph eingenommen zu ſein, wie wir es nach der Freundſchaft, die er ihnen erwieſen, erwarten konnten; ſie ſprach im Gegentheil ganz offen von ſeinen Schwächen." — Im ſelben Sommer reiſte auch der Graf von Artois durch Brüſſel. Joſeph ſagte von ihm: „Er ſcheint ganz und gar nach Art großer Herren zu reiſen; ſie incommodiren jeder-

[1]) „ich gehe nun nach Oſtende, um die Ruſſen zu empfangen; wenn es nur ſchon überſtanden wäre." Chriſtine an El. Liechtenſtein. 6. Juli 1782.

mann, langweilen ſich und kehren zurück mit leeren Taſchen und leerem Geiſte“ [1]). Albert und Chriſtine gingen noch dieſes Jahr nach Trier und brachten im ſchönen Moſelthale bei Kurfürſt Clemens und ſeiner Schweſter vergnügte Tage zu.

Beide fühlten ſich in dieſen Jahren ſehr glücklich. Nichts trübte ihre Stellung, Genuß und Arbeit ſchien gleich vertheilt. Sie richteten ſich für ihr ganzes Leben in Belgien ein. Gleich im erſten Jahre hatten ſie ein Landgut bei Brüſſel gekauft, wo ſie ein Schloß bauen und einen Garten nach engliſcher Art anlegen ließen [2]). Den erſten Sommer wohnten ſie auf einem Edelſitze in einem alten kleinen Schloſſe mit vier Thürmen und Waſſergräben. Im Inneren waren ſo kleine Zellen, daß ſie ſich kaum bewegen konnten. 1746 hatte der Marſchall von Sachſen während der Belagerung von Brüſſel dort gewohnt. Im Herbſt blieben ſie drei Wochen in Marimont und da Platz genug war, wurden einige Gäſte geladen: Starhemberg, die fremden Geſandten, die Familien Ahremberg, und Prinz de Ligne. Aus Mons und Nivelles kamen die Stiftsdamen. An den großen Hirſchjagden nahmen franzöſiſche Officiere von der Grenze Theil. Theaterſtücke und ländliche Feſte wurden aufgeführt. Die Statthalter hatten ein ſolches Einkommen,

[1]) Joſeph an Chriſtine. 1. Auguſt 1783.
[2]) Schloß Laeken.

daß ſie ihren Hof in aller Pracht, welche das 18. Jahrhundert gewohnt war, zeigen konnten. Als Gouverneurs ſollten ſie von den Ständen 385.000 Gulden oder 540.000 Brabanter Gulden bekommen, welche Summe aber nie vollſtändig gezahlt wurde. Sie hatten das Palais Royal in Brüſſel, das große Schloß Marimont, Scoonenberghe, Schloß, Park und Jagd von Tervuren zur Verfügung. Wie in Ungarn umgab ſie hier ein zahlreicher Haushalt. Oberſthofmeiſter war bis 1792 Fürſt Gavre, Oberſthofmeiſterin die Fürſtin Gavre. Hofdamen dienten eine ganze Reihe: die Gräfinnen Ferraris, Cruquenburg, Merode, Arberg, Malbeghem, Lalaing, am längſten die Marquiſe Manſi. Oberſtküchenmeiſter war bis 1784 Graf Sart, dann bis 1792 Graf d' Aubenarde, Oberſtſtallmeiſter Prinz Grimberghe. Beſonders zahlreich war das Jagdperſonale [1]), obwohl beide mit der Jagd wenig zu thun hatten. Der Herzog war viel mehr für Bücher und Bilder eingenommen. Er ſchrieb damals ſehr viel Briefe und legte den Grund zu ſeinen großartigen Sammlungen; namentlich erwarb er die beſten Handzeichnungen der Meiſter niederländiſcher Schule. So ganz und gar

---

[1]) Aus der Zeit des Herzogs Karl von Lothringen 1781 waren noch dreizehn Leute bei der Venerie angeſtellt. Da gab es valets de chiens, palefreniers, faiseurs de filets; ſie hatten nach altfranzöſiſcher Sitte ihre noms de guerre: la Retraite, Laforest, l'Esperance, l'Assemblée, la Brisée, la Ramée, la Branche, la Rosée.

das Leben eines großen Herrn ſtellt ſich hier dar. Albert wußte die Arbeit, Freude und Genuß zu vereinigen und in allem das rechte Maß, die feine Sitte und die Achtung vor allem Edlen einzuhalten. In ſeinem Familienleben konnte der Leichtſinn und die Frivolität des 18. Jahrhunderts auch nicht im leiſeſten Schritte auftreten. Chriſtine fühlte ſich mitten in dem geräuſchvollen Leben, das ſie umgab, vereinſamt. „Es iſt mir eine rechte Wohlthat, ſchrieb ſie ihrer Freundin [1]), wenn man meiner gedenkt. Ich verſichere Sie, daß ich in den drei Jahren hier keine Frau gefunden, mit der ich eine Verbindung erhalten konnte, man kann keine feſthalten; nichts als Egoismus, Bequemlichkeit, Intriguengeiſt, Privatintereſſe mit allen franzöſiſchen Fehlern. Sie ſind geiſtvoll, liebenswürdig, aber ihr Leichtſinn iſt einer wahren Anhänglichkeit unfähig. Sie nehmen die Freundſchaft wie ein Parademöbel, haben viel Redensarten im Munde und kein Gefühl im Herzen. — Ich bin den größten Theil des Tages allein. Mein unvergleichlicher Mann widmet mir alle Liebe, aber ich kann nicht verlangen, daß er immer bei mir ſei. Er geht in die Stadt, auf die Jagd, macht Promenaden; ich animire ihn dazu, denn ein Mann kann nicht ohne Zerſtreuung leben. Ich empfange wohl die Brüſſeler Viſiten, aber die kann man zählen, ſo machen Bücher meine einzige

[1]) an El. Liechtenſtein. 22. November 1783. 28. März 1784.

Unterhaltung. Wie ſind Sie glücklich, theuerſte Fürſtin, daß Sie Kinder haben, die ſo gut gedeihen, und doch lobe ich die Vorſehung, daß ſie mir keine gegeben, denn ich werde immer elender."

Ein wahrer Verluſt für die Generalſtatthalter war Fürſt Starhemberg, der ſie 1783 nach der Trierer Reiſe verließ. Er verhehlte es ihnen nicht, daß er wegen der Joſephiniſchen Politik, die nicht mit ſeinen Principien übereinſtimmte, austrete. Schon ſeit zwei Jahren hatte er den Kaiſer um ſeine Abberufung gebeten. Der Tod des Oberſthofmeiſters Fürſt Schwarzenberg in Wien gab ihm Gelegenheit, ſeine Bitte zu erneuern. Der Kaiſer verlieh ihm dieſen Poſten. Bereits im Mai 1782 hatte Joſeph ſeiner Schweſter die Nachricht mitgetheilt. Er nannte ihnen mehrere Staatsmänner für den Miniſterpoſten, damit ſie ſich einen wählen ſollten. Nach einer Beſprechung mit Starhemberg entſchieden ſie ſich für den Grafen Belgiojoſo, den öſterreichiſchen Geſandten in London. Prinz Albert kannte ihn vom ſiebenjährigen Kriege her, er achtete ſeinen Geiſt und ſeine Talente. Seine Berichte aus London gaben Zeugniß von ſeinen Erfahrungen im Finanzweſen und in der Induſtrie. Die Statthalter aber wurden aber bald inne, daß ſeine Kenntniſſe in der Adminiſtration nicht ſo tief und gründlich waren, wie ſie erwartet hatten. Er hatte in England Grundſätze und Ideen aufgenommen, die für die politiſche Lage Belgiens und ſeine Induſtrie

nicht praktiſch waren, dabei zeigte er in der Behandlung der Geſchäfte einen Leichtſinn, den ſie für die Zukunft fürchteten.

Fürſt Starhemberg hatte richtig geſehen, indem er in der nächſten Zeit Stürme witterte. Schon im folgenden Jahre brach zwiſchen den Kaiſer und den Generalſtaaten der bekannte Scheldeſtreit aus, der damals alle Welt beſchäftigte und einen ſo hitzigen Federkrieg der Kabinete und der Brochürenſchreiber veranlaßte. Joſeph II. wurde in dieſem politiſchen Schritte von Diplomaten, Gelehrten und Ungelehrten angefeindet. Wer aber das reiche, ſtolze Antwerpen unſerer Tage mit der armen, finſteren Stadt des vorigen Jahrhunderts vergleicht, wer ſich erinnert, wie blühend der belgiſche Handel geworden, ſeit die Schelde frei iſt, der wird nicht zweifeln, daß der Kaiſer von einer richtigen Anſchauung und der beſten Abſicht für Belgien erfüllt war.

Der Streit hatte freilich einen tieferen Urſprung [1]). Die Generalſtaaten hatten, ſeit ſie als freier Staat konſtituirt waren, die Schwäche der ſpaniſchen Regierung benützt und alle Handelsvortheile ſo ausgebeutet, daß Belgien ganz darniederlag. Als das Land öſterreichiſch wurde, zogen ſie die Bande noch ſtraffer. Die Entfernung von Oeſterreich, die Verbindung Hollands und

[1]) Ich folge in dieſer kurzen Darſtellung faſt wörtlich den Memoiren des Herzogs Albert. Sie geben mehr und beſſere Daten als alle gedruckten Berichte.

Englands am Anfange des Jahrhunderts, ihre Handelseiferſucht ließen den belgiſchen Handel unter Karl VI. und Maria Thereſia nicht aufkommen. Joſeph II. hatte das Land bereiſt und die Zuſtände mit eigenen Augen kennen gelernt. Einige Vortheile waren ſchon durch kleine Veränderungen im Zollweſen erzielt. Man konnte ermeſſen, welchen Aufſchwung die Induſtrie des Landes nehmen müſſe, wenn ſein Handel nach allen Richtungen frei ausgreifen konnte. Der ſchöne Hafen von Antwerpen war geſchloſſen, die Schelde geſperrt, holländiſche Forts bewachten an der Grenze von Flandern den Zutritt zum Meere. Bei den Mündungen aller Flüſſe waren holländiſche Dämme; Forts, die nach den Verträgen niedergeriſſen ſein ſollten, waren von den Holländern mitten im Frieden neu auferbaut und beſetzt. Joſeph ſah das alles ſelbſt; es ſchien ihm Ehre und Pflicht, ſich von den Feſſeln frei zu machen und Belgien die Vortheile ſeiner natürlichen Lage genießen zu laſſen. Die Gelegenheit war günſtig. Die Holländer führten Krieg mit England und ſo unverſtändig, wie ſie ihn leichtſinnig begonnen hatten. Im Innern regte ſich der alte Zwiſt der Parteien. Frankreich war mit dieſem Kriege und der Entwicklung der Dinge in Nordamerika beſchäftigt; ſeine Landarmee hatte den alten Ruf eingebüßt. Rußland war für Oeſterreich oder ſchien es wenigſtens zu ſein, da ſeine ehrgeizigen Abſichten nicht in's Spiel kamen. Der König von Preußen war alt

und nicht geneigt, ſich in eine Angelegenheit zu miſchen, welche ſein Intereſſe wenig berührte. So ſchienen alle Umſtände für den Kaiſer zu ſprechen.

Joſeph II. wollte ſchon, als er die Barriere ſprengte, die Schelde frei machen. Nur aus Rückſicht für Frankreich hatte er ſein Vorhaben auf eine andere Zeit verſchoben. Er ſchränkte inzwiſchen die Holländer auf den Kreis ihrer Rechte ein, und verbot ihren Soldaten den Durchzug durch's Land. Man wollte ſie dahin bringen, daß ſie von ſelbſt Unterhandlungen anknüpften; aber bisher hatten ſie nur abweiſend und in dem gewohnten hochmüthigen Tone geantwortet.

Im October 1783 trieb ein holländiſcher Officier, der Kommandant von Lieftenshoeck, die Unverſchämtheit ſo weit, dreißig Mann mit einem Kapitän nach Doel auf belgiſchen Boden zu ſchicken, um dort einen Deſerteur ſeiner Garniſon abzufangen. Der Mann entging ſeinem Schickſale nicht, aber das belgiſche Gouvernement griff zu Repreſſalien. Eine Abtheilung der Genter Garniſon marſchirte auf holländiſches Gebiet, die Garniſon in den zwei Forts bei Ecluſe wurde genöthigt abzuziehen; der öſterreichiſche Miniſter in Haag verlangte Genugthuung und überreichte ein Memoire, worin alle alten und neuen Beſchwerden aufgezählt waren. Für diesmal war die Republik geſchmeidig; ſie ſuspendirte den Officier, eine gemiſchte Commiſſion ſollte die ſtreitigen Punkte unterſuchen und der Geſandte in Wien erklärte

dem öſterreichiſchen Kabinet, daß ſeine Regierung nur das alte Recht auf die Scheldeſchifffahrt erhalten wollte. Das war aber der Nerv des ganzen Streites. Das Gouvernement in Brüſſel ließ die Schiffleute unter Verſicherung alles Schutzes aufmuntern, die Schelde hinabzufahren. Das erſte Schiff wurde aufgehalten und als man ein zweites Schiff mit dem beſtimmten Befehle des Widerſtandes abſchickte, ſchoſſen die Holländer darauf, ließen es aber dann ohne Unterſuchung frei. Dieſe Gewaltthat geſchah zwiſchen belgiſchen Ufern, auf einem Theil des Fluſſes, der belgiſch war, und bis zu welchem die Holländer wider Recht ihre Schiffe vorgeſchoben hatten. Es war ein Eingriff in die ſouverainen Rechte, den man nicht ruhig hingehen laſſen konnte. Die belgiſche Regierung verlangte die Beſtrafung des Kapitäns, der das Wachtſchiff kommandirt hatte. Sie ließ durch Civilbeamte eine kleine Redoute auf belgiſchem Boden nahe bei dem Fort, das die Holländer inne hatten, beſetzen. Dieſe Schritte bewirkten, daß die holländiſchen Schiffe bis Saftingen zurückfuhren und bevollmächtigte Commiſſäre nach Brüſſel kamen, um mit Belgiojoſo zu unterhandeln.

Es war alle Hoffnung vorhanden, daß der Streit friedlich beigelegt werde. Die Commiſſäre zeigten viel guten Willen, bis de la Vauguyon, franzöſiſcher Botſchafter in Spanien, nach Brüſſel kam. Er hatte früher im Haag gedient und kannte die Verhältniſſe Hollands

genau. Er bat ihn in Kenntniß von den Anſprüchen Oeſterreichs zu ſetzen. Belgiojoſo hatte für den Fall keine Inſtructionen und beſchränkte ſich nur auf die Verſicherung, ihm alles mittheilen zu wollen, wenn man auf dem Punkte wäre, zu artikuliren. De la Vauguyon ging hierauf nach Antwerpen, traf dort mit dem holländiſchen Miniſter zuſammen und reiſte mit ihm nach dem Haag. Nach langen Formalitäten wurde ihm ein Memoire, welches die öſterreichiſchen Forderungen enthielt [1]), überreicht; er ſchien davon überraſcht und ſeine Bemerkungen zeigten, daß er mehr zu den Holländern neige. Auch Vergennes in Paris, dem der öſterreichiſche Geſandte das Memoire mittheilte, fand die Forderungen zu ſtark, ſprach aber die Meinung aus, daß alles friedlich beigelegt werden könne, wenn man allen Verlangen die Freiheit der Schelde ſubſtituiren werde [2]). Es iſt gewiß, daß ſeit der Ankunft Vauguyon's im Haag, die Holländer ihre Sprache änderten. Vor Kurzem waren ſie entſchloſſen nachzugeben, jetzt erklärten ſie die Begehren des öſterreichiſchen Kabinets für ungerecht, unbegründet; ſie widerriefen alle Zuſagen, verlangten die Hilfe Frankreichs und der andern Mächte, ließen ihre Truppen an die Grenze rücken und verſammelten ihre Flotte zu Vließingen.

[1]) Tableau sommaire des droits et prétentions de S. M. l'Emp. aux États Généraux. Ms.

[2]) Memoiren des Prinzen Albert.

Ohne Zweifel wurde ſchon eine Zeit zwiſchen Holland und Frankreich unterhandelt. Vergennes hatte es geläugnet, als Mercy ihn deswegen gefragt, aber er konnte es jetzt nicht mehr in Abrede ſtellen. Er verſicherte, daß die Forderungen des Kaiſers nicht den Garantien entſprächen, welche Frankreich den Generalſtaaten für ihr Land und ihre Rechte angedeihen laſſe. Das belgiſche Gouvernement verſtärkte nun die Garniſon in Antwerpen, ließ in Flandern zwei Diviſionen Dragoner vorrücken und traf noch andere militäriſche Dispoſitionen.

In dieſem Zuſtande blieben die Dinge einige Monate. Die Holländer zogen die Unterhandlungen immer mehr in die Länge. Das franzöſiſche Kabinet ſchlug einen Vergleich vor. Belgien ſollte alles flandriſche Gebiet an der Schelde und die freie Schifffahrt gewinnen; dafür ſollten an Holland Maſtricht, das Land an der unteren Maas, Geldern und ein Theil von Limburg abgetreten werden. Oeſterreich wies den Vergleich zurück. Der Kaiſer ließ durch Mercy in Paris kurz und beſtimmt erklären: weil die Holländer ſelbſt die Verträge ſo oft verletzt hätten, betrachte er ſich ebenfalls davon befreit, er wolle jedoch alle weiteren Anſprüche aufgeben, wenn die Holländer die freie Schifffahrt anerkennen würden; er ſei entſchloſſen, auch ohne ihre Zuſtimmung die Schiffe ſeiner Unterthanen fahren zu laſſen und jede Inſulte werde wie eine Kriegserklärung betrachtet werden.

Der französische Staatssekretär schien wenig von dieser festen Sprache erbaut. In Paris wie im Haag war man überrascht; die Commission in Brüssel verlangte wenigstens die Abfahrt der Schiffe noch zu verzögern. Da das Arrangement ohnehin noch drei Wochen dauern mußte, ging Belgiojoso darauf ein, als wenn er diesen Aufschub auf sich nähme. Die Generalstaaten verwarfen aber nachher jeden Vergleich und erklärten, weil die freie Schifffahrt den Interessen der Republik entgegen sei, würden sie niemals darauf eingehen. So wurde bis zum October unterhandelt.

Herzog Albert war von Anfang weder mit dem Princip des Kaisers noch mit dem Vorgange einverstanden. Belgiojoso war nicht der Mann, der den Knoten auf eine feine Art lösen konnte. Er mußte mit vier Ministern zugleich verhandeln, war schwerhörig und konnte schon deswegen seinem Hofe keinen genauen Bericht erstatten. In seinen Reden war viel zu wenig Geist und Wärme; er glaubte aber den Holländern durch eine gewisse Festigkeit zu imponiren; die Befehle von Wien bestärkten ihn noch darin. Seine Berichte sprachen immer von dem Recht und der Vortrefflichkeit der österreichischen Forderung und von dem Unrechte und der Schwäche der Holländer, so daß der Kaiser in dem Vertrauen bestärkt wurde, daß seine Sache durchdringen werde. Aber alle hatten sich in der Hoffnung, daß die Holländer nachgeben würden, getäuscht. Vor

Kurzem hatten Staatsmänner und Kaufleute in Amsterdam bemerkt, daß die freie Schifffahrt auf der Schelde der Republik keinen Schaden bringen werde. Dieſe Gleichgiltigkeit ſchlug aber in einen wahren patriotiſchen Enthuſiasmus um. Die Fortdauer der Repreſſalien, der heftige Ton der öſterreichiſchen Staatsſchriften hatten dazu ebenſo beigetragen, wie die Aufhetzungen Frankreichs und der anderen Höfe. Die Holländer kamen ſo in Eifer, daß ſie auf ihren Entſchlüſſen beharrten und ſich zu einem Kriege entſchloſſen, der für ihr Land gefährlich werden konnte.

Der Termin für die Abfahrt der Schiffe war inzwiſchen abgelaufen. Der Kaiſer hatte neuerdings befohlen, die Schiffe fahren zu laſſen. Die Kapitäne erhielten den Befehl, nicht zu weichen, ſelbſt wenn geſchoſſen würde und auf die Gefahr hin, daß die Schiffe zu Grunde gingen. Der Ordre aus Wien war beigefügt, daß bei dem erſten Schuſſe, den die Holländer abfeuern würden, die ganze belgiſche Armee an die Grenze rücken ſollte; bei dieſer Demonſtration ſolle es bleiben, bis neue Befehle kämen. Die Abfahrt der Schiffe wurde für den 8. October beſtimmt. Es wurde dies dem holländiſchen Geſandten in Brüſſel, wie der Regierung im Haag und Vergennes in Paris mitgetheilt. Der Kaiſer wollte die Zweifel über das Recht der freien Schifffahrt gewaltſam löſen. Er war überzeugt, daß dem Schritte nur einige ohnmächtige Proteſte folgen würden.

Der fatale Tag kam. Die Schiffe waren in Antwerpen equipirt und fuhren bei günstigem Winde mit vollen Segeln ab. Sie wurden mit Schüssen empfangen und gezwungen die Segel zu streichen. Die Anekdote ist bekannt, daß Kaunitz auf den Bericht, welchen die Generalstatthalter über den 8. October einschickten, einfach die Worte schrieb: „Sie haben doch geschossen." Ein anderes Schiff, das stromaufwärts nach Antwerpen gehen wollte, wurde angehalten. Die Republik billigte offen das Benehmen ihrer Officiere und verlangte sogar Genugthuung.

Nach diesem Vorgange war der Kaiser entschlossen, zum Schwert zu greifen, wie er es früher erklärt hatte. Er befand sich damals auf einer Reise in Ungarn; nur allmählig erfolgten seine Befehle für die militärischen Dispositionen. Herzog Albert reiste Anfangs November von Brüssel an die Grenze. Der Kaiser theilte ihm in einem Briefe den Operationsplan mit und verlangte seine Ansicht darüber. Die Armee sollte auf 60.000 M. gebracht werden. Aber für einen Krieg war viel zu wenig vorbereitet. In Belgien standen ungefähr 12.000 M. und 900 Pferde; es fehlte an Artillerie, an Schiffbrücken, an Pontons, die für einen solchen, von Kanälen durchschnittenen Boden besonders wichtig waren. Für Antwerpen mußte man die Kanonen aus dem bürgerlichen Zeughause nehmen, und um den Hafen von Ostende zu vertheidigen, zwei Triester Schiffe kaufen.

Die Holländer waren nicht beſſer daran. Ihre Armee war ſchwach und wenig geübt, ihre Artillerie vernachläſſigt, die Generäle waren alt und kannten den Krieg nicht. Die wichtigſte Feſtung Maſtricht war ſchwach beſetzt und konnte eine Belagerung gar nicht aushalten. Aber die Holländer vermochten doch 30.000 M. zu ſtellen und genoſſen den Vortheil des Meeres und der Flotte.

Herzog Albert, der die Armee kommandirte, that alles, was in ſeinen Kräften ſtand, um nicht überraſcht zu werden und noch im Winter vorrücken zu können. Er war kaum von Brüſſel abgereiſt, als die Holländer die Feindſeligkeiten eröffneten, indem ſie die Schleußen bei den Forts an der Schelde öffneten und das belgiſche Land überſchwemmten. Dasſelbe ſchreckliche Vertheidigungsmittel wandten ſie bei allen Plätzen an der Grenze von Flandern an. Sie verdarben dabei ihr eigenes Land. Nur die Furcht vor einer Uebermacht der Kaiſerlichen und das geringe Vertrauen auf die eigene Armee konnte die Urſache ſein. Deſſenungeachtet war ihnen ſchwer beizukommen. Was ließ ſich in einem ſolchen Lande mit einer kleinen Armee anfangen? Die Holländer waren Herren des nördlichen Flandern's, ſie beherrſchten die offene See, die Meeresarme, die Schelde, die Ueberſchwemmungen bildeten zwiſchen ihnen und den Kaiſerlichen einen weiten offenen See.

Die Hoffnung, daß die anderen Mächte ruhige Zuſchauer bleiben würden, zeigte ſich als trügeriſch. Man

erkannte nun wie unzuverläſſig das franzöſiſche Bündniß ſei, und daß die verwandtſchaftlichen Bande die entgegengeſetzten Intereſſen Oeſterreichs und Frankreichs niemals ausgleichen könnten. Bisher hatten alle Depeſchen von Paris nur die beſte Geſinnung ausgedrückt. Chriſtine ſchrieb an ihre Schweſter Marie Antoinette: „Da der König vermitteln will, möge er die Würde und den Vortheil des Kaiſers zu Herzen nehmen. Europa wird Dir den Frieden danken und mein kleines Ich das Glück des Lebens“ [1]). Welchen Eindruck machte es nun auf Albert und Chriſtine, als ſie von dem Briefe erfuhren, den Ludwig XVI. an Joſeph II. geſchrieben und in welchem er ſeine Theilnahme für die Sache Hollands ausdrückte, als der franzöſiſche Geſandte in Wien erklärte, das franzöſiſche Kabinet ſei auf dem Punkte eine Allianz mit der Republik einzugehen, und werde jedenfalls eine Obſervations-Armee an der Grenze aufſtellen [2]). Noailles theilte in Wien dem Fürſten Kaunitz mit, daß bereits der Marſchbefehl gegeben ſei, daß man den Holländern erlaubt habe, franzöſiſche Kavallerie und leichte Truppen in ihren Dienſt zu nehmen. Ein franzöſiſcher General ſollte ihre ganze Armee befehligen.

---

[1]) 26. Januar 1785.

[2]) Je hais ces vilains faux amis et alliés, qui nous ont trompés par des paroles et qui agissent diamétralement opposé à ces mêmes paroles. Chriſtine an Eleonore Liechtenſtein 15. Januar 1785.

Herzog Albert glaubte von Anfang nicht recht an eine Neutralität Frankreichs, aber Graf Mercy hatte ihn und den Kaiſer in volle Sicherheit eingewiegt. Als Albert ihm die Nachricht von einem Bündniſſe zwiſchen Holland und Frankreich mittheilte, wollte der Botſchafter es gar nicht glauben. Der Unterſchied von Vergennes' Depeſchen war ihm gar nicht aufgefallen. Der Herzog erklärte ſich dies dadurch, daß Mercy häufig von Paris und Verſailles abweſend war, nur an beſtimmten Tagen erſchien und ſeine Sorge für die Geſundheit ihm kaum Zeit ließ, die franzöſiſche Regierung zu beobachteten. „Niemals," ſchrieb Albert in ſein Journal, „kann die Doppelſinnigkeit, die Falſchheit des franzöſiſchen Miniſters entſchuldigt werden. Er und ſein Hof haben ein unwürdiges Spiel mit uns getrieben. Sie ſind bereitwillig unſeren erſten Schritten gefolgt, fielen dann ab und ergriffen die Partei des Gegners."

In Belgien war alles voll Eifer für den Krieg. Die Nation begriff alle Vortheile, um die geſtritten wurde, der alte Haß gegen Holland brach wieder hervor. Die Stände bewilligten eine außerordentliche Steuer und übernahmen eine Anleihe. Ebenſo war der Kaiſer entſchloſſen, die Sache zu Ende zu führen. Tüchtige Officiere wurden nach Belgien geſchickt, die Truppen in Böhmen und im Breisgau erhielten Marſchbefehl, ein Corps Kavallerie ſollte in's flache Flandern einfallen, ein anderes Corps Brabant decken. Aber es kam nicht zum Kriege.

Die Briefe Ludwig's XVI. an Joſeph II. bewirkten, daß dieſer die Vermittlung Frankreichs und einen Waffenſtillſtand annahm. Doch verlangte der Kaiſer, daß die Generalſtaaten eine Deputation nach Wien ſchicken und die Beſchimpfung der kaiſerlichen Flagge entſchuldigen ſollten; er erklärte, wenn die Holländer bis zum erſten Mai die Scheldefreiheit nicht anerkannt hätten, würde der Krieg beginnen. Woche verging für Woche; die Rüſtungen wurden fortgeſetzt, die Holländer warben ein franzöſiſches Corps, Marſchall Maillebois übernahm das Kommando. Der erſte Mai kam, ohne daß etwas geſchehen wäre. Auf die Vorſtellungen des franzöſiſchen Kabinets ſchob der Kaiſer den Beginn der Feindſeligkeiten neuerdings hinaus. Die holländiſchen Deputirten kamen nun wirklich nach Wien und gaben die entſchuldigende Erklärung ab. Wenige Tage nachher reiſte der Kaiſer nach Italien. Herzog Albert blieb durch zwei Monate ohne Befehl, ohne Brief auf alle ſeine noch ſo dringenden Berichte. Frühjahr und Sommer verging. Der Herzog bereiſte inzwiſchen die Grenzen von Flandern, Brabant und die Gegend bei Maſtricht, welche der Kriegsſchauplatz werden ſollten. In der Provinz Limburg erwartete ihn ſeine Frau, beide gingen dann nach Spaa und Trier, wo ſie einige vergnügte Tage zubrachten. Auch die Kurfürſtin Witwe von Baiern, eine Schweſter Albert's, ſein Bruder Xaver, der ſpäter als Graf von der Lauſitz in Rom und Dresden lebte, und

die jüngſte Schweſter, die bekannte Kunigunde, Aebtiſſin von Eſſen hatten ſich dort eingefunden. Die zwei letzteren kamen bald nachher zu ihren Verwandten nach Laeken bei Brüſſel. Der Schloßbau wurde in jenem Sommer beendet.

Der Kaiſer war inzwiſchen aus Italien zurückgekehrt und benachrichtigte den Herzog, daß er als Termin für die Eröffnung des Krieges den 15. September feſtgeſetzt habe. „Entweder haben wir Frieden", fügte er bei, „oder meine Huſaren ſollen am 16. September holländiſchen Käſe eſſen" [1]). Albert machte den Kaiſer aufmerkſam, daß für dieſe Jahreszeit, für dieſes waſſerreiche Land der Krieg zu ſpät angeſetzt ſei, er ſchlug vor, alſogleich die Truppen in Flanderu und holländiſch Brabant einrücken zu laſſen. Der Kaiſer berichtete ihm aber am 2. September, daß er einen neuen Aufſchub bewilligt habe. Die Diplomaten waren in Paris für einen Vergleich mehr als zu thätig und Mercy gab nach. Aus ſeinen Briefen konnten Albert und Chriſtine erſehen, daß von der freien Schelde keine Rede mehr ſei, daß der Kaiſer alle ſeine Anſprüche habe fallen laſſen, und daß es ſich nur noch um eine Geldentſchädigung handle, um die noch von den Diplomaten gemarkt wurde. Albert ſtand mit den Truppen an der Grenze und war vorbereitet, gegen Bergenopzoom und Breda vorzurücken,

[1]) Joſeph an Albert 23. Auguſt 1785.

als ein Kourier die Nachricht brachte, daß Mercy und der holländiſche Geſandte am 20. September die Friedenspräliminarien unterzeichnet hätten. Albert und die Herren des Gouvernements in Brüſſel wollten noch nicht trauen und machten dem Kaiſer Vorſtellungen. Dieſer gab aber wiederholt den Befehl, alles einzuſtellen. Alle Truppen, die aus Deutſchland, Böhmen auf dem Marſche waren, erhielten nun Gegenbefehl. Ganz humoriſtiſch ſchrieb Joſeph an ſeine Schweſter: „Deine guten Bitten haben die Herzen der Holländer erweicht, ihre Börſen geöffnet; Deine Gegenwart im Hauptquartier hat ihnen imponirt und ſie wollen Präliminarien und Frieden unterzeichnen“ [1]). Am 8. November wurden in Fontainebleau die Unterhandlungen mit dem Frieden abgeſchloſſen.

So endigte dieſer Scheinkrieg, der die europäiſche Welt ſo in Bewegung geſetzt hatte, Albert und Chriſtine hatten dabei eine unangenehme Rolle geſpielt. Der Kaiſer belobte den Eifer des Herzogs, ſein Geſchick und ſein Vertrauen, aber dieſer dachte nicht gerne an die Zeit zurück, in welcher die öſterreichiſchen Intereſſen ſo plötzlich aufgegeben wurden und wo man ihn in den wichtigſten Dingen übergangen hatte. Anfang und Ende des Scheldeſtreites verſtärkte im Auslande das Mißtrauen gegen Kaiſer Joſeph. Das zeigte ſich bald darauf, als er mit den baieriſchen Fürſten die Unterhandlung über einen

[1]) Joſeph an Chriſtine 30. September 1785.

Tauſch Baierns gegen die Niederlande neuerdings aufnahm. Man konnte die Reſultate erkennen in der Bildung des Fürſtenbundes, der die Stände des Reiches ſpaltete. Der alte Friedrich von Preußen wachte über jeden Schritt Oeſterreichs und beutete das Mißtrauen gegen die Politik Joſeph's aus, wie er konnte. Einen anderen Nachtheil hatte das Schwanken und Nachgeben im Scheldeſtreite hervorgebracht. Man hatte gelernt, Joſeph zu widerſtehen. Friedrich II. ſchrieb: „ich fange an zu vermuthen, daß dieſer Fürſt ſehr unkonſequent iſt und ſobald er ernſtliche Hinderniſſe ſieht, ſeine Projecte gleich fallen läßt.“ Bei den beſten Intentionen fehlte Joſeph II. die Macht der Energie, der Wille zu zwingen. Wo er Widerſtand erfuhr, zog er ſich zurück. Seine Seele ſchauderte vor unnützem Blutvergießen zurück. Noch während er zum Kriege entſchloſſen war, hatte er dem Herzog Albert befohlen, nur ſolche Anſtalten zu treffen, welche nicht viel Aufwand von Menſchen erforderten. In Belgien blieb eine tiefe Mißſtimmung zurück. Die Nation hatte an dem politiſchen Streite, der ihre Lebensintereſſen berührte, den lebhafteſten Antheil genommen. Sie war von dem Ausgang bitter enttäuſcht. Man ſagte, der Kaiſer habe die Wohlfahrt des Landes den Holländern für zehn Millionen verkauft. Dazu kam die Nachricht von dem beabſichtigten Ländertauſche. Es verletzte das beſſere Gefühl, daß der Souverain das Land aufgeben wollte, ohne Rückſicht auf den alten

Beſitz ſeines Hauſes, auf die Geſinnung, die man ſeinen Vorfahren und ihm entgegen getragen hatte.

Gewiß hat das Schwanken der Politik Joſeph's II. darin ſeinen Grund, daß er keine Stützen für ſeine Principien fand, daß die Männer, die ihm in Wahrheit und Gehorſam dienen ſollten, nur ſcheu auf der Bahn folgten, die er betreten. Wie er im Scheldeſtreite von ſeinen Geſandten in Paris und im Haag ſchlecht bedient war, ſo geſchah es ihm noch oft in den wichtigſten Fragen der inneren und äußeren Politik. Ein Grund jenes Schwankens lag auch in ſeinem körperlichen Befinden. Die Keime der Krankheit, die ihn ſo früh in's Grab brachte, waren ſchon damals in ihm fühlbar. Man lieſt aus ſeinen Briefen heraus, wie heiter und ſicher er auftritt, wenn er wohl iſt, und wie ſein Weſen gedämpft, gedrückt wird, wenn das phyſiſche Leid über ihn kommt. Dazu die unruhige Thätigkeit ſeines Lebens, das Streben alles ſelbſt zu ſehen und zu ordnen. Den Winter von 1783 auf 84 brachte er auf den Rath ſeiner Aerzte in Italien zu; er war in Piſa, Florenz und Neapel. Die Kälte der Wohnungen, der Fuß hohe Schnee auf den Straßen afficirte ihn damals ſehr. Den Sommer 1784 blieb er in Laxenburg. Im October war er in Ungarn. Der kalte ſchaurige Winter 1784/85 ſetzte ihm in Wien arg zu. Im Juni und Juli 1785 durchreiſte er mit dem Großherzog Leopold die Lombardei. Dann ging er nach Agram, durch Croatien und Sla-

vonien nach Siebenbürgen, in die Bukowina, nach Galizien, durch den Duklapaß nach Ungarn und war Ende Auguſt ſchon wieder in Laxenburg. Im October reiſte er nach Böhmen und Oberöſterreich.

Aus ſeinem einſamen Haushalte, von allen ſeinen Reiſen ſchrieb er ſeiner Schweſter Chriſtine die zärtlichſten, liebevollſten Briefe. So ſehr er ſie vom großen politiſchen Leben fern hielt, von ſeinem Privatleben, von den Ereigniſſen in der Familie theilte er ihr alles mit und mit einer Wärme, einer Freundlichkeit, wie ſie nur ein Bruder gegen eine Schweſter haben kann. „Man kann mit ſeinen Freunden nicht aufrichtiger ſein, als ich es bin," ſchreibt er einmal; „ich glaube, es iſt dies eine Pflicht, und bei mir iſt es Natur und Gewohnheit"[1]). Er ſchildert ſein einfaches Leben in Laxenburg, die Geſellſchaft, die ihn dort umgibt, er erzählt die Ankunft des Großherzogs Leopold und ſeines Sohnes des Erzherzogs Franz in Wien, das erſte Begegnen desſelben mit der jungen Eliſabeth von Würtemberg; in den ſchärfſten Ausdrücken ſchildert er ſeine Hofleute und die fremden Fürſten, die nach Wien kommen. In Preßburg denkt er an Chriſtine und berichtet, daß das ſchöne Schloß nun in ein Seminar verwandelt iſt, und in den vergoldeten Zimmern die Spiritualen jetzt ihre Pfeifen rauchen. Er theilt ihr das Syſtem

[1]) Joſeph an Chriſtine 13. Mai 1784.

und die Perſonen der neuen Adminiſtration in Ungarn mit; er erzählt, wie ihn bei einer Jagd im Prater ein Hirſch niedergeworfen habe, ſo daß er an einer Contuſion leide. Die Halsbandgeſchichte der Königin von Frankreich regt ihn auf. Chriſtine hatte die Details ſo getreu, wie wir ſie aus den Prozeßakten kennen, der Fürſtin Liechtenſtein geſchrieben. „Ich hätte nicht geglaubt, daß Rohan einer ſolchen Schurkerei fähig ſei," erwiedert Joſeph. Am 22. September ſchreibt er: „Nun bin ich wieder in meiner Einſiedelei im Augarten, trinke früh Morgens drei Gläſer Spaaerwaſſer, bin den ganzen Tag in Stiefeln, gehe aus, reite aus und verſehe meine Geſchäfte ſo wenig ſchlecht als ich kann" [1]).

Die Briefe Chriſtinen's, die ſie an allen Namens- und Geburtstagen, bei allen beſonderen Gelegenheiten an den Kaiſer ſchrieb, ſind viel zurückhaltender. Sie ſchreibt freundlich, verſichert ihre Anhänglichkeit, aber es klingt von Anbeginn eine Mißſtimmung heraus über alles, was der Kaiſer in Oeſterreich und in Belgien unternahm. Noch formeller ſind die Briefe Albert's, der wie es ihm zukam, immer nur an ſeinen Kaiſer und Herrn ſchrieb.

---

[1]) Briefe vom 30. Januar, 10. Februar, 6. und 13. Mai, 18. Juni, 1. Juli, 10. October, 12. November 1784, vom 27. Februar, 13. Juli, 12. Auguſt, 3. und 12. September 1785.

Der Friede war kaum gezeichnet, als der Kaiſer dem Grafen Belgiojoſo den neuen Adminiſtrationsplan für Belgien ſchickte. Er ſollte ſogleich durchgeführt werden, Albert und Chriſtine wurden eingeladen, nach Wien zu kommen, um die neuen Einrichtungen, welche der Kaiſer für die Wohlfahrt und Zier der Hauptſtadt geſchaffen hat, kennen zu lernen; denn Joſeph geſtattete ihnen zu kommen, wann ſie wollten, nur im Frühjahr nicht, weil er da nach Cherſon reiſen wolle.

Chriſtine und Albert unternahmen daher die Reiſe im Winter $17^{85}/_{86}$. Sie hielten ſich nur kurze Zeit in Köln, Trier und einige Stunden bei dem Biſchof von Würzburg Baron Erthal auf. Der Winter war rauh; Schnee und Eis lag auf allen Wegen. Bei Straubing ging ihnen der Wagen auseinander und bei Vilshofen ſtürzten ſie von der Straße in einen Teich, deſſen Eis glücklicher Weiſe nicht einbrach. Am 11. Jänner kamen ſie ermüdet und durchfroren in Wien an. Der Kaiſer war ihnen bis Purkersdorf entgegengefahren und führte ſie in aller Freundſchaft in Wien ein. Sie wohnten in der Hofburg und mußten alle Gewohnheiten des Hofes, Audienzen, Cercles, den öffentlichen Kirchengang mitmachen. Sie ſahen die neuen Etabliſſements, das Krankenhaus, das Blindeninſtitut, die Joſephsakademie; die Vorſtädte waren vergrößert, die Glacis mit Bäumen bepflanzt. Der Kaiſer führte ſie überall herum, auch in den Prater und Augarten, die nun für das Volk zu-

gänglich waren. Im Faſching gab er Chriſtinen zu Ehren in der Orangerie zu Schönbrunn dasſelbe Feſt, das man drei Jahre früher dem Großfürſten Paul gegeben hatte. Von Wien fuhren vierzig Wagen hinaus. Jeder Herr hatte eine Dame gewählt; der Kaiſer führte ſeine Schweſter. Die Orangerie war wie ein Wintergarten geſchmückt; rings ſtanden Pomeranzen- und Palmbäume, inmitten war die Tafel. Oben und unten waren zwei Theater errichtet; auf dem einen wurde eine deutſche Komödie, auf dem anderen eine Opera buffa gegeben. Der Kaiſer war an dieſem Abend heiterer und liebenswürdiger als je. Um neun Uhr fuhr die Geſellſchaft zurück; neben jedem Wagen ſprengten zwei Reitknechte mit Windlichtern [1]).

Am 20. Februar ging Chriſtine nach Preßburg, um die verwittwete Gräfin Palffy zu beſuchen; aber ſie brachte es nicht über ſich, den Schloßberg hinauf zu gehen und die Räume wieder zu ſehen, in denen ſie fünfzehn Jahre in Glück und Freude zugebracht hatte. Der Garten war nicht mehr gepflegt, die Büſche wurden ausgehauen. „Wie bedauere ich den Verfall des ſchönen Schloſſes, aber die Staatsgründe gehen vor," ſchrieb ſie an die Liechtenſtein. Noch am ſelben Abend kehrte ſie nach Wien zurück. Der Herzog ging dann einige Tage nach Böhmen, um ſein Küraſſier-Regiment zu ſehen.

[1]) Memoiren des H. Albert. Wiener Zeitung 1786 Nr. 11.

Die Erzherzogin machte am 4. März noch einen kurzen Ausflug nach Bruck an der Mur; ſie traf dort mit ihrer Schweſter Marianne zuſammen, die aus Klagenfurt kam. Am meiſten verkehrte Chriſtine damals mit der Fürſtin Eleonore Liechtenſtein; ihr Briefwechſel wurde von der Zeit an vertrauter als je; ſie fühlten beide das Bedürfniß, ſich in inniger Freundſchaft an einander zu ſchließen.

Der Wiener Aufenthalt that ihr wie ihrem Gemahle ſehr wohl; aber eine eigene Wehmuth kam über beide, wenn ſie ihrer Jugend und der verſtorbenen Kaiſerin gedachten. Dazu kam, daß der Kaiſer ſehr wenig mit ihnen über Politik ſprach. Der neue Adminiſtrationsplan für Belgien enthielt einige Artikel, welche ihre geringe Autorität in öffentlichen Dingen noch vernichteten; ſie ſollten in dem Lande, das ſie als General-Statthalter verwalteten, keine entſcheidende Stimme haben. Kaunitz verhehlte ihnen die Nachtheile nicht, die daraus entſpringen konnten. Erſt im Momente der Abreiſe erhielten ſie die Depeſche und ſie hatten nicht einmal Zeit, ein motivirtes Urtheil zu übergeben. Aber ſie äußerten ſich mündlich über mehrere Punkte, ſo wie über die Schwierigkeit ſie durchzuſetzen, da die Reformen die wichtigſten Theile der belgiſchen Verfaſſung betrafen; ſie baten, man möge ihnen wenigſtens Zeit laſſen die Stimmung zu unterſuchen und die Gemüther dafür geneigt zu machen. Aber der Kaiſer antwortete ihnen,

es handle sich hier um das öffentliche Wohl; alles Temporisiren, jeder Aufschub sei ein Verlust, und gewähre nur Mißbräuchen eine längere Dauer. Wenn es sich um das gemeine Wohl handle, könne er sich nicht durch Repräsentanten zurückhalten lassen, die zu sehr bei diesen Mißbräuchen betheiligt, und zu indolent, zu gleichgiltig seien, um gegen das alte Unwesen mit anzukämpfen [1]).

Albert und Christine reisten bekümmerten Herzens am 20. März ab und kamen am 10. April nach Brüssel zurück. Joseph schickte an Christine noch viele Grüße. Er blieb den Mai in Laxenburg. „Wie schön ist der Garten, die Natur ist in ihrer vollen Pracht," schrieb er an seine Schwester. Erzherzog Franz und seine junge Gemahlin, die würtembergische Elisabeth, mit ihrem stillen, liebevollen Gemüthe erheiterten damals seine Einsamkeit. Im Sommer reiste er in die Lager, im Oktober nach Böhmen und Mähren und zuletzt nach Steiermark, um die Eisenwerke zu sehen. Im November schreibt er an Christine: „Ich bin nun im Zuge, nur weiß ich noch nicht, ob ich das schwarze oder adriatische Meer sehen werde; vielleicht beide; die Reise der Kaiserin von Rußland ist sicher, jene des Königs und der Königin von Neapel wahrscheinlich."

[1]) Memoiren des H. Albert.

Albert und Chriſtine blieben das Frühjahr über in Brüſſel. Erzherzog Ferdinand und ſeine Gemahlin, welche auf einer Reiſe durch Frankreich, Holland und England begriffen waren, brachten einige Tage bei ihnen zu. Sie erhielten viele Beſuche aus Oeſterreich. Der Verkehr zwiſchen beiden Ländern war damals viel lebendiger als heutzutage. Oeſterreichiſche Frauen hatten in Belgien ihre Erziehung erhalten; die erſten Familien waren unter einander verwandt; in den Bädern von Spaa war jedes Jahr eine Geſellſchaft öſterreichiſcher Herren und Frauen zu finden.

Im Sommer 1786 machten Albert und Chriſtine eine Reiſe nach Frankreich. Schon zwei Jahre früher hatte ſie dem Kaiſer den Wunſch ausgedrückt, ihre Schweſter wieder zu ſehen. Joſeph war nicht dagegen, aber die Königin hatte gebeten, daß Chriſtine wegen des leidigen Ceremoniells die Zeit benützen möge, wo der Hof in Compiegne weile [1]). Die politiſchen Verhältniſſe, der drohende Krieg ließen damals das Vorhaben nicht ausführen. In Wien hatte Chriſtine abermals davon geſprochen und die Erlaubniß des Kaiſers eingeholt. Schon im Juni ſchrieb ſie an die Liechtenſtein, daß ſie wahrſcheinlich nach Paris gehen werde; Eleonore möge an ſie und ihren Mann denken, „denn

[1]) Marie Antoinette an K. Joſeph, in einem Briefe des letzteren vom 10. Februar 1784 mitgetheilt.

wir ſind ja ſo gar nicht für dieſes Land gemacht“ [1]). Sie brachen den 26. Juli von Brüſſel auf. In ihrem Gefolge waren der Graf und die Gräfin Arberg, dieſelbe, welche ſpäter Hofdame bei der Kaiſerin Joſephine wurde, General Kempelen und der Adjutant des Herzogs, General Seckendorf. Sie reiſten über Mons, Valenciennes, Cambray, dann zu Schiff auf dem Kanal der Picardie, und über Roye nach Chantilly, wo der Prinz Condé ſeine berühmten prächtigen Feſte gab. Sie bewunderten die elegante Einrichtung des Schloſſes, die aber ſonderbar von der Bauart desſelben abſtach. Der Garten war im engliſchen Geſchmacke angelegt und mit Boskets, Pavillons und mythologiſchen Statuen bis zum Uebermaß gefüllt. In Bourget fanden ſie den Prinzen Xaver von Sachſen und den Geſandten Graf Mercy. In Paris ſtiegen ſie im Hôtel du grand Conſeil in der Straße St. Thomas ab. Gleich am erſten Morgen mußten ſie die Fiſchweiber und Damen der Halle empfangen und ihre luſtigen Lieder anhören; ſchon in Ermenonville hatten dieſe ihnen einige Louisdors herausgelockt.

Die Königin lud ſie für den Abend nach Verſailles ein. Sie fuhren hinaus und ſtiegen bei der Prinzeſſinnenſtiege ab. Bei jedem Schritte frappirte ſie der Schmutz; auf den Abſätzen der Treppe und oben ſtanden kleine

[1]) 11. Juni 1786.

Krämerhütten, wo man unter andern auch verbotene Bücher verkaufte. Es ſah aus wie ein Trödelmarkt. Man führte ſie gleich zur Königin, die noch nicht von ihren Wochen geneſen war und in den Zimmern verweilte. Wie lange hatten ſich die beiden Frauen nicht geſehen! Marie Antoinette war dreizehn Jahre jünger als Chriſtine, ſie ſtanden in keinem Verkehre, aber in dem Momente des Wiederſehens wurden alle Gefühle, alle Erinnerungen an die Heimat und Jugend lebendig. Mit einem gewiſſen Bangen war Chriſtine der Königin entgegengetreten, denn man hatte ihr von dem leichtſinnigen Leben, von der Herzenskälte derſelben geſchrieben. Wie ganz anders erſchien ſie. Albert und Chriſtine wurden von der Liebenswürdigkeit, der Herzlichkeit der Königin, von dem angenehmen Ton ihres Geſpräches ganz eingenommen; ſie erſchien ebenſo ſchön als edel und beide überzeugten ſich, wie ſehr der böſe Wille ihren Charakter zu beflecken verſucht habe. Sie hatte einen leichten fröhlichen Sinn, aber ebenſo viel Güte und Ruhe, die Zeugniß gaben von den reinen Grundſätzen ihrer Seele und ihrem unſchuldsvollen Herzen. Und welche entſetzliche Dinge hatte man kurz vorher bei der Halsbandgeſchichte unter dem Volke verbreitet!

Albert und Chriſtine waren eine volle Stunde bei der Königin, als der König eintrat und ſie herzlich begrüßte. Er kam eben von einer Audienz, welche er einer Deputation des Parlaments von Bordeaux gegeben hatte.

„Sein Aeußeres," ſchrieb Albert [1]), „hat nichts beſonders diſtinguirtes. Seine breiten Schultern, ſeine ſtarken Züge deuten mehr auf einen Handwerker, aber aus ſeinem Geſpräche leuchtet alle Güte, Offenheit und Redlichkeit ſeines Charakters hervor; dieſe ſollten ihn ſeinem Volke immer verehrungswürdig machen. Er hat Geiſt und Kenntniſſe, die er aber nur entfaltete, wenn er ſich ganz wohl fühlte und zu Hauſe befand; jenen, die ihn nicht näher kennen lernten, blieben dieſe herrlichen Gaben verſteckt." Denſelben Eindruck hatte Chriſtine. „Der König," ſchreibt ſie [2]), „war gütig und herzlich; er hat einen ſoliden, biederen Charakter und macht ſeine Frau ſehr glücklich. Die Königin iſt ſchön, liebenswürdig und natürlich; ich lobe ſie nicht, weil ſie meine Schweſter iſt, aber Sie wiſſen, ich bin wahr. Die Kinder ſind geſund, ſchön und artig; die Tochter, welche das älteſte Kind iſt, zeigt Geiſt und Lebhaftigkeit und iſt ſehr avancirt; die Königin beſchäftigt ſich ſehr mit ihr."

Die beiden Schweſtern waren den Abend bis ein Uhr beiſammen. Albert und Chriſtine brachten dann die Nacht in einem Gaſthofe zu Verſailles zu. Am anderen Morgen ſtellte ſich ihnen der Abbé Vernon vor, den ſie von Wien her kannten, wo er Marie Antoinette in der franzöſichen Sprache unterrichtet und ihr Vertrauen

[1]) Memoiren IV. B.

[2]) Briefe an Eleonore Liechtenſtein. 25. Auguſt und 12. October 1786.

erworben hatte. Auch der Graf von Artois kam denſelben Morgen. Zu Mittag ſpeiſten ſie im Schloſſe mit dem König und der Königin allein. Nachmittag machten ſie den anderen Gliedern der königlichen Familie ihren Beſuch: Monſieur und Madame, Graf und Gräfin von der Provence, Graf und Gräfin Artois, wo ſie die zwei jungen Prinzen, die Herzoge von Angoulême und Berry ſahen; hier lernten ſie auch die liebenswürdige, ſanfte Madame Eliſabeth kennen. Die Erzherzogin ſtellte auch ihre Ehrendame dem König und der Königin vor; dann kehrten ſie nach Paris zurück. Der Herzog beſuchte Abends noch den Grafen Mercy und traf dort einen Kreis fremder Diplomaten.

Sie blieben ungefähr einen Monat in Paris und kamen in dieſer Zeit häufig nach Verſailles. Es können hier nicht alle kleinen Erlebniſſe mitgetheilt werden; der Herzog ſelber vermochte nicht alle Eindrücke zu notiren, aber er hielt ſeine Augen offen und beobachtete alles. Die Stimmung in den Salons, der offene Tadel gegen die Grundſätze und die Perſönlichkeiten der Regierung berührten ihn unangenehm. Die öffentliche Meinung war damals ſchon ſehr aufgeregt, aber Niemand kannte die wilden Leidenſchaften, die in der Tiefe brauſten. „Kurz vorher," ſchreibt der Herzog in ſeinen Memoiren, „hatte Necker die Unordnung der Finanzen vor dem Publikum enthüllt; die Schwäche der Regierung hatte eine allgemeine Unruhe erzeugt, ſo daß alle Unzufrie-

denen an Veränderung und Umsturz dachten. Im Volke war davon nichts zu merken; im Gegentheile, man erzeigte dem Könige eine besondere Anhänglichkeit und Liebe. Aber man hatte schon damit reussirt, daß der Enthusiasmus, welchen die Erscheinung der jungen Königin immer hervorgerufen hatte, gedämpft war, und daß man sich nicht scheute, in Folge der Halsbandgeschichte ihren Charakter zu verunglimpfen. Die Dinge waren inzwischen noch nicht so weit gekommen, daß man beunruhigt sein konnte; man vermochte auch nicht auf den Grund zu sehen. Alles in Paris zeigte nur die Vergnügungssucht und den Leichtsinn, der dieses Volk charakterisirt."

Da Albert und Christine noch vor dem Eintritt der schlechten Jahreszeit das Innere von Frankreich und besonders die Häfen an der Westküste kennen lernen wollten, so begnügten sie sich für jetzt mit den nothwendigsten Besuchen. Sie waren bei der Herzogin von Orleans, bei der Frau von la Vallière; einige Abende brachten sie bei der Prinzessin Conti zu, wo sie die alten Marschälle und andere Personen des alten Hofes fanden. „Die Orleans," schreibt Prinz Albert, „ist eine verehrungswürdige Frau, voll Güte und Sanftmuth; sie genießt eine allgemeine Verehrung im Lande. Den Herzog sah ich nur kurz; sein finniges Gesicht, der wilde, verstörte Blick verlöschten den Eindruck seiner angenehmen Gestalt und gaben Zeugniß von seinen Völle-

reien, ſeinem ganzen laſterhaften Leben. Die alte Conti iſt eine Geſtalt aus der Zeit Ludwig's XIV., wie man ſie nur auf Bildern wieder findet; ſie erſchien in einem lächerlichen Anzuge. Der Marſchall Richelieu, bei dem wir zu einem Souper geladen waren, iſt mehr durch ſeine Galanterien als durch ſeine militäriſchen Thaten berühmt; er war damals neunzig Jahre alt, beſaß aber noch alle Lebhaftigkeit des Geiſtes; zwei Jahre nachher ſtarb er."

Auch den Juwelier Böhmer, der früher Hofjuwelier in Dresden war und durch den Prozeß gegen den Kardinal Rohan berühmt geworden iſt, ſah der Herzog wieder. In ſpäterer Zeit erinnerte er ſich, bei einem Beſuche in der Münze, unter anderen jungen Leuten, die dort im chemiſchen Laboratorium arbeiteten, auch den Marat geſehen zu haben, der in der Revolution eine ſo entſetzliche Rolle ſpielte. Ihr Führer in der Münze war Calonne, damals General-Kontrolor; ſie hatten ihn früher als Intendanten in Valenciennes kennen gelernt; er zeigte ihnen die Pläne von Paris, Bordeaux und Cherbourg. Der Herzog ſtöberte ſogar in der Handſchriftenſammlung des Königs herum. In der kurzen Zeit, die er für Paris beſtimmt hatte, lernte er doch die ganze Stadt kennen: alle Theater, die königlichen Paläſte, Kirchen, Gallerien und militäriſchen Gebäude. Als er ſich ſpäter des Beſuchs in der königlichen Militärſchule erinnerte, ſchrieb er in ſeine Memoiren: „Wer konnte ahnen, daß dieſes Haus den jungen Korſen

einſchloß, der ſich durch ſeine Talente und ſeinen Muth in wenigen Jahren vom Officier zum erſten Machthaber Europas aufſchwingen würde, und der Gegenſtand der Verehrung wie der Schrecken der Welt werden ſollte." Herzog Albert bewunderte die Großartigkeit der franzöſiſchen Inſtitute, aber er fand überall Verfall und Ruin. Aus dem Volke heraus geſchah nichts. Die vornehmen Familien waren durch ihren Leichtſinn und ihre Verſchwendung herabgekommen; „ſie haben nicht Zeit, nicht die Kraft, etwas Großes mehr entſtehen zu laſſen." „Paris gefällt mir ſehr," ſchrieb die Erzherzogin Chriſtine [1]) — „aber dort leben, um nichts in der Welt, auch nicht als Königin."

Bei den Ausflügen in die Umgegend ſahen ſie in Bellevue die Tanten des Königs, Adelaide und Victoire, in St. Denis bei den Karmelitern die fromme edle Madame Louiſe. In St. Ouen beſuchten ſie Necker, der dort von ſeinen miniſteriellen Arbeiten ausruhte und ſeinen Studien lebte; ſie lernten ſeine kränkliche Frau, wie ſeine Tochter, ſpäter die berühmte Frau von Staël, kennen. Sie ſahen das ſchöne Landhaus Lucienne, das früher der Dübarry gehört hatte, den berühmten Garten von Marly und Neufville, wo Mercy den Sommer zubrachte. Am meiſten gefiel ihnen Schloß und Garten von St. Cloud, das damals dem Herzog von Orleans gehörte.

[1]) An die Fürſtin Eleonore Liechtenſtein 25. Aug. 1786.

Sehr oft kamen ſie zum Hof nach Verſailles, ſahen dort alle Zimmer und Gallerien; auf allen Stiegen und Gängen fanden ſie den ekelhafteſten Schmutz. Man hatte ihnen für den Tag ein ebenerdiges Zimmer eingeräumt; die Nacht brachten ſie im Hôtel zu, jeden Morgen wurden ſie in Senften abgeholt. Sie wären lieber zu Fuß gegangen, aber ſie mußten ſich in dieſen Käfigen tragen laſſen. Einigemal war Prinz Albert beim Lever des Königs, das ganz nach dem alten Ceremoniell ſtatt fand; dabei wurden auch die Herren ſeines Gefolges und fremde Geſandte vorgeſtellt. Mittags ſpeiſten ſie immer allein mit dem König und der Königin. Der Nachmittag vergieng in Beſuchen, Promenaden oder ſie waren bei der Fürſtin Polignac und ſpielten dort Quinze. Auch Graf Artois kam öfters hin. Zur gewöhnlichen Geſellſchaft gehörten: Fürſt und Fürſtin Polignac, der Herzog von Coigny, der Graf d'Avaray, die Herren von Cruiſol und Vaudreuil. Von den Miniſtern ſah Prinz Albert den Vergennes, die Marſchälle de Caſtres und Segur, den Großſiegelbewahrer de Miromesnil, die Herren Breteuil und Calonne. Abends führte die Königin ſie öfters in's Stadttheater, wo von den beſten Schauſpielern Proverbes und Comödien gegeben wurden. Den Reſt des Abends brachten ſie gewöhnlich bei Madame zu; die Glieder der königlichen Familie ließen ihr Abendeſſen dorthin bringen und blieben bis zur Schlafenszeit beiſammen.

Der Herzog begleitete den König und den Grafen Artois öfters auf die Jagd nach Rambouillet.

Auch einigen interessanten Ceremonien wohnten sie bei, so dem ersten Kirchengange der Königin nach dem Wochenbette, wo alle Damen, die zu Hofe gehörten, zugegen waren, und einem Feste des heil. Ludwig, bei dem alle Ordensritter paradirten. Der König und die Königin überschütteten sie mit Freundlichkeiten; sie schickten ihnen so viel Geschenke an Porzellan, Tapeten und Kupferstichen, daß man sie kaum packen und fortbringen konnte. Prinz Albert fühlte einen eigenthümlichen Unterschied in dem Benehmen, wie man ihm und seinem Bruder begegnete, der den Namen Graf von der Lausitz führte und als Generallieutenant in französischen Diensten stand [1]). Obwohl er der Onkel des Königs war, genoß er keinerlei Auszeichnung.

Am 28. August nahmen sie Abschied von Versailles, am nächsten Tage verließen sie Paris. Sie wollten die Handels- und Kriegshäfen am atlantischen Meere besuchen und dann längs der Küste am Kanale zurückkehren. In zehn Stunden legten sie den Weg von Paris nach Orleans zurück. In Merville lernten sie den Financier de la Borde kennen, den ersten Particulier Frankreichs, berühmt durch seinen Reichthum wie durch seine Ehrlichkeit und Wohlthätigkeit. In

[1]) Er war mit einer Dame vom sächsischen Hofe, einer Gräfin Spinuzzi vermählt, lebte später in Rom und Dresden, starb 1806.

der Revolution entfloh er nach Brüſſel, kehrte wieder zurück, um einen Theil ſeines Vermögens zu retten und kam unter die Guillotine. Von Orleans reiſten Albert und Chriſtine über Blois und Amboiſe nach Nantes. Hier ſahen ſie ſich Alles an, Hafen, Schiffe, die induſtriellen Anſtalten; am meiſten intereſſirte ſie eine Kanonengießerei, die ein Engländer hier errichtet hatte. Von dort gingen ſie nach Vannes, den Hafen l'Orient, Breſt, Quincamp, St. Malo. In Cherbourg, deſſen Befeſtigungen ſeit 1758 bis auf ein Fort zerſtört waren, ruhten ſie aus. Die Reiſe war ſehr mühſelig; oft mußten ſie in elenden Wirthshäuſern übernachten, aber Land und Meer, das Volk, die Bauten, Alles intereſſirte ſie.

Sie beſuchten noch Caen, Honfleur, Havre, Rouen, Dieppe, Boulogne, Calais, Dünkirchen und kehrten dann über Lille und Tournay nach Brüſſel zurück.

In Tournay erwartete ſie der Duc d'Urſel, der die Truppen kommandirte. Er äußerte ſich mit Bitterkeit über die Reformen des Kaiſers und ſchilderte die Stimmung des Volkes als ſehr aufgeregt. Mit bangem Herzen betraten die Statthalter am 26. September wieder das Land. Das Volk empfing ſie überall in Freude und Freundlichkeit, aber ſie glaubten auf allen Geſichtern die Beſtürzung und Erregung zu ſehen, von der ihnen d'Urſel in Tournay erzählt hatte.

VI.

Störungen.

Oct. 1786 — Nov. 1788.

Die Regierung hatte 1782 die erſten Reformen glücklich durchgeführt. So ſehr die kirchlichen Neuerungen das Volksleben berührten, nirgend hatte ſich eine Mißſtimmung kund gegeben. Dies beſtärkte den Kaiſer, weiter zu gehen und eine gänzliche Umgeſtaltung des öffentlichen Weſens herbeizuführen. Wie in Oeſterreich ſollte in Belgien die Geiſtlichkeit unter den Staat geſtellt, ihr Einfluß auf die Schulen beſchränkt und eine neue Art der Erziehung des jungen Klerus eingeführt werden. Schon 1785 hatte dies Joſeph ſeiner Schweſter mit den Worten angekündigt: „Man muß nun an die Provinzen gehen, die Du regierſt, wo ſo viel Bigotterie vorherrſcht, wo die Studien und Schulen in einer ſo ſchlechten Verfaſſung ſich befinden und die Geiſtlichkeit ſelbſt ſo unwiſſend iſt“ [1]). Chriſtine und Albert erwarteten die Einführung des neuen Syſtems bereits im Frühjahre 1786, aber erſt im October und November erſchienen die Edikte für die Errichtung eines General-Seminars, wodurch die Biſchöfe von dem unmittelbaren Einfluſſe auf die Erziehung der Geiſtlichkeit

[1]) An Chriſtine 24. Auguſt 1785.

ausgeſchloſſen werden ſollten. Die Univerſität Löwen kam unter die weltliche Regierung, die Fakultäten wurden neu organiſirt, Profeſſoren, die wegen ihrer kirchlichen Richtung der Regierung mißliebig waren, wurden entfernt und durch andere erſetzt. Eine Reihe von Verordnungen griff in den Cultus und die innere Organiſation des Kirchenthums ein, veränderte die Gebräuche am Altare, verbot Votivbilder und Proceſſionen u. a. Das belgiſche Volk, das, wie nicht leicht in einem anderen Lande, an ſeinem Clerus und den gottesdienſtlichen Gebräuchen mit tiefgewurzelter Liebe hing, ſah darin einen Angriff auf die Uebung ſeines Glaubens [1]). Die Errichtung des Generalſeminars, ſowie die unglückliche Wahl der Perſonen, denen die Aufſicht über den jungen Klerus anvertraut wurde, veranlaßte eine kleine Revolte der Seminariſten. Belgiojoſo fand für gut, zur Unterdrückung derſelben drei Bataillone Infanterie und ein Regiment Dragoner mit ſechs Kanonen nach Löwen zu ſchicken. Prinz Albert hatte ſich erboten, allein hinzugehen, und den Tumult zu ſtillen. Der Kaiſer ſchrieb, als er den Bericht der Emeute erhielt, „wenn er General-Gouverneur geweſen, wäre er jeden-

[1]) Die folgende Darſtellung iſt vorzugsweiſe auf die Memoiren des Herzogs Albert und die Correſpondenz K. Joſeph's mit der Erzh. Chriſtine geſtützt. Dazu vergleiche: Revolution brabançonne par le Grand. Bruxelles 1843, Arendt, die Brabanter Revolution in Raumer's hiſtoriſchem Taſchenbuch 1843. 251. ff.

falls allein nach Löwen gegangen," aber Belgiojoſo war auf ſeinem Entſchluſſe beharrt. Dieſe militäriſche Expedition gegen 300 junge Leute machte einen ungeheuren Lärm im Lande. Zum erſtenmal wurde das Volk aus ſeiner behaglichen Ruhe aufgeſcheucht. Die jungen Kleriker, die nach Hauſe geſchickt wurden, erzählten, daß man ihnen an der Univerſität ketzeriſche Lehren vortrage; die Geiſtlichen und beſonders die Mönche, welche ſeit der Aufhebung der Klöſter gegen die Regierung erbittert waren, übertrugen ihren Haß auch auf die unverfänglichſten Schritte Joſephiniſcher Humanität und Toleranz. Eine tiefe Mißſtimmung ging durch das ganze Land.

Belgiojoſo war nach dem Tumult nach Wien gegangen, um Bericht zu erſtatten und neue Inſtructionen zu holen. Noch im Winter kehrte er zurück eifriger als je, dem Willen des Kaiſers durch eine rückſichtsloſe Energie Genüge zu thun. Am 1. Januar 1787 erſchienen die Edikte, welche den Bau der belgiſchen Verwaltung von Grund aus reformirten. Die oberſten Collegien, der Staatsrath, Geheimrath, der Rath der Finanzen wie das Staatsſecretariat ſollen aufhören; eine oberſte Stelle ſoll unter dem Namen: „Rath des Generalgouvernements der Niederlande" als ein eigentliches Miniſterium eingeſetzt werden; als Chef tritt der bevollmächtigte Miniſter ein. Statt der früheren Collegien, welche den oberſten Räthen ſonſt beigegeben

waren und aus Deputationen der Provinzialſtände beſtanden, werden fünf Deputationen der Provinzialſtände neu gewählt, von der Regierung beſtätigt; ſie ſollen bei dem oberſten Rath die Intereſſen der Provinzen vertreten. Die alte Provinzialabgrenzung hört auf, das Land wird in drei Kreiſe getheilt, jeder derſelben wird von einem Intendanten verwaltet. Die Rechtspflege wird umgeändert, alle beſonderen Gerichtsbarkeiten, Territorial-, Lehen- und geiſtlichen Gerichte, alle Privilegien des Adels in der Verwaltung des Rechtes wie der Polizei hören auf; es werden drei Inſtanzen eingeführt, ein oberſter Gerichtshof in Brüſſel vereinigt alle richterliche Gewalt.

Dieſelben Tendenzen zur Einheit und Centraliſation der Staatskraft, wie ſie Joſeph II. in Oeſterreich durchführen wollte, ſind hier erkennbar. Der Feudalismus wird ein für allemal abgethan, der Föderalismus der Provinzen gebrochen, eine einfache Verwaltung eingeführt, die Kraft des Geſetzes und gleiches Recht zum Princip erhoben. Ohne Zweifel enthielt der neue Organismus viele Verbeſſerungen, ohne Zweifel war es ein Recht des Souverains in die Verwaltung einzugreifen; einzelne Punkte, wie die Einrichtung des oberſten Rathes, die Stellung der Univerſität in Löwen, die Beaufſichtigung des Klerus u. a. berührten die Conſtitution des Landes gar nicht. Die belgiſche Nation hat ſich nach vielen leidensvollen Jahren, nachdem ihre

alte Verfassung im allgemeinen Weltbrande zusammengestürzt war, nachdem ihr Land verwüstet und sie selbst unter fremder Herrschaft geknechtet und gedrückt war, eine Verwaltung nach derselben Form und denselben Grundsätzen wie die Josephinischen Institutionen gegeben. Aber damals erschien die Reform als ein despotischer Umsturz der Einrichtungen, welche die Einsicht und Tüchtigkeit der Väter geschaffen, als eine Verletzung der Verfassung, als ein Bruch der beschwornen Verträge. Man verglich das freisinnige Verfahren der Regierung mit den blutigen grausamen Maßregeln Philipp's II. Man erinnerte sich der Revolution des sechzehnten Jahrhunderts, man zog die alten Verfassungsurkunden, die Freibriefe der Städte hervor und deutete sie für die Zeit. Die joyeuse entrée war in aller Munde; der Artikel der alten berühmten Charte wurde offen citirt: „Sollte es geschehen, daß der Fürst die Privilegien nicht beobachtet, sei es im Ganzen oder in einzelnen Theilen, so gesteht er zu, daß in diesem Falle die Unterthanen aufhören ihm Dienste zu leisten, bis die Verletzung der Privilegien wieder gut gemacht ist."

Man muß sich erinnern, daß damals in ganz Europa die öffentliche Meinung gegen die bestehenden Regierungssysteme eingenommen war, die Opposition ging zunächst von den alten ständischen Corporationen aus. Sie wollten ihre Gewalt erhalten oder wieder erwerben, waren aber ohnmächtig, etwas Neues zu schaffen oder

dem gewaltigen Sturme der Zeit zu widerſtehen. In Frankreich waren eben die Notabeln verſammelt. Man erblickte momentan in ihnen die Repräſentanten der Nation und eine Stütze des alten Rechtes gegen den Abſolutismus des Jahrhunderts. Auch in Belgien fand die Oppoſition ihren erſten Halt in den ſtändiſchen Ausſchüſſen, beſonders in dem von Brabant; ſie erhoben die provinziellen und korporativen Intereſſen zu nationalen, ſchoben andere Behörden und Corporationen vor und führten allmälig das Volk in neue bewegtere Verhältniſſe ein.

Allerdings lag in den Joſephiniſchen Reformen ein gutes Stück Abſolutismus verſteckt. Die Vorſtellungen und Beſchwerden der Stände und Behörden wurden nicht gehört, nicht beantwortet. Kein Wort kam vom Hofe, das die Nation beruhigt hätte. Das Gouvernement erhielt die Beſchwerden zurück mit den Worten, ſie zu den Akten zu legen und jedem, der darum fragen würde, denſelben Beſcheid zu geben. In einer Depeſche an den Miniſter war beigefügt: „entweder ſoll man dieſe Vorſtellungen laſſen, oder den erſten, der ſich dem höchſten Willen widerſetzen werde, beim Kopf nehmen.“ Joſeph ſchrieb an ſeine Schweſter: „Ich hoffe, daß das Conſeil, wenn es in's Leben tritt, gut zuſammengeſetzt und gut geleitet iſt, alle anderen Arrangements erleichtern wird; die Intendanten in den Provinzen ſind von großer Wichtigkeit, ebenſo die Reformen in der Juſtiz und in

den Studien. Man ſieht, was die Unwiſſenheit und der Fanatismus über den menſchlichen Geiſt vermag“ [1]).

Der Miniſter erlaubte nicht einmal, daß eine Deputation der Stände von Mons, welche gegen die Einführung der neuen Gerichtshöfe ſprechen ſollte, ſich bei den General-Statthaltern vorſtelle, weil ſie nicht früher angemeldet und autoriſirt war. Eine Deputation aus Flandern wurde nicht freundlicher empfangen. Albert und Chriſtine hatten darauf gedrungen, wie es die Natur der Verhältniſſe und die Klugheit gebot, daß die Stände wenigſtens früher befragt würden. Beide waren von der Nothwendigkeit einer durchgreifenden Veränderung in der Verwaltung, ſo wie von dem inneren Werthe der Joſephiniſchen Reformen überzeugt; aber nach ihrer Meinung ſollte man alle dieſe Neuerungen nur allmälig herbeiführen, das Volk vorbereiten und Einzelne wie ganze Körperſchaften früher dafür gewinnen. Für einen allmäligen Uebergang war aber der Kaiſer nicht eingenommen. Was er in ſeinem Freiſinne, in ſeinem warmen Gefühle für Staat und Volk bot, ſollte raſch und ohne Widerſpruch angenommen werden.

Die neue Organiſation ging ohne Störung, ohne Widerſtand vor ſich. Im Frühjahre 1787 übernahmen die neuen Räthe des Gouvernements wie die Intendanten ihre Functionen und es waren nicht wenige,

[1]) An Chriſtine 8. Februar 1787.

welche ſich um die neuen Aemter beworben hatten. Die Bewegung dauerte aber fort und wurde künſtlich geſteigert. Die Regierung hatte ſo viele perſönliche Vortheile, ſo viele alte verkommene Scheinrechte angetaſtet. Der Adel ſollte alles Herrenrecht, alle Ehrenämter, die ſich in den Familien wie altes Silber forterbten, aufgeben. Die Töchter ſollten nicht mehr in früher Jugend, ſondern erſt in einem gewiſſen Alter in's Kloſter oder Frauenſtift eintreten dürfen. So viele Kanonikate, ſo viele Beneficien waren aufgehoben. So rückſichtslos griff der Staat in das Kirchenthum ein. Die Stadträthe verloren ihre Sporteln, die Advokaten und Prokuratoren ſollten ſich in ein neues Gerichtsverfahren einſtudiren. Die allgemeine Gleichheit vor dem Geſetze verſtieß gegen den Grundſatz der alten Conſtitution, daß jeder nach ſeinem Rechte behandelt werde. Auf dem Lande fürchtete man die Einführung der Conſcription, in den Städten die neue öſterreichiſche Strafprozeßordnung. Es war keine Klaſſe von Bürgern, welche nicht gerechte Klagen zu haben glaubte. Die Reformen wurden geſchildert als eine Gefährdung des Eigenthums, der Familie, der Religion. Als der Kaufmann Hondt wegen Betrügerei bei Armeelieferungen gefangen nach Wien geführt wurde, und dort in Eiſen die Straßen kehren mußte, war ein Lärm im ganzen Lande; man glaubte die perſönliche Freiheit und Sicherheit aller gefährdet. Die Unzufrieden-

heit wurde allgemein und bald nahmen Behörden und Corporationen die Opposition auf.

Das Gouvernement hatte im April die Brabanter Stände einberufen, um ihnen wie gewöhnlich die Steuerpostulate vorzulegen. Sie gingen im Eifer und Widerstand gegen die Regierung allen anderen voran. Schon in der ersten Versammlung wurden die heftigsten Reden gehört. Am 19. April ließen die Stände durch eine Deputation erklären, daß sie die Steuern nicht bewilligen würden, bis alle Beschwerden wegen Verletzung der Constitution gehoben seien. In einer anderen Erklärung citirten sie offen den Artikel der Verfassung, der die Unterthanen des Gehorsams entband, wenn der Souverain seine Verpflichtungen nicht einhalten würde. Der Minister begann nun mit den Ständen zu unterhandeln, aber man merkte die Agitation überall. Die Regierung wußte, daß von Haus zu Haus Proteste und Adressen cirkulirten, daß während der Versammlung der Brabanter Herren einzelne Ständeglieder anderer Provinzen nach Brüssel gekommen waren, daß zwischen ihnen eine förmliche Verständigung wenigstens über die Neuerungen stattgefunden habe.

Albert und Christine befanden sich in einer unangenehmen und schwierigen Lage. Die Nation betrachtete sie als die Stellvertreter des Souverains, als die Chefs der Verwaltung; sie waren dem Volke wie dem Kaiser für jeden Schritt der Regierung verantwortlich, und

doch hatten ſie nur den geringſten Einfluß darauf. Seit einem Jahre hatte ſie der Kaiſer aller Gewalt entbunden. Der Miniſter war allein mit der Durchführung der Reformen beauftragt, aber allen Berichten und Vorſchlägen desſelben ſollten ſie ihr Gutachten beifügen. Nur wenn der Miniſter und der Militärkommandant wegen der Verwendung von Truppen nicht einig wären und kein Beſchluß des Kaiſers erwartet werden könne, hatten ſie das Recht eine Entſcheidung zu treffen. Bei dem Conflicte mit den Ständen gab ihnen Belgiojoſo nur mündlich Bericht oder ſchrieb ein kleines Billet; als jedoch die Verhandlungen ernſter wurden, verlangte er ihre Unterſchrift für Depeſchen an die Stände und für alle militäriſchen Dispoſitionen.

In Rückſicht auf die Wichtigkeit des Moments verlangten Albert und Chriſtine den Sitzungen des neuen Conſeils beizuwohnen, wo über das Verhalten zu den Ständen berathen wurde. Zum erſtenmale waren ſie bei einer ſolchen Sitzung am 28. April gegenwärtig. Nach dem Antrage des Barons Martini, des bekannten Wiener Rechtsgelehrten, der in Brüſſel die neue Gerichtsordnung einführen ſollte, wurde der Beſchluß gefaßt, die neue Adminiſtration bis zum 1. Mai aufzuſchieben und alle Neuerungen, welche der joyeuse entrée entgegen wären, zurückzunehmen. Die Generalſtatthalter ſtimmten dem Beſchluſſe bei. Einen Moment waren die Stände

durch dieſe Erklärung beruhigt; noch am ſelben Abend bewilligten ſie mit Acclamation die Steuern.

Aber dieſe Stimmung ſchlug bald wieder um. Der dritte Stand erhielt in der Berathung die Oberhand, Adel und Geiſtlichkeit ſchloſſen ſich an und in kurzer Zeit waren ſie alle in der Oppoſition einmüthig. Sie gingen ſo weit, die Caſſation aller neuen Tribunale auszuſprechen und das Amt der Intendanten als ungeſetzlich zu erklären. Das Gouvernement brachte in Erfahrung, daß die Stände für den Fall der Anwendung von Truppen ein Abkommen getroffen und in Gent und Namur Zuſammenrottungen ſtattgefunden hätten. Es ließ ſich einſchüchtern, und nahm den Befehl, die Garniſon in Brüſſel zu verſtärken, um gegen eine Emeute geſichert zu ſein, wieder zurück. Im neuen Conſeil waren die Meinungen getheilt; die eine Partei verlangte ein energiſches Auftreten der Regierung, die andere Nachgeben. Der Miniſter wollte in Rückſicht auf die allgemeine Lage von Europa alles Aufſehen eines Aufſtandes vermeiden. Der Kaiſer war zu dieſer Zeit in der Krim, achthundert Meilen von Brüſſel. Die Generalſtatthalter hatten für den Fall eines Conflictes keine Inſtruction, keinen Befehl. Der Kaiſer hatte ſeit ſeiner Abreiſe einen einzigen Brief an Belgiojoſo geſchrieben und darin befohlen, nur mit der größten Vorſicht und Mäßigung Gewalt anzuwenden, um die Nation nicht in einer Aufwallung zu einem ungeſetzlichen Schritte zu bringen. Die Depeſchen

des Staatskanzlers ſprachen in demſelben rückſichtsvollen Tone und mißbilligten die Drohung des Intendanten zu Antwerpen, der bei einer Zuſammenrottung von Militär und Kanonen geſprochen hatte. Noch andere Gründe ſprachen für ein Nachgeben. In Brüſſel waren die Generalkaſſe mit zehn Millionen in Silber, die Kriegskaſſe, die Archive und Depots und eine Beſatzung von nur 1000 Mann. In Mecheln waren nur zwei Diviſionen, in Antwerpen drei Bataillone Infanterie, in ganz Brabant kaum 2000 Mann verfügbarer Truppen. Dieſe Militärmacht reichte vielleicht aus, eine Emeute, nicht aber eine allgemeine Revolution niederzuſchlagen.

So entſchloſſen ſich Albert und Chriſtine bis zur Ankunft des Kaiſers alles einzuſtellen und die Nation von neuen Exceſſen abzuhalten. Die Beſchlüſſe [1]) und ihre Motive wurden am 9. Mai nach Wien berichtet. Die Depeſchen ſchilderten die Lage des Landes: bei dem Volke ſei zwar noch immer ein Reſt der alten Treue für den Souverain vorhanden, aber alles ſei zu einer Revolution reif; es werde von den Zeiten Philipps II. geſprochen, die Verträge werden citirt, durch welche Karl VI. zum Beſitz des Landes gekommen; man nehme an, die fremden Mächte ſeien zur Aufrechthaltung der belgiſchen Verfaſſung verpflichtet; anonyme Schriften werden verbreitet, der religiöſe Fanatismus rege die

[1]) Vom 1. und 5. Mai.

Gemüther noch mehr auf, man denke daran, den Souverain ſeiner Rechte verluſtig zu erklären; die Stände hätten zwar Verſicherungen ihrer Treue gegeben, aber die Steuern und andere Dienſte, die man von ihnen verlangte, verweigert, während ſie früher ihre Treue, ihren Gehorſam ſo oft bewieſen hätten u. a.

Es iſt kein Zweifel, daß die Regierung eingeſchüchtert war. Die Generalſtatthalter fürchteten eine allgemeine Revolution. Sie gedachten durch ihre perſönliche Würde einzuwirken, zu laviren und die Verantwortung eines Kampfes wegzuſchieben. Sie kamen von einer halben Maßregel zur andern. Auf das Gerücht hin, daß die Stände von Flandern eigenmächtig zuſammentreten wollten, beſchloß das Conſeil, darüber hinwegzugehen und die Verſammlung wie einen alten Brauch des Adels anzuſehen. Das Volk ſollte wegen der Gerüchte der Conſcription und neuer Auflagen beruhigt werden. Bald mußten die Statthalter noch mehr zugeſtehen. Das Drängen der Stände, damit das Gouvernement alle Beſchlüſſe des Kaiſers zurücknehme, wurde immer heftiger. Wie überall richtete ſich die Aufregung zunächſt gegen den Miniſter. Man nahm an, daß er das Vertrauen des Kaiſers mißbraucht und auf Koſten der Generalſtatthalter alle Gewalt an ſich geriſſen habe. Die Unzufriedenen ließen die Patente, in welchen Albert und Chriſtine als Generalſtatthalter berufen waren, abdrucken und vertheilen. Es ſollte dem Volke gezeigt

werden, daß der Herzog und seine Frau das Recht hätten, alles zurückzunehmen, der Souverain sei verpflichtet, alle ihre Handlungen so zu erkennen, als wenn sie von ihm kämen. Albert und Christine hatten sich bei dem Ankauf des Grundes, worauf Laeken gebaut wurde, als Bürger von Brabant eintragen lassen. Damals hatte man den Act mit Medaillen und Adressen gefeiert, jetzt erinnerte man die Statthalter daran, als Bürger die Rechte und Freiheiten des Landes zu vertheidigen. Am 30. Mai schickten die Stände eine Deputation in den königlichen Palast; sie verlangten von den Generalstatthaltern, daß sie die Männer, welche das Vertrauen des Volkes verloren, entlassen und durch die Erklärung künftig selbst alle Geschäfte zu leiten, das Volk beruhigen möchten; sie verlangten ferner das gänzliche Aufgeben des neuen Systems, überhaupt die Zurücknahme aller Erlässe, in welchen seit zweihundert Jahren ihre alte Constitution angegriffen worden sei. Die Statthalter entließen die Deputation mit dem Versprechen noch am selben Abend eine Antwort zu geben. Alle Straßen und Plätze waren mit Menschen gefüllt, ganze Haufen standen vor den Thoren des Palastes. Der Herzog theilte dem Minister das Verlangen der Stände mit. Belgiojoso antwortete schriftlich, daß er bei der Gefahr einer Revolution, welche im Falle eines abschlägigen Bescheides zu fürchten sei, in allem übereinstimme; man müsse dem Kaiser die Provinzen um

jeden Preis erhalten. Albert und Chriſtine beriethen ſich noch mit dem Miniſter und den Staatsräthen und erklärten am folgenden Tage den 31. Mai mündlich in der Verſammlung der Stände und in Gegenwart des Vicepräſidenten: „der Miniſter ſei vom Souverain für die Führung der Geſchäfte beſtellt, ſein öffentlicher Charakter müſſe ihn vor jedem Angriffe ſicher ſtellen; er könne nicht ausgeſchloſſen werden, ſo lange der Souverain nicht ſeine Abberufung angeordnet habe; er wünſche ſie ſelbſt und habe die Generalſtatthalter wiederholt darum gebeten.“ Mit einem Wort, ſie ließen den Miniſter fallen und eröffneten die Ausſicht, daß alles auf den alten Stand zurückkommen werde. Die Oppoſition hatte entſchieden den erſten Sieg davon getragen. Als die Antwort vor Mitternacht von dem Balkon des Stadthauſes dem Volke, das zu Tauſenden verſammelt war, vorgeleſen wurde, brach ein allgemeiner Jubel aus. Durch alle Straßen hallte das Freudengeſchrei. Am anderen Tage ſchien der Jubel noch zuzunehmen; das Volk war wie berauſcht und es kam zu einigen unanſtändigen Auftritten. Man verlangte, die Statthalter ſollten Abends im Theater erſcheinen; ſie gaben es zu unter der Bedingung, daß dort die Anhänglichkeit an den Kaiſer öffentlich kundgegeben werde. Das Volk ſpannte ihnen am Abend die Pferde aus, zog den Wagen, der Advokat van der Noot ſtellte ſich auf den Kutſcherſitz, man hörte die Hochs für Kaiſer

werden, daß der Herzog und ſeine Frau das Recht hätten, alles zurückzunehmen, der Souverain ſei verpflichtet, alle ihre Handlungen ſo zu erkennen, als wenn ſie von ihm kämen. Albert und Chriſtine hatten ſich bei dem Ankauf des Grundes, worauf Laeken gebaut wurde, als Bürger von Brabant eintragen laſſen. Damals hatte man den Act mit Medaillen und Adreſſen gefeiert, jetzt erinnerte man die Statthalter daran, als Bürger die Rechte und Freiheiten des Landes zu vertheidigen. Am 30. Mai ſchickten die Stände eine Deputation in den königlichen Palaſt; ſie verlangten von den Generalſtatthaltern, daß ſie die Männer, welche das Vertrauen des Volkes verloren, entlaſſen und durch die Erklärung künftig ſelbſt alle Geſchäfte zu leiten, das Volk beruhigen möchten; ſie verlangten ferner das gänzliche Aufgeben des neuen Syſtems, überhaupt die Zurücknahme aller Erläſſe, in welchen ſeit zweihundert Jahren ihre alte Conſtitution angegriffen worden ſei. Die Statthalter entließen die Deputation mit dem Verſprechen noch am ſelben Abend eine Antwort zu geben. Alle Straßen und Plätze waren mit Menſchen gefüllt, ganze Haufen ſtanden vor den Thoren des Palaſtes. Der Herzog theilte dem Miniſter das Verlangen der Stände mit. Belgiojoſo antwortete ſchriftlich, daß er bei der Gefahr einer Revolution, welche im Falle eines abſchlägigen Beſcheides zu fürchten ſei, in allem übereinſtimme; man müſſe dem Kaiſer die Provinzen um

jeden Preis erhalten. Albert und Chriſtine beriethen ſich noch mit dem Miniſter und den Staatsräthen und erklärten am folgenden Tage den 31. Mai mündlich in der Verſammlung der Stände und in Gegenwart des Vicepräſidenten: „der Miniſter ſei vom Souverain für die Führung der Geſchäfte beſtellt, ſein öffentlicher Charakter müſſe ihn vor jedem Angriffe ſicher ſtellen; er könne nicht ausgeſchloſſen werden, ſo lange der Souverain nicht ſeine Abberufung angeordnet habe; er wünſche ſie ſelbſt und habe die Generalſtatthalter wiederholt darum gebeten.“ Mit einem Wort, ſie ließen den Miniſter fallen und eröffneten die Ausſicht, daß alles auf den alten Stand zurückkommen werde. Die Oppoſition hatte entſchieden den erſten Sieg davon getragen. Als die Antwort vor Mitternacht von dem Balkon des Stadthauſes dem Volke, das zu Tauſenden verſammelt war, vorgeleſen wurde, brach ein allgemeiner Jubel aus. Durch alle Straßen hallte das Freudengeſchrei. Am anderen Tage ſchien der Jubel noch zuzunehmen; das Volk war wie berauſcht und es kam zu einigen unanſtändigen Auftritten. Man verlangte, die Statthalter ſollten Abends im Theater erſcheinen; ſie gaben es zu unter der Bedingung, daß dort die Anhänglichkeit an den Kaiſer öffentlich kundgegeben werde. Das Volk ſpannte ihnen am Abend die Pferde aus, zog den Wagen, der Advokat van der Noot ſtellte ſich auf den Kutſcherſitz, man hörte die Hochs für Kaiſer

Joſeph II. und die Rufe, daß man Gut und Blut für ihn geben wolle, wenn er die Freiheit der Nation erhalte. In der Nacht war die Stadt beleuchtet; Miniſter und Staatsräthe wagten es nicht, ihre Fenſter unbeleuchtet zu laſſen [1]). Für den Moment war der Lärm der Revolution verſtummt und Freude und Ruhe in alle Gemüther eingekehrt.

Albert und Chriſtine hielten den Schritt, den ſie gemacht, für nothwendig und klug; nothwendig, weil die Stände aller Provinzen mit Ausnahme von Luxemburg, Limburg und Geldern ſich gegen die Reformen erklärt hatten; klug, weil die Würde des Souverains gewahrt ſchien und dem Kaiſer die Möglichkeit bereitet war, alle die Eingriffe in die Verfaſſung ungeſchehen zu machen. Für ihr Verhältniß zum Kaiſer ſahen ſie eine Beruhigung darin, daß ſie das Verſprechen nur bedingungsweiſe „im Falle der allerhöchſten Bewilligung" gegeben hatten. Chriſtine ſchrieb damals [2]): „Es gibt keine andere Alternative. Ich ſehe nur das Unglück voraus, daß dieſe ſchönen Provinzen für den Kaiſer und ſein Haus für immer verloren gehen oder durch einen blutigen Krieg, der das Land ruinirt, wieder erobert werden müſſen, wenn er nicht ratificirt, was proviſoriſch angeordnet iſt, wenn er nicht Belgiojoſo abberuft und die

[1]) Wörtlich nach den Memoiren des Herzogs.
[2]) An Eleonore Liechtenſtein 7. Juni 1787.

Vollmacht an uns überträgt oder Jemand von Wien ſchickt, um mit den Ständen nach ihrer Verfaſſung eine Vereinbarung zu treffen. Dann werden ſie bereit ſein, ihr Leben, Geld und Gut dem Kaiſer zu weihen, wie ſie jetzt alles thun werden zur Aufrechthaltung ihrer Conſtitution. — Unſere Lage iſt ſchrecklich; man bewacht uns, wir könnten nicht abreiſen, auch wenn wir wollten; ich weiß nicht, wie ich bei alledem noch nicht unterlegen bin, aber Gott ſchickt mir ſeine Gnade und die nothwendige Kraft; ich habe für mich wenigſtens den Troſt, daß wenn wir nicht geweſen wären, der Kaiſer dieſe Provinzen ſchon verloren hätte, und daß wir in allem unſerer Pflicht und unſerem Gewiſſen gemäß gehandelt haben. Gott möge nur bald den Kaiſer von dieſer unglückſeligen Reiſe zurückführen“ [1]).

Albert und Chriſtine nahmen die Bewegung für geſchloſſen an; aber ſie gewann von jenem Tage an erſt einen feſten Halt, eine innere Kraft. Jene Stunde, in welcher ſich die Statthalter in eine falſche Sicherheit eingewiegt hatten, ſollte ſich noch an ihnen rächen. Die Oppoſition war nun thätiger als zuvor. Der dritte Stand kannte bald keine Mäßigung mehr, Prieſter und Advokaten, unter denen ſich beſonders van der Noot hervorthat, riſſen die Bürgerſchaft fort. Der Adel hielt aus Ueberzeugung oder Schwäche mit dem Volke; die

[1]) An El. Liechtenſtein 27. Juni 1787.

einen sahen sich in ihren Rechten bedrängt, die anderen verließen die Regierung, um dem Vorwurf zu entgehen, das öffentliche Wohl preisgegeben zu haben. Die Aufregung hörte nicht auf. Man verlangte augenblicklich die Erfüllung der Volkswünsche und drohte mit Excessen. Nur im Interesse der öffentlichen Ruhe, um der Unordnung zu steuern, wie die Stände sagten, bildeten sich Compagnien von Freiwilligen, „Patrioten" genannt. Als Zeichen des Patriotismus wurden Nationalkokarden aufgesteckt; Priester, Frauen, Kinder, Beamte schmückten sich damit, selbst Belgiojoso wagte es nicht auszugehen, ohne an seinem Rocke ein Band mit den Nationalfarben zu tragen. Nur das Militär und die Dienstleute der Gouverneurs nahmen an dieser Demonstration keinen Theil.

Albert und Christine sahen sich in der Hoffnung, daß der Kaiser ihre Versprechungen an die Stände anerkennen werde, getäuscht. Die Briefe und Depeschen, welche ein Kourier am 6. Juli brachte, drückten ganz das Gegentheil aus. Der Kaiser mißbilligte offen die Schwäche des Gouvernements. In einem Briefe des Fürsten Kaunitz, den er auf Befehl des Kaisers geschrieben, war die Vollmacht eingeschlossen, in wieweit die Regierung mit den Ständen verhandeln könne und zugleich gesagt, daß alles der Sanction des Kaisers unterworfen sei. Die Generalstatthalter und Belgiojoso wurden nach Wien berufen, die Regierung einstweilen

an den Militärkommandanten Graf Murray übertragen. Die Stände wurden in einem Schreiben aufgefordert, Abgeordnete von allen Provinzen nach Wien zu schicken.

Die Veränderung in der obersten Regierung brachte in Belgien einen höchst ungünstigen Eindruck hervor. Man nahm an, die Generalstatthalter würden ihres Amtes enthoben. Es wurde davon gesprochen, ihre Abreise zu verhindern. Albert und Christine wollten nur noch die Deputation abwarten, die nach Wien berufen war, und dann insgeheim fortreisen. Sie suchten noch wo sie konnten, beschwichtigend zu wirken und das alte Vertrauen herzustellen. Die Abgeordneten der Provinzialstände kamen am 18. Juli nach Brüssel. Sie versicherten in Anhänglichkeit und Treue an dem Kaiser festhalten zu wollen, verlangten aber im selben Moment eine Aufklärung über den Marsch von Truppen aus Deutschland. Tags darauf, am 19. Juli um ein Uhr Morgens, verließen Albert und Christine die Stadt. Als sie auf dem Wege von den weiteren Absichten des Kaisers in Bezug auf die Niederlande hörten, beschleunigten sie die Reise, um vielleicht dem Lande durch ihre eigene Darstellung nützen zu können. In sieben Tagen waren sie in Wien.

Der Kaiser empfing sie in aller Freundlichkeit, aber er ging, wenn sie über ihr politisches Verhalten sprechen und sich rechtfertigen wollten, nicht in's Detail ein; er nahm auch das Memoire, das sie darüber ent-

worfen, nicht an. Chriſtine ſchrieb damals an den Groß-herzog in Toskana [1]): „Der Kaiſer ſei ſehr gütig gegen ſie und ihren Mann: er habe aber kein Vertrauen mehr zu ihnen; er mache ihnen keine Vorwürfe, ſcheine aber überzeugt zu ſein, daß ſie das Unglück in den Nieder-landen mit verſchuldet hätten. Wenigſtens beſchuldige er ſie der Schwäche. Alles das betrübe ſie ſehr. Prinz Albert habe nur nach ſeinen Inſtructionen, in Recht und Pflicht ſo gehandelt. Selbſt Belgiojoſo habe den Befehl gehabt, mit der größten Mäßigung und Klug-heit vorzugehen, um die Nation nicht auf das Aeußerſte zu treiben. Sie hätten nichts gethan ohne einhelligen Beſchluß des Staatsraths. Beide ſeien krank vor Kummer und Aufregung.“ In vertrauten Kreiſen erzählte man ihnen, daß der Kaiſer ihnen das Gouvernement nehmen und eine andere Stellung anweiſen wolle. Chriſtine und Albert übergaben nun ihr Memoire dem Fürſten Kaunitz und baten, ſie über die Intentionen des Kaiſers auf-zuklären. Aber ſie erhielten keine beſtimmte Antwort. Sie erkannten nur, wie erzürnt der Kaiſer gegen die bel-giſchen Stände war. Er nahm ihre letzten Beſchlüſſe als einen Abbruch ſeiner Souverainetätsrechte; dieſe müßten vor allem wieder hergeſtellt werden; er wiederholte öfter den Rechtsſpruch: spoliatus ante omnia in integrum est restituendus. Alles, was ſeit dem 1. April geſchehen,

[1]) Wien, 21. Auguſt 1787.

ſollte annullirt werden. Die Generalſtatthalter bemühten ſich noch, einige Veränderungen in die Reſolution zu bringen, aber der Kaiſer war entſchloſſen, auf der einmal betretenen Bahn weiter zu gehen. Am meiſten ergriff es ihn, als einige Herren der Stände in Brüſſel ſich an den franzöſiſchen Chargé d'affaires wandten, um das Intereſſe Frankreichs in ihrer Angelegenheit zu ſondiren; ſie gaben die Abſicht zu erkennen, Deputirte nach Verſailles zu ſchicken, um die Vermittlung des Königs anzuſuchen. In Folge deſſen befahl der Kaiſer, die Truppen zwiſchen Brüſſel und Mecheln zu vereinigen. Graf Murray ſollte dies den Ständen früher anzeigen, aber zugleich erklären, daß der Kaiſer keinen Eingriff in ihre Conſtitution beabſichtige, dieſelbe vielmehr beſtätige. Die Stände ſahen jedoch in den Worten des Generals keine Garantie und gaben ihre Unzufriedenheit wie zuvor zu erkennen.

Am 11. und 12. Auguſt kamen die Deputirten der belgiſchen Stände in Wien an. Sie ſtellten ſich dem Fürſten Kaunitz, am 15. früh der Erzherzogin Chriſtine und ihrem Gemahl, zu Mittag dem Kaiſer vor [1]). Einer von ihnen hielt im Namen der Nation eine Anſprache. Der Kaiſer ließ ihnen durch Cobenzl die Antwort vorleſen. Er gab den Herren ſeinen Unwillen zu er-

[1]) Die folgende Darſtellung iſt nach den Memoiren des Herzogs. Arendt weicht hier ab: Brabanter Revolution, 261.

[illegible] von Sachsen bestimmt war und nach [illegible]

[illegible] Belgien hoffte man, daß die Declaration vom [illegible] 1787, welche jene Bedingungen enthielt, die [illegible] wieder herstellen werde. Aber zwischen den Ansprüchen des Kaisers und jenen der Stände fand ein [illegible] Zwiespalt statt. Der Kaiser wollte sein [illegible] Recht nach den Principien einer neuen Zeit, [illegible] neuen Staates üben; die Stände erkannten nur [illegible] mittelalterliche Herrlichkeit, den halb verwitterten [illegible] der alten Verfassung und Verwaltung zu Recht. [illegible] Insurrection, welche in ganz Europa gegen die absolute Fürstenmacht in Bewegung war, umgab auch dies [illegible] der Stände mit allem Schein der Freiheit. [illegible] diesem Zwiespalte ging die Reihenfolge der unglücklichen Ereignisse aus, welche die alte Staatsmaschine [illegible] zerrütteten und momentan die österreichische [illegible] in Belgien zu Fall brachten. So lange jene [illegible] bestanden, mußten auch alle Versuche einer [illegible] Transaction mißlingen. Der Kaiser wollte [illegible] Verfassung anerkennen und sich über die streitigen Punkte vereinigen, wenn die Steuern gezahlt [illegible]; die Stände verlangten vor allem die Wiederherstellung der alten Verfassung, dann würden sie die [illegible] Fragen erledigen. Graf Murray berichtete [illegible] daß die Bischöfe, den Kardinal Frankenberg an [illegible] sich der Wiedereröffnung der Universität zu

Löwen entschieden widersetzten. Der Kaiser gab nun den ernsten und strengen Befehl, jede Emeute in Brüssel mit Gewalt zu unterdrücken. Die Freiwilligen-Compagnien wurden aufgelöst, die Nationalkokarde verboten; aber Graf Murray ließ sich zur selben Zeit zu Erklärungen und Zusagen an die Stände hinreißen, welche noch tiefer eingriffen, als die Versprechungen des Generalgouverneurs am 31. Mai. Murray war ein tapferer Officier, hatte aber nicht den politischen Verstand, um der Bewegung auch nur im geringsten Herr zu werden. Er ging am 21. September selbst in's Ständehaus; auf die Dragoner, die seinen Wagen begleiteten, wurde ein Schuß abgefeuert. Um die Stände in der Steuerfrage zum Nachgeben zu bringen, machte Murray im Namen des Kaisers die ausgedehntesten Zugeständnisse: „alles solle wie früher hergestellt werden, die neuen Gerichtshöfe und Intendanzen aufgelöst und man werde mit den Ständen über all' ihre Beschwerden verhandeln."

In Folge dieses Schrittes wurde Murray abberufen, nach Gratz geschickt und General d'Alton zum Militärkommandanten in Belgien ernannt. Auch die Civilverwaltung ging in andere Hände über. An die Stelle Belgiojoso's wurde Graf Trautmannsdorf zum bevollmächtigten Minister ernannt. Mit Instructionen vom Kaiser, der Staatskanzlei und dem Staatsrathe versehen, kam dieser in die Niederlande, die er früher nie gesehen. In der ersten Zeit verhielt er sich ganz passiv

den Prinzen Anton von Sachſen beſtimmt war und nach Dresden reiſte.

Für Belgien hoffte man, daß die Deklaration vom September 1787, welche jene Bedingungen enthielt, die Ruhe wieder herſtellen werde. Aber zwiſchen den Anſchauungen des Kaiſers und jenen der Stände fand ein tiefgehender Zwieſpalt ſtatt. Der Kaiſer wollte ſein ſouveraines Recht nach den Principien einer neuen Zeit, eines neuen Staates üben; die Stände erkannten nur ihre mittelalterliche Herrlichkeit, den halb verwitterten Bau der alten Verfaſſung und Verwaltung zu Recht. Die Oppoſition, welche in ganz Europa gegen die abſolute Fürſtenmacht in Bewegung war, umgab auch dies Beharren der Stände mit allem Schein der Freiheit. Von dieſem Zwieſpalte ging die Reihenfolge der unglücklichen Ereigniſſe aus, welche die alte Staatsmaſchine vollſtändig zerrütteten und momentan die öſterreichiſche Herrſchaft in Belgien zu Fall brachten. So lange jene Gegenſätze beſtanden, mußten auch alle Verſuche einer friedlichen Transaction mißlingen. Der Kaiſer wollte die alte Verfaſſung anerkennen und ſich über die ſtreitigen Punkte vereinigen, wenn die Steuern gezahlt würden; die Stände verlangten vor allem die Wiederherſtellung der alten Verfaſſung, dann würden ſie die weiteren Fragen erledigen. Graf Murray berichtete ferner, daß die Biſchöfe, den Kardinal Frankenberg an der Spitze, ſich der Wiedereröffnung der Univerſität zu

Löwen entschieden widersetzten. Der K[illegible]
den ernsten und strengen Befehl, jede [illegible]
mit Gewalt zu unterdrücken. Die [illegible]
pagnien wurden aufgelöst, die Nation[illegible]
aber Graf Murray ließ sich zu [illegible]
klärungen und Zusagen an die Stä[illegible]
noch tiefer eingriffen, als die Verordn[illegible]
gouverneurs am 31. Mai. [illegible]
Officier, hatte aber nicht den [illegible]
der Bewegung auch nur im [illegible]
Er ging am 21. Septem[illegible]
auf die Dragoner, die seine [illegible]
ein Schuß abgefeuert. [illegible]
frage zum Nachgeben zu [illegible]
Namen des Kaisers zu [illegible]
„alles solle wie früher [illegible]
Gerichtshöfe und Innen[illegible]
mit den Ständen über [illegible]

In Folge dieser [illegible]
rufen, nach Grau[illegible]
Militärkommando[illegible]
Civilverwaltung[illegible]
Stelle Belgiens [illegible] ie
bevollmächtigt[illegible] ern.
vom Kaiser[illegible], sie
versehen, [illegible]
gesehen. [illegible]

und ſuchte ſich nur auf dem neuen Boden zu orientiren. Er nahm es auf ſich, eine allgemeine Amneſtie zu verkünden und die neuen Seminarien noch hinauszuſchieben. Chriſtine und Albert waren im Herbſt und Winter 1787 noch in Wien. Sie hatten gar keine Luſt nach Belgien zurückzukehren, da ihre Statthalterſchaft nur mehr eine perſönliche Würde war; der Kaiſer hatte Trautmannsdorf und d'Alton alle Gewalt in die Hand gegeben. Prinz Albert bot für den bevorſtehenden Krieg gegen die Türken ſeine Dienſte an, aber Joſeph kündigte am 10. December ihm und ſeiner Frau an, daß ſie wieder in die Niederlande zurückkehren müßten. Beide waren in den letzten Monaten mit Briefen aus Belgien überhäuft worden, die alle die Bitte für ihre Rückkehr enthielten. In der Hoffnung, durch ihre Gegenwart und perſönliches Wirken die Ruhe und das Vertrauen befeſtigen zu können, entſchloſſen ſie ſich die ſchwere und unheilbringende Miſſion wieder zu übernehmen. Nachdem ſie noch der Heirath des Erzherzogs Franz mit der Prinzeſſin Eliſabeth beigewohnt, reiſten ſie am 13. Januar von Wien ab.

Während ihrer Reiſe fand in Brüſſel der erſte offene Conflict zwiſchen der Regierung und den Malkontenten ſtatt. Die Brabanter Stände hatten, geſtützt auf die Zuſagen Murray's, die nicht förmlich widerrufen waren, ſchon am 20. October 1787 eine Erklärung abgegeben, in welcher ſie in ſcharfen Worten die Klagen

der Geiſtlichkeit hervorhoben, und neuerdings auf Abſtellung ihrer Beſchwerden drangen. Die Stände der anderen Provinzen ſtellten ähnliche Forderungen, und ſo verſchieden ſie waren, die Erbitterung der Geiſtlichkeit leuchtete überall durch. Die Dinge waren ſo weit gekommen, daß die Gegenſätze zwiſchen der Regierung und der Bewegungspartei immer ſchroffer heraustraten. Durch das fortwährende Schwanken und Zaudern kamen die Regierung und die Nation wie in einen Kriegszuſtand gegen einander. Ein Wechſel der Perſönlichkeiten konnte die Principien nicht umbilden. General d' Alton, der die Militärmacht kommandirte, war ein ehrgeiziger, intriguanter Mann, der nur die Gnade ſeines Herrn ſuchte und wenig um Mittel verlegen war, wenn er ſein Glück zu gründen hoffte [1]). Er fand von Anbeginn keinen Freund im Lande. Trautmannsdorf war ein ehrlicher, entſchiedener Charakter, aber jung, wenig arbeitſam, inconſequent und für ſo wichtige Geſchäfte unerfahren. „Er iſt gerecht, ſanft, höflich," ſchrieb ſpäter Chriſtine; „wenn er einen Fehler hat, ſo iſt es der, daß er zu ſehr herablaſſend, zu familiär iſt. Man iſt in dieſem Lande ſeit vielen Jahren gewöhnt, ſtolze Miniſter zu haben" [2]). Trautmannsdorf fand bei all' ſeiner

[1]) Memoiren des Herzogs Albert.

[2]) On est habitué dans ce pays depuis des longues années à voir des ministres fiers. Chriſtine an Eleonore Liechtenſtein 3. März 1788.

Freundlichkeit wenig Vertrauen bei dem Rathe und bei der Nation. Er trat aber entschieden auf. Er verlangte von dem Rathe in Brabant [1]) die unbedingte Ausführung aller vor dem 1. April erlassenen Ordonnanzen, und als dieser die Veröffentlichung des Dekretes ohne vorhergegangene Mittheilung an die Stände verweigerte, sandte ihm der Minister am 22. Januar 1788 den Befehl, binnen vier und zwanzig Stunden das Dekret zu publiciren und nicht eher auseinander zu gehen, bis dies geschehen sei. D' Alton hatte, um jeder Bewegung des Volkes zuvorzukommen, seine Dispositionen getroffen. Die Straßen waren mit Truppen besetzt. Da vor dem Pallaste, wo der Rath versammelt war, eine Menge Volkes zusammenströmte, wurden Patrouillen ausgesendet, dasselbe zu zerstreuen. Eine derselben wurde insultirt, der Officier ließ feuern, der Haufe stob auseinander, aber mehrere Todte und Verwundete lagen auf dem Platze. Der Schrecken und die Bestürzung war allgemein. Die ganze Garnison trat unter die Waffen, das Stadthaus und die Thore wurden besetzt, es sah aus, als wenn Brüssel im Sturme genommen werden sollte. Der Rath von Brabant blieb den ganzen Tag verfammelt, ohne zu einem Beschlusse zu kommen. Erst in der Nacht unterzeichnete er den Befehl zur Publikation des Dekretes.

[1]) 17. December 1787.

Chriſtine und Albert hörten von dieſen Scenen in Bonn, als ſie eben von dem Kurfürſten Abſchied genommen und abreiſen wollten. Sie ſchwankten noch, ob ſie in die aufgeregte Stadt zurückkehren ſollten, bis ein Brief des Miniſters ſie dazu beſtimmte. Er verſprach ſich von ihrer Ankunft einen günſtigen Eindruck. Die Generalſtatthalter wurden in aller Freude und Anhänglichkeit empfangen, aber ihr Einfluß beſchränkte ſich auf den perſönlichen Verkehr; ſie mußten bald inne werden, daß ihre friedlichen Beſtrebungen keinen Boden mehr fanden. Das ſtrenge Auftreten der Regierung hatte im erſten Augenblicke die Oppoſition eingeſchüchtert, die Entfremdung und Erbitterung der Gemüther aber vermehrt. Aufrühreriſche Schriften wurden verbreitet, das Volk rottete ſich zuſammen, mißhandelte die Anhänger der Regierung, die man Royaliſten nannte. Die militäriſchen Maßregeln beunruhigten mehr die friedlichen Bürger, als ſie den Pöbel ſchreckten. Eine Gelegenheit zu neuen Exceſſen bot ſich dar, als der Miniſter die kaiſerlichen Beſchlüſſe wegen der Verlegung der Univerſität von Löwen nach Brüſſel und wegen der Generalſeminarien durchführen wollte [1]). In Mecheln und Antwerpen rottete ſich das Volk zuſammen, um die Schließung der biſchöflichen Seminarien zu verhindern. Die Truppen wurden mit Steinwürfen verfolgt, ſie

[1]) März und Auguſt 1788.

gaben Feuer, Schuldige und Unſchuldige verloren dabei ihr Leben. Viele entflohen in's Ausland. Van der Noot, der ſeit der Amneſtie wieder mehrere aufrühreriſche Schriften veröffentlicht und das Volk in Brüſſel aufgehetzt hatte, ſollte arretirt werden, entkam aber. In Antwerpen und Mecheln wurden viele verhaftet; man entließ ſie ohne Unterſuchung noch am ſelben Tage.

Chriſtine und Albert erfuhren dieſe Vorgänge während einer Sommerreiſe nach Eſſen und Thoren zur Schweſter Albert's, die dort als Aebtiſſin lebte. In Düſſeldorf hatte der Herzog viel Genuß an den ſchönen Rubens und van der Werffs in der Gallerie. Noch im Juni kehrten ſie zurück und lebten zurückgezogen wie es ſchien in tiefer Ruhe in dem neuen Schloſſe Laeken. Aber der Friede war aus ihrem Leben entwichen. Die allgemeine Gährung, die Gewaltthaten, die Machtloſigkeit, in die ſie zurückgedrängt waren, alles berührte ſie peinlich. Dazu kam der innere Widerſtreit zwiſchen ihrer politiſchen Meinung und den Principien des Kaiſers. So ſehr beide den Ideen der Zeit huldigten, ſo ſehr ſie von der Nothwendigkeit einer durchſchlagenden Veränderung ergriffen waren, ihr Denken und Fühlen, ihre ganze Auffaſſung des Staates und des Lebens war von der des Kaiſers verſchieden. Sie lebten in der Monarchie Maria Thereſia's und hingen an den Traditionen derſelben mit der innigſten Ueberzeugung. Sie hatten die Regierung von Ungarn geleitet, das ariſtokratiſch-feudal

war wie kein anderes Land der Erde. An den Aufenthalt daſelbſt knüpften ſich die froheſten Erinnerungen ihres Lebens, Jugend, Liebe, Theilnahme, Freundſchaft, öffentliche Wirkſamkeit. Die öffentlichen Zuſtände in Belgien waren jenen in Ungarn vielfach ähnlich. Sie erkannten die faulen Stoffe, aber ſie meinten, die Zeit und politiſche Kraft der Nation würden dieſe von ſelbſt ausſtoßen. Nun wurden ſie durch die Joſephiniſchen Reformen aus ihrer Behaglichkeit, aus ihrer Ruhe aufgeſchreckt; an ihren Ueberzeugungen wurde gerüttelt. Sie kannten nicht die zerſtöreriſchen Kräfte, die in der Tiefe wirkſam waren, und die allein durch eine ſtreng gefügte Adminiſtration, durch ein Wegräumen der verkommenen mittelalterlichen Reſte durchkreuzt und gebunden werden konnten. Sie theilten die Meinung, welche damals den größten Theil der politiſch denkenden Geſellſchaft beherrſchte, daß eine ruhige Vermittlung, ein weiſes Nachgeben allein den Frieden und die Ordnung verbürgen könne. Erſt ſpät, als die alten Formen der Monarchie und der Nation in der allgemeinen Zerſtörung untergingen, ſagten ſie ſich von dieſen Meinungen los. In jenen Jahren glaubten ſie noch durch das Einwirken auf Perſönlichkeiten, durch eine milde Betrachtung der Dinge die Gegenſätze vermitteln und das Vertrauen befeſtigen zu können. Seit der Kaiſer ihre erſten Schritte desavouirt hatte, ſeit ihnen nur die Autorität gelaſſen war, welche einem Gliede des kaiſerlichen Hauſes ge-

bührte, blieb ihnen auch nur dieſe Bahn offen, um für das Intereſſe des Kaiſers und für die Nation gedeihlich zu wirken. Chriſtine ſchrieb am 2. März, am ſelben Tage, als die Univerſität von Löwen nach Brüſſel verlegt werden ſollte: „Wir trachten die öffentliche Ruhe zu erhalten und die Gemüther zur Vernunft zu bringen. Wir folgen dabei den Principien, wie wir es verſprochen haben. Die Ruhe iſt bis auf einen gewiſſen Punkt hergeſtellt und wird wahrſcheinlich dauern, wenn nicht wieder ſo ſchreckliche Scenen vorkommen, wie wir ſie erlebt haben. Es bleibt uns nur übrig, dieſe Ruhe durch die Rückkehr des alten Vertrauens zu befeſtigen. Bei der heftigen Agitation, bei der Erſchütterung, welche die Nation erfahren, wird ſich dieſes Vertrauen nur langſam wieder herſtellen, aber wir hoffen, es werde dann deſto dauernder und feſter werden. Glaube mir, mein theurer Bruder, daß wir in allem und für alle Zeit die Anhänglichkeit bewahren werden, welche wir Dir gewidmet haben; ſie wird nur mit unſerem Leben endigen.“ Einen Monat ſpäter: „Ich will nicht unterlaſſen, Dir über das, was im Lande geſchieht, zu ſchreiben. Du biſt in Kenntniß von allem, was die Angelegenheiten betrifft, und weißt, daß die Ruhe mehr äußerlich als innerlich iſt. Es wäre Täuſchung zu glauben, daß die Gemüther befriedigt und eine vollkommene Ruhe hergeſtellt ſei. Die Geiſtlichkeit glaubt ihre Principien nicht aufgeben zu dürfen. Furcht und Mißtrauen herrſchen

überall, und es ist schwer anzunehmen, daß eine Rückkehr zu entgegengesetzten Anschauungen, eine Harmonie der Gedanken und des Vertrauens erfolgen werde. Soweit unsere Stellung es erlaubt, haben wir alles dazu beigetragen; Du hast uns selbst Deine Anerkennung darüber ausgesprochen. In allem wird unsere Regel, unser Ziel sein, das zu erfüllen, was uns die Anhänglichkeit, die Pflicht für Dich vorschreibt. Möge Dich das von der Lauterkeit unserer Gesinnungen, von unserem Eifer überzeugen, mögest Du uns Deine wohlwollende Güte bewahren, um welche wir Dich zu bitten wagen" [1]).

Die Briefe Christinen's an Kaiser Joseph aus den Jahren 1788, 1789 sind von denen der früheren Zeit sehr verschieden. Sie berühren die Ereignisse nur im Allgemeinen, weil Trautmannsdorf genaue Berichte einsendet; sie sind kühl, vornehm, zurückhaltend und viel mehr an die Majestät als den Bruder gerichtet. Unverkennbar ist das Selbstgefühl der Erzherzogin seit der Wiener Reise gekränkt, ihr Vertrauen zu Joseph und zu dem System seiner Regierung erschüttert. Sie spricht offen aus, daß die allgemeine Meinung seinen Absichten entgegen ist; selbst wenn die ersten zwei Stände die Oberhand gewännen, würde der Kampf der Meinungen fortdauern; „so tief eingewurzelte Principien könne nur die Ueberzeugung bewältigen." „Es scheint," fügt sie

[1]) Briefe Christinen's an K. Joseph v. 2. März, 21. April 1788.

einem Briefe bei, „daß alle menſchliche Klugheit, alle Beredſamkeit, alle Gründe und Maßregeln ungenügend ſind, um in einer kurzen Zeit eine für die Reformen günſtige Stimmung hoffen zu können; nur die Zeit und ein allmäliges Zurückgehen kann das Vertrauen und die nothwendige Ruhe wieder herſtellen“ [1]).

In dieſer Zeit hatte der Kaiſer als Bundesgenoſſe der Ruſſen den Krieg gegen die Türken begonnen. Er war am 29. Februar von Wien nach Trieſt abgereiſt, ging dann durch Croatien an die Donau und blieb im Hauptquartier zu Futak, ſpäter in Semlin. Man weiß, wie unglücklich der Feldzug von Anbeginn ausfiel. Belgrad hielt ſich, die Ruſſen ließen die Oeſterreicher im Stich, Potemkin lag allein ſechs Monate vor Oczakov, ohne ſich um die Oeſterreicher zu kümmern; die türkiſche Armee kam nach Orſova, überſchritt die Donau und rückte in's Banat ein, ohne daß eine Schlacht geſchlagen war. Sie wurde wohl über die Donau zurückgedrängt, aber der Feldzug endete wie er angefangen, ohne ein Reſultat. Die ſchöne öſterreichiſche Armee, auf welche der Kaiſer mit Recht ſo ſtolz war, hatte große Verluſte erlitten und der Kaiſer ſelbſt war von ſeiner Krankheit ſo mitgenommen, daß er im Spätherbſt nach Wien zurückkehren mußte. Es hat wahrlich nicht an ihm gefehlt, daß die Erfolge des Feldzugs ſo kläglich aus-

[1]) Briefe vom 27. Mai, 25. Juni 1788 und 12. Jänner 1789.

fielen; er war voll Einsicht, Muth und Entschlossenheit; an Aufopferung und Thätigkeit that er es dem gemeinen Manne zuvor. Oft war er im Lärm des Lagers in mitternächtlicher Stille mit den Berichten beschäftigt, welche die Minister einschickten. In einem dürftigen Gasthofe in einer Vorstadt von Semlin schrieb er eine Reihe von Briefen an Christine. Sein Blick richtet sich auf die politische Lage von Belgien und ganz Oesterreich; er vertraut noch der Kraft seiner Principien und hofft auf eine friedliche natürliche Entwicklung der Dinge. In der Opposition der belgischen Stände erkennt er nicht wie seine Schwester die Klage und das Leid eines erbitterten, ergriffenen Volkes; er sieht darin nur die Vorurtheile, die Interessen der Einzelnen und die französische Agitation thätig. Auch in kirchlichen Dingen will er nicht nachgeben und billigt das entschiedene Auftreten seines Ministers.

„Deinen Brief," schreibt er seiner Schwester aus Futak [1]), „erhielt ich nach meiner Tour im Banat; meine Reise vom adriatischen Meer bis zur Walachei ist damit geendigt. Ich bin erfreut über die Haltung, welche man gegenüber den neuen Insolenzen in Brüssel angenommen; möchten sie beendigt sein zu der Schmach der Leute und zur Ehre des Gouvernements. — Hier werden wir anfangen; den 16. rücken wir in's Feld,

[1]) 9. April 1788.

verſammeln uns auf den Höhen von Semlin, drei oder vier Tage nachher wollen wir etwas gegen Sabacz unternehmen. Die Ueberſchwemmungen der Save verſchieben noch die Belagerung von Belgrad; ich hoffe, daß ſie nicht ſo ſtark ſind wie voriges Jahr. Meine Geſundheit iſt gut."

„Dieſe Klagen über Militärherrſchaft und Janſenismus," ſchreibt der Kaiſer einen Monat ſpäter [1]), „ſind durch nichts begründet; aber es liegt im Intereſſe mehrerer Perſonen, dieſe Ideen im Publikum zu unterhalten. Sie unterhalten ſich damit, wollen eine Rolle ſpielen und grollen deßwegen. Darin liegt der Grund des Mißtrauens und der Unzufriedenheit der Niederlande."

Wir theilen die Briefe über die Ereigniſſe jenes Jahres vollſtändig mit. Die Stimmungen und Erfahrungen, welche der Kaiſer darin ausſpricht, verdienen wohl, daß jeder Oeſterreicher ſie mit Ehrfurcht beachte.

Semlin, 6. Juni 1788: „Du glaubſt nicht, wie ſehr mich hier die militäriſchen Angelegenheiten abſorbiren und wie ſehr es mich freut, Nachrichten von Perſonen zu erhalten, die ich liebe, von den Niederlanden und all' den Dingen, die mich intereſſiren. Ich erwarte mit Ungeduld die Reſultate dieſer Generalverſammlung, weil ich daraus klar erkennen werde, wie dort die

[1]) Semlin, 13. Mai 1788.

Köpfe noch eingenommen sind. Hier sind wir in einer verzweifelten unangenehmen Unthätigkeit. Meinen bestimmten Willen, die Save zu passiren und Belgrad im April zu belagern, sah ich vereitelt durch die Ueberschwemmungen und tausend Dinge, für welche nicht vorgesehen war. Es ist so weit, daß ich alles selbst schreiben und thun muß. Ich hatte endlich für den 26. Mai meine Maßregeln getroffen, und als alles bereit war zu marschiren, machen diese unglücklichen Russen keinen Schritt, nachdem sie doch übereingekommen waren, zur selben Zeit vorzurücken. In Folge dessen sind alle Kräfte der Türken gegen mich allein gerichtet und der Großvezier steht mit seiner ganzen Armee schon bei Widdin. Dessenungeachtet wollte ich Belgrad blokiren und ihm die Schlacht bieten, aber Jedermann und die Meinung der ganzen Armee, von der ich anderes erwartet hatte, war dagegen. Jeder meinte, es wäre ein zu gewagtes Spiel, man müsse zuerst eine beträchtliche Verstärkung erwarten. Weiß Gott, welche Ereignisse eintreten und wann die Russen marschiren werden. Das ist sehr traurig. Ich habe acht Bataillone und zwei Regimenter Cavallerie in's Banat geschickt, um Wartensleben zu verstärken."

Semlin, 13. Juni 1788. „Ich habe Deinen Brief erhalten, in welchem Du mir mittheilst, daß die ersten zwei Stände von Brabant die Steuern so pompös bewilligt haben. Man muß sehr darniederliegen, und die

Dinge müſſen ganz aus der Ordnung gekommen ſein, daß man erſtaunen oder ſich freuen ſoll über etwas, das ſo einfach, ſo gerecht, ſo nothwendig iſt, oder daß man jene belohnen ſoll, die ſich dabei als gutgeſinnt zeigen wollen. Das ſoll hervorgehen aus dem vereinten Wirken der ganzen Geſellſchaft für die öffentlichen Pflichten, für die Vertheidigung des Landes, für die Verwaltung der Juſtiz und die Regierung im Allgemeinen, die den Souverain mit den Individuen und dieſe wieder untereinander in der Geſellſchaft vereinigt. Aber man iſt noch nicht der Düpe, wenn man die Gefälligkeit hat es zu ſcheinen, und ich weiß Dir und Albert viel Dank, daß Ihr mit ſo viel Einſicht und Eifer beigetragen habt, dieſen ebenſo ſchlechten als armſeligen Köpfen Vernunft beizubringen über die einfachſten Dinge der Welt. — Glaube mir, daß die Bewohner von Brüſſel und die Niederländer im Ganzen ihre Nachbarn nachahmen; der Grund iſt holländiſch und darüber franzöſiſcher Firniß. Die Züchtigung, welche die holländiſchen Patrioten und die franzöſiſchen Parlamente erfahren, haben Wirkung gehabt, und ich glaube, daß man ſich überzeugt, wer die Gewalt in den Händen hat, wird auch das Recht behaupten. Wenn man fortfährt mit Feſtigkeit zu handeln, wirſt Du ſehen, daß nach und nach alle dieſe Geſchichten von Mißtrauen, Klagen und ſchlechter Laune aufhören werden; ſie werden einſehen, daß ſie damit keinen Schrecken einjagen. Meine

Geſundheit iſt ſo ziemlich, obwohl ich mich in dieſer Paſſivität langweile; die Ruſſen haben noch nichts unternommen und zwingen uns die türkiſche Armee zu bewachen."

Semlin, 11. Auguſt. — „Hier haben wir Gutes und Schlimmes. General Papilla hat ſich bei Schupanek überfallen laſſen und rettete ſich noch in Unordnung; ſeine Kanonen, die Bagage und zwei Bataillons ſind in den Wäldern zu Grunde gegangen. Dafür hat de Vins die Türken bei Dubitza geſchlagen und das Lager genommen. Die erſtere Nachricht, welche den Marſch des Großveziers in's Banat entſcheidet, zwingt mich morgen mit der Armee in's Banat zu marſchiren; ich laſſe aber wenigſtens 22 Bataillone zurück, 21 nehme ich mit mir und hoffe Wartensleben zu treffen."

Lugos, 28. September. „Ich habe heute Deinen Brief erhalten und danke Dir für die Theilnahme an meiner Geſundheit und an den Operationen der Armee. Aber ich kann Dir über das eine und das andere nichts Befriedigendes ſagen. Was meine Geſundheit anbelangt, ſo hält das Aſthma an; ich habe Beſchwerden beim Athmen und huſte bei der Nacht, was ſehr ſchlimm iſt; nichts deſtoweniger ſchleppe ich mich weiter und lebe ſo fort, ſo lange ich mich auf den Beinen halten kann. Keinesfalls verlaſſe ich unter dieſen Umſtänden die Armee. — Was die Operationen betrifft, ſo ſind ſie auf eine unbegreifliche Weiſe vereitelt. Wartensleben ver-

langte, daß wir in die Thäler von Mehadia marſchiren; den Morgen noch berichtet er, daß er ſeine Poſition verlaſſe und zieht ſich zurück ohne eine weitere Ordre zu hinterlaſſen, während wir nur zwei Märſche von ihm entfernt waren. In dem Thale angelangt, nahmen wir eine Poſition bei Illowa, welche dem Feinde den Weg noch verſperrte. Wir ließen Bouchainville bei Almas mit zehn Bataillons. Die feindliche Armee kommt an uns, zwingt uns den rechten Flügel zu verſtärken und wir werden zurückgeworfen. Noch hätte man die Türken zurückhalten können, da ſie mit der Maſſe von Leuten in den Bergen nicht operiren konnten, aber zum größten Unglück zieht ſich Bouchainville ohne einen Schuß gethan, ohne einen Türken geſehen zu haben, zurück und bleibt in Folge eines Mißverſtändniſſes dann ſechs Tage ſtehen, ohne mir zu rapportiren. In dieſer Zeit konnten die Türken leicht in die Ebenen des Banats eindringen, die Donau war offen und wir waren gezwungen, uns wegen der Kommunikation und wegen der Lebensmittel auf Karanſebes und Lugos zurückzuziehen. Dort erwarteten wir den Großvezier, um, wenn er aus den Bergen kommt, an ihn zu gehen. Aber indem wir warteten, wurde dieſe ſchöne Provinz verwüſtet; ſie brennen alles nieder. — Ich laſſe Dich ſelbſt über dieſe Ereigniſſe urtheilen. Du kannſt Dir meinen Kummer denken. Adieu, ich hoffe, daß Du beſſere Nachrichten geben kannſt."

Tomaſchowetz, 20. October: „Es iſt lange Zeit, daß ich Dir nicht geſchrieben, aber ich war unpäßlich und hatte nur unangenehme Nachrichten zu ſchreiben; ich glaubte, es wäre beſſer, darüber zu ſchweigen. Ich zeige Dir an, daß wir auf dem Marſche ſind, um das Banat wo möglich von den Türken zu befreien. Uebermorgen ſind wir bei Pancſova, wo eines ihrer Corps ſteht. — Meine Geſundheit iſt nicht beſſer: Athmungsbeſchwerden und Huſten plagen mich immer; ich habe alles gebraucht und bemerke keine Veränderung; ich hatte nun alles aufgegeben, befinde mich beſſer und kann mich wieder längere Zeit zu Pferde halten."

Semlin, 27. October: „Nach einer Abweſenheit von dreizehn Wochen, während welcher wir Promenaden im Banat gemacht haben und während der ich tauſend Unannehmlichkeiten durch die Schuld anderer Leute erfahren, bin ich wieder hieher zurückgekehrt. Meine Aufgabe iſt hier Schupanek und das Thal bis Mehadia zu decken. In dieſer Jahreszeit und in einem verwüſteten Lande kann man es ſchwer ſtreitig machen. Wir wiſſen, daß der Großvezier ein Unternehmen auf Semlin verſuchen will, deßwegen bin ich mit einem Theile der Armee hieher gerückt; wir werden ſehen, was kommen wird. Der Schaden, den dieſe Elenden im Lande angerichtet, iſt groß. Pancſova wurde verbrannt. — Meine Geſundheit, für welche Du Dich intereſſirſt, iſt dieſelbe. Ich huſte viel. Heute Morgen nahm ich ein Glas Ziegen-

milch. Ich erfahre, daß die Universität in Brüssel reussirt, und daß auch das arme Seminar anfängt zu vegetiren."

Semlin, 17. November: „Im Moment meiner Abreise schreibe ich Dir diese Zeilen. Der Feldzug ist beendigt. Die Armee hat die Winterquartiere bezogen und ich reise morgen über Peterwardein, Essegg, Pest, Ofen nach Preßburg; ich werde mich überall aufhalten und erst Anfang December in Wien ankommen. Meine Gesundheit ist mit Ausnahme der Athmungsbeschwerden gut, und ich bin überzeugt, daß das ein eingewurzeltes Uebel ist, für das es kein Mittel mehr gibt. Die Türken sind in ihr Land zurück; sie haben nicht einen Zoll Boden von uns. Die Russen haben nichts gethan und werden auch wahrscheinlich nichts thun, obwohl sie fortfahren zu blokiren; was sie vor Oczakow unternehmen, ist keine Belagerung; ich zweifle, daß sie zum Ziele kommen."

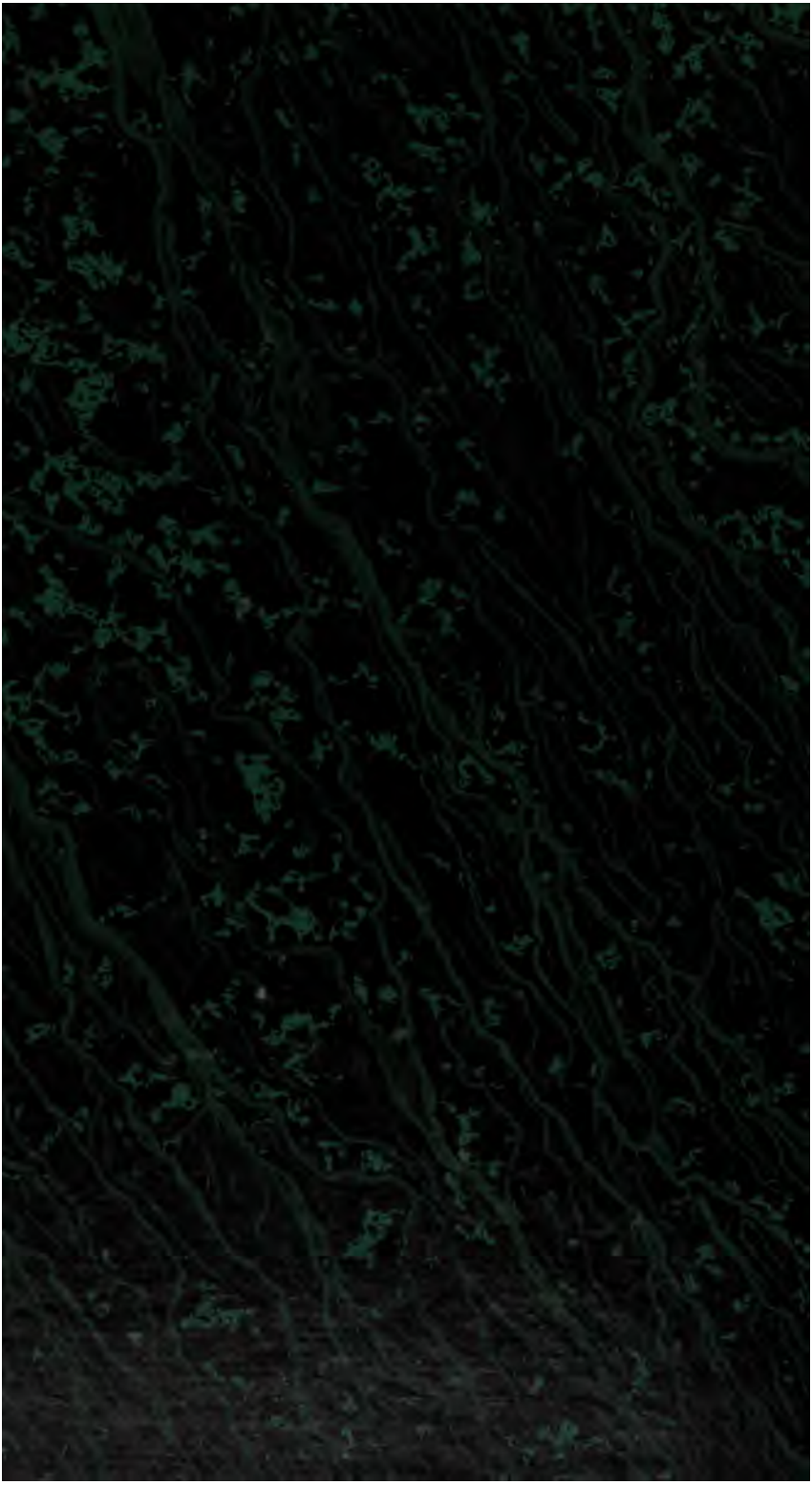
Pest, 26. November. „Ich habe hier Deinen Brief erhalten; einige Tage bleibe ich hier, um alles zu ordnen, dann reise ich nach Wien. Du bist sehr gütig, ein solches Interesse an meiner Gesundheit zu nehmen. Sie ist immer gleich; schweres Athmen, Husten und ein dumpfer Schmerz gegen das Herz; es macht mir Herzklopfen, wenn ich nur ein wenig Bewegung mache. Ich erwarte von Euch Nachrichten über die Ständeversammlung von Brabant, wie sie endigen wird und ob man fortfährt mit denselben Thorheiten die Köpfe zu ver-

wirren. Die Universität ist jedenfalls in Brüssel besser daran als in Löwen; ebenso das Seminar. Es ist unbegreiflich, daß man darin einen Herd der Irreligiosität erkennen will. Es ist das einzige Mittel, in diese Institute einen gleichmäßigen Unterricht zu bringen, ohne sie den verschiedenen Meinungen der Bischöfe zu unterwerfen."

16. December 1788. Wien. „Ich habe Deinen Brief erhalten und sage Dir tausend Dank für Dein liebevolles Interesse an meiner Gesundheit. Sie ist immer gleich. Ich athme schwer und huste viel seit meiner Rückkehr. Hier führe ich ein Leben wie eine Wöchnerin: ich gehe nicht aus, außer einigemal Abends zur Prinzessin Elisabeth. Ich war noch nicht im Theater. Ich nehme Droguen, Morgens Ziegenmilch, aber ich merke keine Veränderung; jetzt habe ich den Schnupfen bekommen, der seinen gewöhnlichen Verlauf nimmt. — Neues weiß ich Dir nicht zu sagen, als daß wir einen schrecklichen Winter haben, viel Schnee und starke Kälte, was sehr schlimm ist für den Marsch der Regimenter und die Transporte. Ich kann kein Prognostikon stellen, was bei dem Chaos, bei der politischen Erschütterung, welche in Europa fast Alles ergriffen hat, noch kommen wird. Die Antworten aus Petersburg geben ein wenig Licht. Ich schicke Dir hier einen Bericht über den letzten Feldzug und die Ursachen aller Ereignisse."

Stanford University Libraries
3 6105 013 887 810

DB
73
.M2.W8
v.1

	DATE DUE		

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA
94305